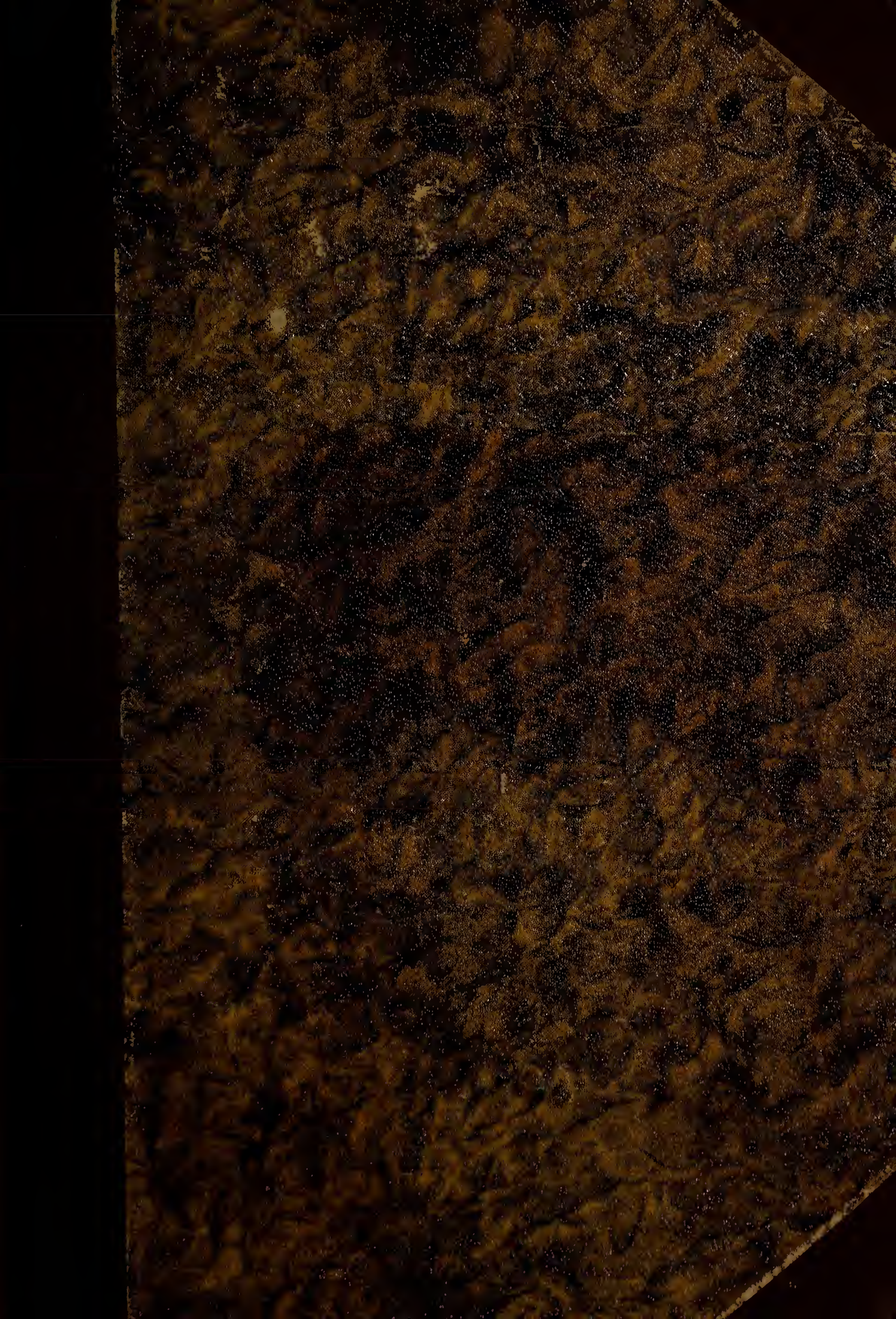
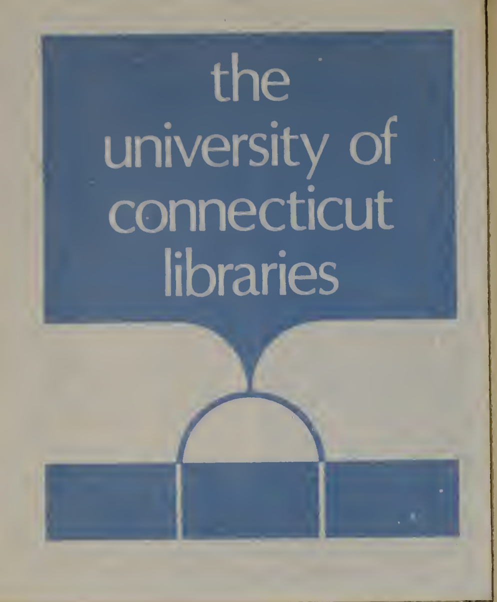
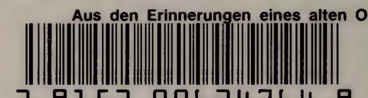




hbl, stx HD 9525.A95K8
Aus den Erinnerungen eines alten O



HD/9525/A95/K8

Aus den Erinnerungen eines alten Österreichers

(Paul Kupelwieser)

Gerold & Co., Wien

I., Stefansplatz 8

1918.

HD
9525
A95
K8

Vorwort.

Der ehemalige Generaldirektor der Witkowitzer Gewerkschaft und gegenwärtige Besitzer der Brionischen Inseln in Istrien, Paul Kupelwieser, hat seinen Lebensabend zur Niederschrift seiner Lebenserinnerungen benützt, nicht um der Mitwelt Sensation zu bieten, sondern um selbst im Gedächtnisse festzuhalten und seiner Familie an Erfahrungen zu überliefern, was er der Vergessenheit entreißen zu müssen glaubte. Seine Freunde, die von dieser Arbeit erfuhren, bemühten sich, den Verfasser dazu zu bewegen, sein Lebensbild der Öffentlichkeit zu zeigen. Politische und persönliche Gründe stehen dem entgegen. Indessen gelang es, eine Reihe von Episoden aus der Lebensgeschichte Kupelwiesers loszulösen, deren Veröffentlichung kaum einem Widerspruche begegnen dürfte. Die Herausgabe dieses Stückwerkes ist freilich nicht ganz im Sinne des Verfassers; er vermochte sich aber nicht dem Wunsche seiner Freunde gegenüber völlig ablehnend zu verhalten.

Kupelwiesers schlichte Erzählung seiner Lebensschicksale enthält eine reizvolle Schilderung der Geschichte der österreichischen, ja der kontinentalen Eisenindustrie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sozialistische Probleme, die uns heute bis ins Innerste bewegen, riefen schon vor vierzig Jahren den Lenker einer mächtig aufstrebenden Industrie in die Schranken. Dieser steht mit seinen Betrachtungen völlig außer der schon damals lebhaft geführten wissenschaftlichen Erörterung dieser wichtigen Fragen und seine damals gefundene Entscheidung ist gewiß nicht nach dem Geschmacke der heute nahezu allge-

meinen Beurteilung. Nichtsdestoweniger überrascht sie durch die Folgerichtigkeit ihres Ideenganges und fordert zur Neuaufstellung des, wie es scheint, noch nicht endgiltig geklärten Problemes heraus.

Die versicherungstechnischen Pläne und Vorschläge des Verfassers sind durch die modernen, nun schon wissenschaftlich erprobten, allgemein üblichen Einrichtungen wohl überholt; die Richtigkeit des ohne wissenschaftliche Vorbereitung eingeschlagenen Weges wird aber auch den Fachmann sympathisch berühren.

Nach Abschluß der überaus erfolgreichen industriellen Tätigkeit des Verfassers sehen wir ihn in seinem neu gewählten Berufe als Landwirt, Weinbauer und Gärtner und vor allem als österreichischer Patriot auf der Insel Brioni im Kampf für deutsche Kultur gegen vielerlei Widerstände und bureaukratische Unvernunft erfolgreich tätig. Seine Herbeirufung des großen deutschen Gelehrten Robert Koch zur Bekämpfung der istrianischen Malaria und die dabei erzielten Erfolge haben in Österreich bahnbrechend gewirkt und die einst so wüste Insel Brioni ist heute im In- und Auslande als ein wahrhaftes Paradies bekannt.

Den am Schlusse dieser Veröffentlichung enthaltenen Mitteilungen folgt die Darstellung einer Reihe zeitgeschichtlich höchst wertvoller Erlebnisse des Verfassers. Eine spätere, ruhigere Zeit wird vielleicht die Vervollständigung dieses Lebensbildes möglich machen. Für die Gegenwart muß aber dieser Torso genügen, der den Freunden Kupelwiesers hiemit dargeboten wird.

Wien, April 1918.

Dr. Carl Kupelwieser.

Erster Abschnitt.

Jugend.

. . . .

Ich glaube, am 1. Oktober 1861 traf ich mit meinem Vater, der mich nach Leoben brachte, ziemlich früh morgens nach einer längeren Nachtfahrt und einer zweistündigen Wagenfahrt von der Station Bruck dort ein. Es war die einzige Reise, die ich mit meinem Vater allein machte und mich hiebei der herzlichen Güte und Fürsorge desselben erfreute. Nach einem rasch eingenommenen Frühstück eilte ich zur Akademie mit der Absicht, deren Hausmeister, der uns für solche Zwecke empfohlen war, zu bitten, mir Adressen zu geben von Häusern, in denen Studenten der Akademie als Mieter Aufnahme finden. Als ich unter dem Tor der Akademie mich umsah, wo ich etwa den Hausmeister treffen würde, kam über die Stiege herunter ein ältlicher Mann in einer sehr unansehnlichen Kleidung, Pantoffel an den Füßen, ein grünes knapp anschließendes Käppchen auf dem Kopfe und es schien mir nicht zweifelhaft, daß es der Hausmeister der Akademie sei, doch wollte ich sicher gehen und fragte die zögernd über die Stiege herunterschleichende Persönlichkeit, ob sie der Hausmeister der Akademie sei. Eine Antwort auf meine Frage wurde mir nicht zuteil, aber die Hand des Gefragten deutete in der Richtung, wo ich den Gesuchten finden würde. Ich traf dort denselben, nahm eine Reihe von Adressen in Empfang und eilte zurück in das Gasthaus zu meinem Vater, der, schon längst mit Herrn Hofrat Tunner bekannt, mich demselben persönlich vorstellen und empfehlen wollte. Als nun etwa eine Stunde später diese Vorstellung und Empfehlung in der Kanzlei des Herrn Hofrates wirklich erfolgte, erkannte ich zu meinem Schrecken, daß ich morgens dem Herrn Hofrat die sehr ungeschickte Frage gestellt hatte, ob er der Hausmeister der Akademie

sei. Diese Ungeschicklichkeit, die ich mir in meiner Eile und Oberflächlichkeit zu Schulden kommen ließ, hat mir Herr Hofrat Tunner sehr lange nicht vergessen und ich hatte während des vierjährigen Besuches der Leobner Akademie immer ein wenig darunter zu leiden, bis er etwa 20 Jahre später, dann leider nicht mehr Direktor der von ihm gegründeten und so vortrefflich geleiteten Bergakademie, sondern als Präsident einer großen Aktiengesellschaft, der Innerberger Hauptgewerkschaft, Witkowitz besuchte, um die ihm bis dahin theoretisch bekannte Anwendung des Thomasprozesses kennen zu lernen. Erst dann hat er mir in sehr liebenswürdiger Weise fast Abbitte geleistet für die mancherlei kleinen Bosheiten, die ich im Laufe der Jahre von ihm erfahren hatte und deren er sich wohl bewußt schien. Diese kleinen Bosheiten, die ich von Zeit zu Zeit zu spüren bekam, hatten indes wohl noch einen zweiten Grund, außer der Ungeschicklichkeit, mit der ich mich bei ihm eingeführt hatte.

Hofrat Tunner war nicht sehr glücklich in seinem Familienleben und zumal die Erziehung seiner Kinder wollte nicht recht geraten. Die Welt machte hiefür ein wenig die besondere Eigenart seiner Frau verantwortlich, deren ich mich indes noch als einer für die vorgeschrittenen Jahre noch sehr hübschen, auch gütigen, aber vielleicht nicht sehr gescheiten Frau erinnere. Der älteste Sohn Tunner's trat gleichzeitig mit mir in die Leobner Bergakademie ein, war etwas älter als ich, hatte keinerlei Mittelschule absolviert, da ihn sein Vater, ärgerlich über schlechte Schulerfolge, zu einem Schlosser in die Lehre gegeben hatte. Er kam in rüde Gesellschaft und gefiel sich dann in rohen Manieren und Ungezogenheiten, auch ein wenig in unmäßigem Genuß von Speise und Trank. Gewiß direkt nicht unbegabt, aber doch langsam und schwerfällig auffassend, fiel ihm alles Aufnehmen von Wissen schwer. Die Leichtigkeit, mit welcher ich damals alles mir sich bietende neue Wissen aufnahm, die Art, mit der ich mich bei aller mir natürlichen Bescheidenheit gesellschaftlich bewegte, standen sehr im Kontrast zu seinem Sohne und dieser Kontrast war dem Vater schmerzlich und machte ihn ein wenig eifersüchtig und dann oft ungerecht gegen mich. Ich war indes wenig schmerzlich hiedurch berührt, weil ich sehr bald die außerordentlichen Eigenschaften und die Verdienste dieses Mannes erkannte, ihn liebte und verehrte und ein wenig

Eifersucht und Ungerechtigkeit mir, so großen Eigenschaften gegenüber, völlig unbedeutend und verzeihlich erschienen.

Noch an demselben Abend fuhr mein Vater nach Wien zurück. Ich war nun in einer mir bisher fremden Umgebung und war in einem der sechs Zimmer, von 6 Studenten verschiedener Jahrgänge bewohnt, nicht unbequem untergebracht, in einem Hause, das außer uns Studenten und der uns bedienenden älteren Frau keine anderen Bewohner hatte. Da das Zimmer groß genug war, sandten mir die Eltern bald den alten Flügel von Streicher, der in unserem Balkonzimmer stand, und so war auch ein wenig für Unterhaltung mit Musik gesorgt. Ich fand indes wenig Zeit hiefür, da mein Interesse durch die Lehrgegenstände außerordentlich gefesselt wurde und eine gewisse kollegiale Geselligkeit mit meinen anderen Kameraden mit allerlei alten bergmännischen Gebräuchen kaum umgangen werden konnte und mir auch nicht mißfiel. Indes hatte ich schon bei dem ersten kollegialen Feste, dem Fuchsensprung, mit welchem die in der Akademie neu Eingelangten als Kollegen unter allerlei bergmännischen Gebräuchen aufgenommen wurden, einen kleinen Streit zu bestehen. Ein wohlwollendes Zugrüßen und Zutrinken seitens irgend eines mir meist noch unbekannten Kollegen sollte durch das Austrinken des vor mir stehenden Glases Bier erwidert werden. Bier war indes damals ein von mir wenig geschätztes Getränk, dessen Genuß über ein beschränktes Maß hinaus mich direkt abstieß. Ich erwiderte den mir gewordenen Gruß gewiß freundlich, aber nur mit einem Schluck Bier, statt, wie erwartet und gefordert wurde, mit dem Austrinken des ganzen Glases. Hierüber entstand ein großes Hallo und ein lebhafter Streit, bei dem ich daran festhielt, daß es mein und jeden freien Mannes Recht sei, so viel oder so wenig zu trinken, als es ihm gut dünke, und daß ich mich niemals einem Zwang unterwerfen würde, mehr zu trinken, als mir angenehm wäre. Ich glaube, ich wäre aus der Gesellschaft hinausgeworfen worden, wenn nicht der an dem Feste teilnehmende Assistent Engelmann, als ausgezeichneter Lehrer und liebenswürdiger Mensch von der ganzen Studentenschaft hochgeschätzt, sich auf meine Seite geschlagen hätte und mit verständigen und liebenswürdigen Worten für die Freiheit des Menschen, also auch des Studenten eingetreten wäre und die Gemüter bezüglich dieses Einbruches in alte Gebräuche beruhigt hatte. Bald hatte sich die Gesell-

schaft in diese meine Eigenart gefunden und ich war glücklich über die Feierlichkeiten des Fuchsensprunges hinweggekommen, ohne mir einen Rausch anzutrinken. Und als ich der einzige der Füchse war, der am nächsten Tage nicht unter einem Katzenjammer zu leiden hatte, schien mir, daß die Verteidigung meiner Freiheit mir eher eine gewisse Achtung als Mißtrauen einbrachte.

Von den ersten Vorlesungen an konnte ich erkennen, daß ich in Professor Gustav Schmied für höhere Mathematik und Assistent Engelmann in darstellender Geometrie, später in Kristallographie, Mineralogie, Geologie und Paläontologie ganz vorzügliche Lehrer vor mir hatte, in ihrer Lehrbefähigung weit über allem stehend, was ich bisher erlebt hatte. Die täglichen und dann immer zwei Stunden umfassenden Vorträge dieser Herren fand ich so interessant und spannend, daß sich das Vorgetragene in mein Gedächtnis einprägte und ich fast ohne Nachstudien die halbjährigen Prüfungen aus den Gegenständen mit der besten Klassifikation bestehen konnte.

Irgend ein Wissensstoff, der an der technischen Hochschule in Wien in einem ganzen Jahr, oft auch in mehreren Jahren mit 2—3 Stunden wöchentlich bewältigt wird, mußte in Leoben in einem halben Jahr erschöpft werden, dann folgten die immerhin strengen Prüfungen, um neuen ebenso behandelten Gegenständen Platz zu machen.

Diese zweckmäßige Einteilung unter dem so erfolgreichen Suchen Tunners nach befähigten Lehrkräften, häufig noch junge und verhältnismäßig nieder bezahlte Männer mit dem Titel Assistenten, diese zweckmäßige und verständige Arbeit Tunners hat die ursprünglich aus privaten Mitteln steirischer Hüttenbesitzer errichtete und erst später vom Staat übernommene Schule zur anerkannt besten des Kontinentes gemacht, der Schüler aller Eisenindustrie betreibenden Länder zuströmten und so das durch die Schule vermittelte Wissen der ganzen Erde zugute kommen ließ. In den Jahren, in welchen ich Leoben absolvierte, waren mehr als ein Drittel sämtlicher Schüler Ausländer.

Mit verhältnismäßig kleinen Mitteln hatte Peter Tunner die Schule begonnen, mit verhältnismäßig zu kleinen Mitteln suchte er durchzureichen, als die Schule schon groß und weltberühmt war. Es schien ihm diese Sparsamkeit, oft vielleicht am unrechten Fleck, ein Mittel, sich die ihm so nötig erscheinende Freiheit der Wahl der

Lehrkräfte zu sichern, und etwa von oben protegierte, weniger geeignete Bewerber auszuschließen. Aber den Eindruck hatte ich in den vier Jahren, die ich in Leoben studierte, und sicher ebenso jeder Schüler der Akademie wie ich, daß es eine ganz vorzügliche Schule war, viel zielbewußter und verständiger als andere Hochschulen Österreichs organisiert, nach deren Muster leider die Leobner Bergakademie nach dem Abgange Tunners eingerichtet wurde, um von dem Niveau einer ganz ausgezeichneten Schule zu einer noch zureichenden Unterrichtsanstalt herabzusinken.

Etwa ein halbes Jahr später, nachdem ich in Leoben eingetreten war, war Hofrat Tunner wieder auf der Suche nach einer guten Lehrkraft für Metallhüttenkunde nach Reschiza gekommen, wo mein älterer Bruder Franz zwei mit Holzkohlen und Koks betriebene Hochöfen der Staatseisenbahngesellschaft leitete. Mein Bruder war gleich nach Absolvierung der Leobner Akademie als Dozent verschiedener Gegenstände von Tunner verwendet worden. Tunner kannte seine ausgesprochene Lehrbefähigung, und da mein Bruder wie sein vierjähriges Töchterchen stark unter Malaria litten, war es Tunner leicht, ihn zur Rückkehr zum Lehrberuf zu bewegen, mit Bezügen, die wesentlich niederer waren, als ihm die Stelle in Reschiza bot. So traf es sich, daß dreiviertel Jahre später, als ich die Leobner Akademie bezog, mein Bruder Franz als Professor für Metallhüttenkunde nach Leoben kam. In seinem Hause und bei seiner lieben Frau fand ich fortan außerordentlich freundliche Aufnahme, trat nun in engeren Kontakt mit fast allen guten Familien der Stadt Leoben und konnte nur die kurze Ferienzeit zu Weihnachten und zu Ostern bei meinen Eltern und Geschwistern in Wien verbringen, dann immer ein wenig teilnehmend an der Gesellschaft, die sich meinem Bruder Karl erschlossen hatte.

Die dreiviertel Jahre, in welchen ich als Student in Leoben war, bevor noch mein Bruder dorthin berufen wurde und mich in seinem Hause aufnahm, hatte ich sehr einfach gelebt, ohne daß mir irgendeine Entbehrung fühlbar geworden wäre. Zum Frühstück konnte ich für wenig Geld ein großes Glas vorzüglicher Milch und Semmeln haben, das Monatsabonnement in einem Gasthaus für das Mittagessen während 30 Tagen kostete 10 Gulden, als Abendessen hatte ich ein paar Tassen selbstbereiteten Tees mit weißem Gebäck und etwas Butter und nur Samstag abends nahm ich an

den Studentengesellschaften teil. Ich glaube, die 200 Gulden, die mir der Vater zurückließ, als er mich nach Leoben gebracht hatte, haben gereicht, bis mein Bruder Franz und dessen Frau nach Leoben kamen und mich in ihrem Hause aufnahmen. Ich erinnere mich, daß ich niemals in der Lage war, mit einer Bitte um Geld an meine Eltern herantreten zu müssen. Mit Wäsche und Kleidern war ich genügend versehen und auch in den späteren Jahren wurde von der Mutter und den Geschwistern völlig ausreichend gesorgt und so habe ich eigentlich Armut und Dürftigkeit in meiner Jugend nicht gekannt. Es wäre mir immer höchst beschämend erschienen, irgendetwas zu kaufen, was ich nicht hätte sofort aus meinen kleinen Mitteln bezahlen können.

Die Hauptgegenstände des zweiten Jahres, Chemie, Geologie und Paläontologie waren mir so interessant, daß mir dies über die großen Schmerzen hinwegzukommen half, die ich durch den Verlust meines Vaters erfahren hatte.

In der jüngeren Stiefschwester des Herrn Hofrat Tunner, Frau Direktor Sprung, erwuchs mir eine teilnehmende, sehr begabte ältere Freundin, in deren Hause ich oft war und sicher sein konnte, so oft ich kam, irgend ein interessantes Wort von ihr zu hören. Sie, eine fast fanatische Steiermärkerin und immer bemüht, den drei jungen Leuten, die sich damals in ihrem Hause öfter trafen, besondere Liebe für alles abzugewinnen, was steirisch war, hatte schon damals klar erkannt, wie sehr Steiermark in seinem großen Reichtum an billig zu gewinnenden Eisenerzen berufen und befähigt gewesen wäre, in der Eisenindustrie unserer Alpenländer führend voranzugehen und Großartiges zu leisten. Sie kleidete diese Erkenntnis in die öfter von ihr gehörte Behauptung, die Kärntner Eisenindustrie lebe nur von der Dummheit der Steirer. Es hat 40 Jahre bedurft, bis diese ihre Erkenntnis sich in die Tat umsetzte, obschon der nicht unfähige Gatte dieser hochbegabten Frau, einige Jahre früher als Professor für Metallhüttenkunde, der Vorgänger meines Bruders an der Leobner Bergakademie, immerhin für die steirische Eisen- und Stahlindustrie Ansehnliches geleistet hat. Donawitz, das Haupteisenwerk der Alpinen Montangesellschaft, und die Stahlwerke in Kapfenberg (heute die sehr groß und wichtig gewordenen Böhlerwerke) waren in ihren Anfängen

Schöpfungen des Direktors Sprung, die sich schon bei dessen Lebzeiten zu großer Bedeutung hinaufgearbeitet hatten.

Der Wunsch, den drei jungen Leuten, die ihr Haus damals besuchten, Verständnis und Liebe für alles, was steirisch sei, einzuflößen, veranlaßte Frau Direktor Sprung, uns auch steirisch tanzen zu lehren. Es war dies eine völlig vergebliche Mühe bei dem Schwaben Reiser, ihrem späteren Schwiegersohn, dann sehr verdienstvollem Direktor der Kapfenberger Gußstahlwerke, und ein geringer Erfolg bei dem Bayern Grau, einem lebhaften, immer scherzenden Süddeutschen, und nur ich, von Kindheit an an Tanz gewöhnt, brachte genug Gewandtheit und Geschicklichkeit auf, um meiner Lehrerin Ehre zu machen. Aber nur der Fasching 1867, den ich in Neuberg verlebte, wo bei Unterhaltungen fast ausschließlich nur steirisch getanzt wurde, gab mir Gelegenheit und auch Freude an der Ausübung des von Frau Direktor Sprung Gelernten. Ich glaube, diese liebenswürdige und geistreiche Dame lebt heute noch und sie muß schon das neunzigste Jahr erreicht haben.

Eine neue Gesellschaft hatte sich mir in Leoben erschlossen und ich war immerhin zu einem, wenn auch unbedeutenden Faktor derselben geworden.

Die Lehrgegenstände des dritten Jahrganges der Bergakademie erforderten keine so intensiv geistigen Anstrengungen, wie jene der früheren Jahre und ließen mir deshalb mehr Zeit übrig, mich gesellschaftlich etwas zu betätigen.

Es existierte schon seit Jahren in Leoben ein akademischer Gesangverein, dem auch ich beigetreten war. Derselbe verfügte unter seinen Mitgliedern über einige sehr schöne, aber ganz ungeschulte Stimmen, aber auch über einen vortrefflich geschulten Sänger namens Balzberg. Das elfjährige Töchterchen des in Leoben domizilierenden Berghauptmannes Baumeier, bisher nur von ihrer, selbst nicht Klavier spielenden Tante unterrichtet, wies schon damals für ihre kleinen Händchen ganz erstaunliche Leistungen auf. Diese, sowie die recht musikalische und hübsche junge Gattin des Bezirkshauptmannes Kohlmaier fanden sich gelegentlich gesellschaftlich zusammen. Mir fiel hiebei nur die Rolle zu, Balzberg die schönen Löwe'schen Balladen zu begleiten, wie ich es einige Jahre früher bei meinem lieben älteren Freunde Eisenlohr getan hatte.

Der akademische Gesangverein hatte indessen in den letzten Jahren ein wenig leichtsinnig gewirtschaftet, war über 600 Gulden schuldig geworden und in einiger Verlegenheit, das Geld für die Bezahlung derselben aufzubringen. Da machte mir Direktor Sprung den Vorschlag, ich sollte mich des Gesangvereines annehmen. Würde ich dies tun, so wollte er gerne der Ehrenpräsident dieses Vereines sein und mich möglichst unterstützen, wenn ich als Vizepräsident die Leitung des Vereines besorgen wolle. Er meinte, die Bezahlung der Schulden würde durchaus nicht schwierig sein, wenn wir jährlich zwei bis drei Konzerte und ein paar Bälle geben wollten, für welche ein Eintrittsgeld eingehoben würde. Ich besprach mit Balzberg, ob er die Stelle eines Chormeisters annehmen wollte, sicherte mir eine Reihe besser veranlagter und mit guten Stimmen begabter Mitglieder des Vereines und so wie Herr Direktor Sprung es angeregt hatte, kam es zustande. Die rege Teilnahme und das Interesse des Publikums der Stadt Leoben ermöglichten es, schon nach dem zweiten Konzert den Gesangverein völlig schuldenfrei zu machen und so war derselbe von nun an, während der zwei Jahre, die ich noch in Leoben verbrachte, eine in gesellschaftlicher Beziehung nicht ganz unwichtige Institution Leobens geworden. Der Hauptreiz, über welchen der Gesangverein damals verfügte, war die außerordentlich schöne Tenorstimme eines jungen Akademikers namens Geisler. Ich habe nie in meinem Leben eine so wohlklingende Stimme gehört. Der Besitzer derselben, der Sohn eines Rauchfangkehrermeisters in Graz, war ein sehr schwacher Student und ich redete ihm immer zu, das Studieren aufzugeben, guten, musikalischen Unterricht zu nehmen und sich der Bühne zu widmen, wo er seiner schönen Stimme halber Vortreffliches hätte leisten können. Er hatte indes nie Musik betrieben, wußte von den Noten kaum mehr, als daß das Weiße das Papier und das Schwarze die Noten seien, und so hatte ich einige Mühe, ihm gewissermaßen selbst Musikunterricht zu erteilen, damit er die ihm zugefallenen Partien richtig vortrage. Diese meine Bemühung war indes nicht vergeblich und der außerordentliche Wohllaut seiner Stimme war wohl neben dem von Balzberg mit großem Eifer geschulten Chor in der Tat geeignet, dem lauschenden Publikum sehr zu gefallen. Von seinem Elternhaus reichlich mit Geld versehen, schien es Geisler durchaus unnötig und jedenfalls unbequem, irgend etwas zu lernen. Der

Beifall, der seiner schönen Stimme zuteil wurde, neben reichlichem Genuß von Speise und Trank schien ihn völlig zu befriedigen, und daß er auch in Musik, wofür er sicher gut begabt war, erst anfangen mußte, etwas zu lernen, schien ihm damals ganz überflüssig. Aber ich glaubte und hoffte, daß er doch endlich zu besserer Einsicht kommen würde. Sein frühzeitiger Tod hatte die Erfüllung dieser meiner Hoffnung zerstört. Vermutlich war eine ganze Gans, die der Arme, kaum als die gefährlichste Zeit einer Typhuserkrankung überstanden war, verspeist hatte, die Ursache seines Todes und der Nichterfüllung der Hoffnung, die ich auf ihn setzte.

Mehr Glück hatte ich mit meinen Ratschlägen bei Herrn Berghauptmann Baumeier, dem ich wiederholt und dringend empfahl, sein augenscheinlich für Musik so begabtes Mädchen bald nach Wien zu bringen, um ihr einen besonders guten Musikunterricht zuteil werden zu lassen. Dies geschah auch wirklich, wäre wohl auch ohne meinen Rat geschehen, vielleicht habe ich aber doch die musikalische Entwicklung dieser großen Künstlerin ein wenig gefördert.

In diesem Jahr waren es nicht mehr ausschließlich meine Studien, die mich völlig in Anspruch nahmen. Gesellschaftliche Beziehungen vieler Art hatten sich ergeben und mich ein wenig abgelenkt, doch ergaben die diversen Prüfungen noch immer eine vorzügliche Klassifikation. Dagegen hatte ich in der Bewertung des praktischen Arbeitens im Bergbau nur ein Genügend, also schon eine mindere Klasse. Alle Akademiker mußten damals 14 Tage in den Kohlengruben des nahe gelegenen Seegrabens wie ein gewöhnlicher Arbeiter schaffen, Kohle gewinnen, wobei es gebräuchlich war, daß immer zwei Bergleute an einem Abbauort zusammen arbeiteten. Ich hatte einen meiner Kollegen, König, als Mitarbeiter. Dieser, ein ausgezeichneter Zeichner, wollte seine fein gepflegten Hände nicht verderben und hat buchstäblich nahezu gar nichts gearbeitet und mindestens 95% der gesamten, von uns zu brechenden Kohle war von mir gewonnen. Ich hatte von Jugend auf und habe heute noch die Neigung, bei allen Arbeiten mit Hand anzulegen und immer ein gewisses Vergnügen empfunden, meine Hand zu gebrauchen, wodurch sie immer ziemlich abgehärtet war.

Unerwartet erschien einmal Hofrat Tunner allein mit der Grubenlampe, in der Absicht, uns bei der Arbeit zu überraschen. Er fand mich auch bei fleißiger Arbeit, während mein

Kollege König auf einem der Kohlenhaufen schlief. Wir mußten indes beide unsere Hände zeigen. Eine Hand Königs hatte bei dem ersten Versuch der Arbeit sich eine Blase der Haut zugezogen, während meine Hände völlig unversehrt waren. Das Urteil Tunners war indes rasch fertig. Sie haben wohl nicht viel gearbeitet, und auf Grund dieses völlig unrichtigen Urteiles bekam ich diese einzige mindere Klasse in mein Zeugnis, worüber ich indes nur lachte und mir gar nichts daraus machte.

Der Krieg, den Preußen und Österreich gegen Dänemark führten, angeblich um die von den Dänen schlimm behandelten deutschen Länder Schleswig und Holstein von diesem Druck zu befreien, fiel in dieses Jahr. Ich erinnere mich sehr lebhafter Debatten zwischen österreichischen Offizieren, die ziemlich regelmäßig an Samstagen mit den Studenten kneipten, und den preußischen Studenten der Akademie über die Güte des von den österreichischen Offizieren als das allerbest angesehenen Vorderladgewehres von Werndl und des von den Preußen zuerst verwendeten Zündnadelgewehres, das von rückwärts geladen wurde. Mir, von den Vorurteilen der österreichischen Offiziere nicht beeinflußt, schienen die Argumente der Preußen völlig und leicht einleuchtend und in der Tat soll ja bei der zwei Jahre später erfolgenden Mensur zwischen Deutschland und Österreich die viel bessere Bewaffnung der Preußen ausschlaggebend gewesen sein. So hörte ich es später aus dem Munde vieler österreichischer Offiziere. Etwas ähnliches wiederholte sich dreißig Jahre später und ich glaube, wieder verhängnisvoll, bezüglich der von der österreichischen Artillerie so hartnäckig und leider erfolgreich verteidigten Bronzekanonen, gegenüber den von Krupp schon längst angefertigten Stahlkanonen, die infolge der viel größeren Festigkeit des verwendeten Materiales stärkere Ladungen und eine größere Tragweite der Geschosse ermöglichten. Auch hier war es nötig, eine durchaus sehr naheliegende Weisheit erst mit schweren Verlusten an höchst wertvollen Menschenleben zu gewinnen.

Bei der vor Ablegung der Prüfungen dem Besuche vieler, nicht allzu fern gelegener Bergbaue gewidmeten Reise war Assistent Engelmann, nach meiner Erfahrung das Ideal eines Lehrers, unser Führer. Obschon augenscheinlich lungenkrank, hatte er alle Strapazen der meist zu Fuß zurückgelegten, oft recht weiten Touren mit seinen Studenten geteilt und ich erinnere mich vieler, besonders

lieber und gütiger Worte aus seinem Munde. Es waren zu meinem großen Schmerz ziemlich die letzten, die ich von ihm hörte. Von dieser anstrengenden Tour zurückgekehrt, trat bei dem bisher immer rastlos tätigen Manne eine rasche Verschlimmerung seines Leidens ein, die bald darauf zu seinem Tode führte.

Auf dieser Reise hatten wir uns einige Tage am Kärntner Erzbergbau aufgehalten, wo wir von Herrn Baron Dickmann, Besitzer von Wäldern, Hochöfen und eines Teiles der Gruben in Lölling, besonders freundlich aufgenommen waren. Aber unsere Nachtquartiere hatten wir in Heft und waren gerade dazugekommen, die ersten Versuche mit dem Bessemerprozeß, fast gleichzeitig in Turrach, Heft und Graz begonnen, dort mitzumachen. Gleichzeitig war der Direktor und ein Ingenieur eines preußischen Eisenwerkes zu diesen Versuchen erschienen und der Erste hatte sich in ein besonders hübsches Mädchen, die Nichte der Wirtin, so verliebt, daß er bereit war, sie zu heiraten und zur Frau Direktor zu machen, was das Mädchen indes ausschlug, um bald darauf die Gattin eines Dieners des Barons Dickmann zu werden.

Der Bessemerprozeß interessierte mich lebhaft und ich war schon damals entschlossen, wenn irgend möglich, mich der Propagierung dieser, wie ich es erkannte, höchst wichtigen Neuerung in der Eisen- und Stahlindustrie dienlich zu machen. Die Folge dieser Erkenntnis war, daß ich mir schon damals die Erlaubnis erbat, einen Teil meiner kommenden Ferien als Volontär in Heft dienen zu dürfen, was ich auch ausführte.

Im ersten Semester des vierten Jahrganges war Metallhüttenkunde mit Ausnahme von Eisen und Stahl, neben einer Reihe von kleinen Nebenfächern, ich glaube Forstkunde und Buchhaltung, der Hauptgegenstand, dem täglich zwei Stunden währende Vorträge zugewendet wurden. Hier hatte ich Gelegenheit, die große Lehrbefähigung meines Bruders Franz kennen zu lernen. Die Klarheit und Gründlichkeit, mit der er sich immer überzeugte, ob dasjenige, was er vorbrachte, auch völlig und richtig verstanden worden sei, sprangen in die Augen. Nach allen diesen Richtungen hin war er sicher ebenso vortrefflich wie der von mir so geschätzte Engelmann, aber allerdings übertroffen von Hofrat Tunner, dessen Vorträge das zweite Semester ausfüllten. Hier kam doch ein Zug von ausgesprochener Genialität zum Vorschein. Eine Fülle und Viel-

seitigkeit des Wissens, immer mit Beziehungen zu den theoretischen Unterlagen und der praktischen Verwendung derselben bei der zu leistenden Arbeit, die mich ganz außerordentlich fesselte. Irgend eine lesbare Aufzeichnung der Vorträge Tunners hat damals nicht existiert und ich glaube, sie ist auch später nicht zustande gekommen. Die erste halbe Stunde des jeweiligen Vortrages versuchte ich immer noch nachzuschreiben, aber das Tempo, in dem Tunner sprach, steigerte sich in den darauffolgenden eineinhalb Stunden so außerordentlich, daß ich, leider nicht im Besitze einiger Übungen in der Stenographie, nur mit einem so flüchtigen Gekritzel folgen konnte, daß mir später ein Nachlesen des Geschriebenen kaum möglich war. Zum Glück war meine Aufmerksamkeit eine so rege, und der Wille, dasjenige, was ich gehört hatte, dauernd in meinem Gedächtnis festzuhalten, ein schon so geübter und so starker, daß ich für die zu leistenden, unter Hofrat Tunner recht strengen Prüfungen auf das Nachlesen der mir doch teilweise unleserlichen Nachschrift verzichten konnte, ja verzichten mußte.

Die den Schlußprüfungen vorangehende Studienreise führte mich nach Neuberg, wo auch schon ein Bessemerwerk im Betrieb war und die Verwendung von Bessemerstahl zu sehr verschiedenen Fabrikaten mit großem Geschick betrieben wurde. Darunter auch Eisenbahnradreifen, damals noch nicht aus einem massiven Stück Stahl hergestellt, sondern als Längsstahl gewalzt, dann kreisförmig gebogen und mit großer Sorgfalt stumpf zusammengeschweißt, endlich auf einem Kopfwalzwerke egalisiert. Trotz aller Sorgfalt des Schweißens erkannte man schon damals, daß die Schweißung der schwache Punkt des Fabrikates sei, auch daß dasselbe mit Hilfe besonderer Einrichtungen vermieden werden konnte, und zwei Jahre später fügte es sich, daß ich der erste war, der solche, von Direktor Hall in Österreich geschaffene Einrichtungen in Verwendung nehmen konnte. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß ich unter Anleitung eines Schmiedes aus hartem Bessemerstahl die Laufklingen für ein Paar Schlittschuhe selbst geschmiedet, ausgearbeitet und gehärtet habe, die ich bis zu meinem 50. Jahre zum Schlittschuhlaufen benützte. Ich war stolz darauf, daß mir die schneckenförmige Spitze derselben in einer so graziösen Form gelang. Auch einen Stuffhammer, der letzte, den ich in meinem Leben zu benützen Gelegenheit hatte, glaube ich anführen zu sollen, als Zeichen meiner

Lust und Freude, aber auch meiner Geschicklichkeit in Handarbeit aller Art.

Mit 22 Jahren hatte ich meine Studien beendet, hoffend, auf Grundlage derselben mich nützlich zu machen, wie und wo immer es sei.

Bevor ich in meinen Erinnerungen hier weitergehe, drängt es mich, ein wenig auf Grundlage des an mir selber Erfahrenen und bei dem Schulunterricht meiner Kinder Beobachteten dasjenige hier niederzuschreiben, was ich als besser erachte, als das derzeit Bestehende.

Die bei Erreichung höherer Kulturzustände als notwendig erkannte Fürsorge des Staates, um jedem Mitglied desselben die mögliche intellektuelle Schulung zuteil werden zu lassen, also dasjenige, was man obligaten Schulunterricht des gesamten Volkes nennt, würde ich beschränken auf Lesen, Schreiben und Rechnen in den einfachen 4 Rechnungsarten. Dies aber in einer viel vollkommeneren Weise, als es heute in der Regel erreicht wird. Jedes schulpflichtige Kind (Geistesschwache sind selbstverständlich ausgeschlossen) könnte dem staatlichen Lehrer zugewiesen und derselbe verpflichtet werden, innerhalb einer nach oben begrenzten Zahl von Jahren den Schüler zu einer strengen Prüfung zu bringen. Das Kind muß leicht lesen können und das Gelesene verstanden haben, es muß leicht und lesbar schreiben können, es muß leicht und absolut sicher die 4 Rechnungsarten beherrschen. Welche Zeit der Lehrer hiefür aufwendet, wann und wie er dies tut, ist seine Sache. Außer einem sehr mäßigen Gehalt erhält er für jeden, die Prüfung völlig sicher bestehenden Zögling eine bestimmte Summe — es könnten vielleicht 10 bis 20 Kronen sein —. Bei einem wirklich geschickten und fleißigen Lehrer können sich hiedurch seine Einnahmen so steigern, daß er Freude und Lust dazu gewinnt, das ihm gesteckte Ziel so rasch, so gut, aber auch so leicht als möglich für ihn selbst, wie für den Zögling zu erreichen. Diese Maßnahme würde, so glaube ich, bald den von mir beobachteten großen Mangel an wirklich guten Lehrern beheben, man würde mit viel weniger aber viel besseren Kräften, viel besseres erzielen. Und wer sicher gut lesen, gut schreiben und sicher rechnen kann, besitzt schon die unumgänglich notwendige Grundlage, die ihm das Aufsteigen zu den höheren Stufen des Wissens ermöglicht. In den auf diese Volksschulen folgenden Mittel-

schulen sollen in einer nicht gebundenen Reihe alle jene Gegenstände, die man für die Mittelschulen als Übergang zu den auf dieselben folgenden Hochschulen für nötig erachtet, unterrichtet werden. In gleicher Weise wie bei den Volksschullehrern sollen auch die Mittelschullehrer mit mäßigem Gehalt angestellt und ihnen auch ein Prämium für jede gut bestandene Prüfung zugesichert werden, wobei immer nur ein Hauptgegenstand und zwei Nebengegenstände gleichzeitig zu einer Prüfung gebracht würden. Ein gleiches System würde ich auch für die Hochschulen empfehlen, in welchen Zöglinge nur aufgenommen werden, die die für die Hochschule nötige Vorbereitung durch das Bestehen der Mittelschulprüfungen nachweisen können.

Dieses System würde dem begabteren und gleichzeitig fleißigeren Lehrer viel höhere Bezüge, dem unbegabten und nicht fleißigen Lehrer viel kleinere Bezüge schaffen, ja den schlechten Lehrer allmählich ausschalten, was mir sehr wichtig erscheint. Es scheint mir zweckmäßig, daß den Mittelschülern in der Reihenfolge der zu bestehenden Prüfungen, ja auch in der Wahl der sie unterrichtenden Lehrer eine gewisse Freiheit gewährt würde. Statt dem unnötigen langen Sitzen auf den Schulbänken würde mit solchen Einrichtungen viel rascher und leichter ein sicheres Wissen erzielt und eine Menge Zeit erübrigt, die nützlich anderwärts verwendet werden könnte. Hiezu zähle ich außer der Erlernung einiger der Landessprachen Österreichs und Ungarns auch schon einen gewissen militärischen Drill mit entsprechender Schulung des Körpers, schon zum Teil die Handhabung der Waffen und die Kunst des Reitens in sich schließend, so daß in der Regel mit einer einjährigen militärischen Schulung des Erwachsenen ausgereicht werden könnte.

Den Religionsunterricht in der Schule habe ich ganz ausnahmslos völlig unzureichend in seinen Lehrern beobachtet, so daß, wenn überhaupt etwas, gerade das Gegenteil dessen erreicht wurde, was sein Ziel sein wollte. Die 10 Gebote Gottes, diese Grundlage der mosaiischen, mohammedanischen und sämtlicher Formen der christlichen Lehre — das „Vater unser", dies in seiner schlichten Einfachheit unübertroffene und deshalb einzige Gebet, und das Gebot der Lehre Christi, „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", dies richtig zu erfassen und tief einzuprägen und die allmähliche Gestaltung dieser für die ethischen Grundlagen der modernen Kultur höchst wichtigen Ideengänge, illustriert durch das der Jugend

so verständliche alte und neue Testament, hierauf hätte sich der Volksunterricht in Religion zu beschränken.

Was sonst an kirchlichen Lehren, Gebräuchen und Riten besteht und geübt wird, kann und soll durch die jedes Kind umgebende Familie und Gesellschaft, eventuell mit von denselben herangezogenen Lehrkräften auf dasselbe wirken, aber dem Zwange einer Prüfung behufs Aufsteigens in eine etwas höhere Kulturstufe nicht unterliegen.

Erst in den höheren Mittelschulen sollte die Kenntnis der wichtigsten Lehrsätze jeder staatlich anerkannten Religion ein obligater Gegenstand des Unterrichtes sein, um die Unterschiede, welche zwischen den Lehren bestehen, vergleichen und begreifen zu können. Dies würde eine Erkenntnis des oft gemeinsamen Edlen vermitteln, welche jeder derselben eine besondere Werbekraft verleiht.

Daß der Unterricht in Sprachen, auch in der lateinischen und griechischen, nicht an Hand der aus dem Mittelalter stammenden Grammatiken, sondern mit der heute so vortrefflich entwickelten Sprachtechnik (etwa der Methode Toussaint-Langenscheidt) betrieben werden müßte und jede dieser Sprachen höchstens 2 Jahre hindurch als Hauptgegenstand, scheint mir notwendig, aber auch genügend, um die Klassiker des Altertums leicht und mit Vergnügen, zum größeren Teile vielleicht in deutschen Übersetzungen zu lesen. Ein Resultat, das heute, trotz der 8 Jahre, die man auf Latein und der 6 Jahre, die unsere Gymnasien für die Erlernung des Griechischen verwenden, nur sehr unvollkommen erreicht wird.

Der Beruf des Lehrens des schon Erreichten und des Forschens nach neuem und weiterem Wissen sollte prinzipiell eine Teilung erfahren. Das schon erworbene Wissen kommenden Generationen zu übermitteln, ist eine ganz andere Aufgabe, erfordert ganz andere Qualitäten des Menschen, wie das Forschen und Suchen nach Erweiterung dieses Wissens. Ein hochbegabter und deshalb Erfolg versprechender Forscher wird nur ausnahmsweise ein guter Lehrer sein, ein guter Lehrer nur selten ein erfolgreicher Forscher.

Ähnliche Ideengänge finden heute schon ein wenig Ausdruck in der Organisation einzelner amerikanischer Universitäten und der mit denselben vereinigten und auf dieselben vorbereitenden Schulen.

Ich glaube, daß die durch Veranlagung und Umstände entwickelte Fähigkeit der mitteleuropäischen Völkerstämme, Wissen vieler Art aufzunehmen und für ihre Bedürfnisse in Verwendung zu bringen, und dieses Wissen tunlichst zu vertiefen, es denselben möglich macht, in diesem Kriege der krassen Übermacht von Feinden aller Art zu widerstehen und das entsetzliche Ringen schließlich zu ihren Gunsten zu entscheiden. Diese Fähigkeit, richtige Ideengänge, woher immer sie kommen mögen, aufzunehmen und zu den ihrigen zu machen, scheint mir eine der wertvollsten Eigenschaften der mitteleuropäischen Völkerstämme (wahrscheinlich eine Folge der so unbequemen Vielsprachigkeit). Sie ist jedenfalls ein Schutz gegen hochmütige Einseitigkeit, deren verhängnisvolle Folgen Engländer und Franzosen, wie ich glaube, in einer schmerzlichen Weise zu tragen haben werden. Die möglichste Steigerung körperlicher und intellektueller Fähigkeiten erscheint mir das Wichtigste und zu den Letzteren zähle ich in erster Reihe die ethisch-moralischen Eigenschaften der Menschheit. Das Fester- und Klarerwerden der Begriffe „Recht und Unrecht", auf Grund welcher, wie mir scheint, jede höhere Kulturstufe der Menschheit erreicht worden ist, ermöglicht erst den so vielfältig und vielseitig angeregten Funktionen des Verstandes, sich der vorhandenen materiellen Schätze unserer Erde zu bemächtigen und dieselben den eigenen Zwecken dienstbar zu machen.

Ein wenig mehr auf Wissen beruhendes Verständnis, ein wenig mehr Fleiß im Vergleiche zu anderen Menschen, gestaltet das Geschick jedes Einzelnen ganz außerordentlich besser. Die Summe des durch Wissen erreichten Verständnisses wird immer ganzen Gruppen von Völkern ein besseres Geschick bereiten, jedenfalls einen sehr entscheidenden Faktor in der Gestaltung desselben bilden.

Die Ausbildung besserer Lehrmethoden, die Heranziehung der für den Beruf des Lehrers besonders Befähigten und die möglichste Ausbildung dieser Fähigkeiten scheint mir deshalb eine der wichtigsten Aufgaben jeder staatlichen Organisation.



Zweiter Abschnitt.

Beginn meiner Berufstätigkeit.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Die Bergakademie von Leoben verlassend, war ich mir bewußt, daß mir diese Schule ein sehr wertvolles, recht vielseitiges, aber in keinem der vielen Fächer, die sie lehrte, ein tiefes Wissen vermittelte.

Hätten mir nicht viele Umstände einen baldigen Broterwerb und damit ein vermehrtes Maß von Unabhängigkeit und Freiheit sehr wünschenswert erscheinen lassen, so würde ich gerne noch einige Jahre auf die Vertiefung meines theoretischen Wissens verwendet haben. Darauf mußte ich leider verzichten. Es galt nun, Wege zu finden, mich mit dem, was ich an Wissen und Fähigkeiten besaß, irgendwelchen Interessen nützlich und deshalb geschätzt zu machen.

Der erst kürzlich in Aktion getretene Gedanke Henry Bessemers, das durch einen Schmelzprozeß im Hochofen gewonnene Roheisen in schmiedbares Eisen und Stahl zu verwandeln, in einer viel einfacheren und deshalb viel billigeren Weise, als es bisher in vielerlei Art von Verhüttungs- und Frischprozessen geübt wurde, begann, als ich Leoben verließ, eben seinen Siegeslauf. Mich diesem Siegeslauf anzuschließen und dienstbar zu machen und mit ihm empor zu steigen, dieser Weg stand klar vor mir, da ich in den letzten zwei Jahren Gelegenheit hatte, das allmähliche Fortschreiten dieses siegenden Gedankens zu beobachten.

Bessemers Versuche, anfangs in England begonnen und mißlungen, dann in Schweden mit besserem Erfolg wieder aufgenommen, fanden zunächst ihre Fortsetzung in Österreich, das damals in der Person Peter Tunners, des Begründers der Leobner Bergakademie, einen Mann besaß, dessen Ruf als oberste Autorität des

theoretischen und praktischen Wissens der Eisenhüttenkunde mit Recht völlig unbestritten war. Auf Betreiben Tunners entstanden in Österreich fast gleichzeitig (1864) Bessemerhütten in Turrach, Heft und Neuberg. Bei den ersten Versuchen in Heft war ich zufällig zugegen und wiederholte diesen Besuch in den Sommerferien. 1865 führte uns die, jährlich das Studienjahr abschließende Studienreise nach Neuberg. Mein Bruder Franz, Professor der Hüttenkunde in Leoben, führte diese Studienreise, nahm bei dieser Gelegenheit systematisch eine Reihe von Proben während des kurzen und stürmischen Verlaufes des Bessemerprozesses und die von ihm mit diesen durchgeführten chemischen Analysen waren, so glaube ich, die ersten, die ein deutliches Bild der Reihenfolge gaben, in der Silizium, Mangan und Kohlenstoff, endlich auch Eisen zur Verbrennung gelangen.

Indessen war auch ganz ohne Einflußnahme Tunners am Schienenwalzwerk der Südbahn in Graz von dessen hochbegabtem Direktor Josef Hall ein Bessemerwerk in kürzester Zeit errichtet worden. Die Behelfe, deren sich Hall hiebei bediente, waren, abgesehen von dem, was er in England mit eigenen Augen sehen konnte, erstaunlich einfach. Es waren einige höchst einfache Holzschnittzeichnungen, die einen Vortrag Bessemers im Iron- und Steelinstitut in London illustrierten. Wir fanden die Hütte auf unserer Studienreise im Jahre 1865 schon im vollen und glatten Betriebe und manche Schwierigkeiten, mit welchen die anderen Hütten noch zu kämpfen hatten, schienen in diesem, sich mit theoretischen Studien gar nicht befassenden Betrieb schon besser überwunden, wie in den anderen drei Werken, welchen tüchtiges Wissen zu Gebote gestanden war.

Zum erstenmal in meinem Leben sah ich bei Hall einen modernen Walzwerksbetrieb. Er hatte Eisenschienen zu machen und nichts als Schienen, während unsere älteren Eisenwerke sich noch nicht spezialisieren konnten. Diese mußten meist mit denselben Werkzeugen, mit denselben Arbeitskräften Eisen und Stahl in sehr verschiedenen Formen und Qualitäten liefern. Helfe, was helfen kann, war fast die Regel und es ist hierin in Österreich viel geleistet und doch nicht viel dabei verdient worden. Deshalb waren die Arbeitslöhne niedrig, die Gehalte der selbst oft vortrefflichen, fast gelehrten Betriebsbeamten in einem betrübenden, ja fast lächerlichen Mißver-

hältnisse zu dem in den Studien angewandten Aufwand von Zeit und Geld.

Dem Besuch des Werkes in Graz folgte ein heiteres Mahl und ich befand mich in einer gehobenen Stimmung, als mir Direktor Hall beim Abschied die Hand reichte. Ich sprach meine Bewunderung aus über das, was ich bei ihm gesehen hatte und bat ihn, mir zu gestatten, in meinen nächsten Ferien 14 Tage oder auch länger, wenn er es wünsche, als unbezahlter Volontär in seinem Werke verweilen zu dürfen. Ich würde mich nützlich zu machen suchen, soviel ich könnte, sicher aber noch viel Nützlicheres lernen, was mir weiterhelfen könnte. Zu meinem Schrecken sah ich einen verdrießlichen Zug über sein Gesicht gleiten, dann sah er mich an — der verdrießliche Zug verschwand — und er sagte freundlich lächelnd in seinem Englisch-Deutsch: „Komm Sie", was mich sehr glücklich machte. Diese Empfindung von Glück erwies sich als völlig berechtigt, denn diese Wörtchen „Komm Sie" haben in der Tat mein Geschick in jene Bahnen gelenkt, in welchen sich mein ferneres Leben vollzogen hat und das ich, verglichen mit den Geschicken so vieler meiner Altersgenossen, im ganzen als ein sehr glückliches dankbar erkenne.

Etwa 24. Juli 1865 hatte ich meine letzten Prüfungen bestanden und mein Abgangszeugnis erhalten, nachmittags von allem, was mir dort lieb war, Abschied genommen und der Nachtzug brachte mich von Bruck, damals die nächste Eisenbahnstation Leobens, am 25. morgens nach Graz. Vormittags bei Direktor Hall vorsprechend, um mein vierzehntägiges Volontieren zu beginnen, erfuhr ich, Direktor Hall sei wenige Tage vorher nach England gereist und komme erst in 14 Tagen zurück. Dieser Aufschub war mir nicht unlieb.

Ich hatte bei den Besuchen vieler Werkstätten erkannt, welch wichtige Rolle auf dem Arbeitsfelde, dem ich meine Kräfte widmen wollte, dem Handwerke mit seinen tausend Aufwendungen an Verstand zur Erreichung irgend eines kleinen Zwischenerfolges zufiel. Das Versagen irgend eines dieser Zwischenglieder konnte bei ausreichend allgemeinem Wissen die angestrebte Erreichung des schließlichen Zweckes völlig unsicher machen. — Hierin meine Fähigkeiten etwas zu erproben und zu verstärken, schien mir wertvoll. Drei Wochen an der Eisengießerei der Maschinenfabrik Andritz als unbezahlter Arbeiter zu praktizieren, wurde mir vom Direktor Fontane

dieser Fabrik gerne bewilligt. Ich wurde einem Gießer zugeteilt, dessen Handlanger ich diese drei Wochen war — beobachtend und lernend, auch in die Psyche des Arbeiters ein wenig Einblick gewinnend. Die Zeit schien mir nicht vergeblich aufgewendet. Als Direktor Hall von England zurückkam, wurde mir die Erlaubnis erteilt, 14 Tage im Werke zu verbringen, wobei ich genau die Arbeitszeit sämtlicher Arbeiter einhalten sollte. Morgens sechs Uhr am Werk, traf ich oft am Wege dorthin mit Direktor Hall zusammen, der selbst die Arbeitszeit seiner Leute streng einhielt. Zwischen acht und halb neun Uhr gab's in einer im Werke selbst befindlichen kleinen Arbeiterkantine ein kleines Frühstück; zwischen zwölf und ein Uhr im nahen Bahnhofrestaurant ein einfaches Mittagmahl, von sechs Uhr abends an war man frei. — Acht Tage lang war es nur ein Herumstreichen, Direktor Hall schien mir auszuweichen, wenn er mich sah, die Arbeitsmeister, mit welchen ich beim Frühstück einige Worte wechseln konnte, waren sichtlich zugeknöpft, ein wenig spöttisch in den Antworten. Aber zum Beobachten und Denken hatte ich den lieben langen Tag Zeit genug.

Ein Flammofen, mit Ostrauer oder Karwiner Kohle geheizt, brachte viermal des Tages Einsätze von je 60 Meterzentnern Cumberland-Hämatitroheisen flüssig in die gut vorgeheizte Bessemer-Retorte, ein kräftiges Schubergebläse preßte komprimierte Luft in 49 dünnen Strahlen etwa 10 bis 12 Minuten durch das flüssige Roheisen. Die letzten Minuten waren entscheidend, ob das bezweckte Produkt harten, mittelharten oder schon weichen Stahl (diesen letzteren wünschte man zu erhalten) oder schon weiches Eisen ergab. Zu früh unterbrochen, war der harte Stahl nicht mehr walzbar und zerbröckelte unter der Walze, zu spät unterbrochen gab es wohl weiches, aber unter der Walze zerreißendes Eisen, in beiden diesen Fällen unbrauchbaren Ausschuß, der, nachdem diese Unbrauchbarkeit durch Auswalzen je eines Blockes von den 10 bis 12 Blöcken der Schmelzung (Charge genannt) konstatiert war, auf die ausgedehnte Aschenhalde gebracht wurde und, um den Verdruß des geliebten, aber auch gefürchteten Direktors möglichst zu vermindern, in der Nacht in der Aschenhalde eingegraben ward und so für das Auge des Herrn verschwand. Ich sah in den 8 bis 10 Tagen ziemlich viele solcher unbrauchbarer Chargen auf die Aschenhalde bringen und doch dieses Depot des Ausschusses nicht wachsen. Eine etwas spöttische Bemerkung, daß

ich diesen wohlgemeinten Schwindel erkenne, leitete ein etwas vertraulicheres Verhältnis zu dem die Chargen leitenden, also deren Geschick bestimmenden Vormeister der Bessemerhütte und zu dem Walzmeister ein.

Zwei Jahre später ließ ich als leitender Ingenieur dieser Stahlhütte ein unglaublich großes Depot dieser in der Asche vergrabenen Ausschußblöcke ausgraben und je einen solchen Ausschußblock in glühendem Zustande in die Retorte zusetzen. Ein damals zufällig sehr siliziumhaltiges, und deshalb eher zu heißen Stahl ergebendes Roheisen machte dies möglich und so wurde diese Kinderkrankheit des ersten Betriebsjahres ohne allzu große Kosten saniert. Der Vormeister des Walzwerkes, Mr. Ramsay, ein begabter schlauer Mensch, aber in den chemischen Vorgängen seines Betriebes völlig unwissend, hat mir gerade durch seine Unwissenheit den Weg vorwärts zu Direktor Hall freigelegt und ich fühle mich ihm, trotz allerlei erfahrener kleiner Bosheiten, zu Dank verpflichtet. 18 Jahre später starb er in Witkowitz, schon einige Jahre aus meinen privaten Mitteln eine Pension genießend. Der Vormeister des Grazer Walzwerkes Wolzig wurde durch seine Fähigkeit und Anhänglichkeit eine mir sehr wertvolle Hilfskraft während fast dreißig Jahren.

Die 14 Tage meines gestatteten Volontierens näherten sich ihrem Ende. Direktor Hall war mir immer ausgewichen und doch war ich ihm dankbar und hatte den lebhaften Wunsch, mich ihm nützlich zu erweisen, und war mir der Fähigkeit bewußt, dies auch zu können. Endlich nahm ich mir ein Herz, es sollte als Abschiedsmeldung erscheinen. Für die gewährte Erlaubnis, 14 Tage am Werk verweilen zu dürfen, drängte es mich, darauf aufmerksam zu machen, daß eine irrige Anschauung des Mr. Ramsay, von welcher ihn meine Erklärungen nicht abbringen konnten, häufig Ausschuß verursachte. Ramsay sei der Meinung, graues englisches Roheisen, das eingeschmolzen wurde, sei zwar unreines, aber weiches Eisen. Durch das Blasen würde das Eisen hart, also zu Stahl, und je länger geblasen würde, desto härter würde der Stahl. Wenn also eine Charge Ausschuß werde, sei zu wenig lange geblasen worden. Der weitaus größte Teil des Ausschusses, den ich beobachten konnte, war aber sicher überblasenes, zu weiches Eisen und infolge seines Gehaltes an Eisenoxyd unter der Walze brüchig. Ramsay glaubte also dort länger blasen zu sollen, wo er kürzer hätte blasen müssen,

um das gewünschte Produkt von mittelhartem Stahl zu erzielen, das damals als Deckplatte eines Paketes von flachgewalzten, alten Eisenbahnschienen diente und jene Stahlkopfschiene ergab, deren größter Teil noch heute, nach mehr als 50 Jahren des Gebrauches auf der Strecke Marburg—Franzensfeste liegt.

Um Ramsay von diesem Irrtum zu bekehren, empfahl ich, in den entsprechenden Momenten von der Charge 3 Proben zu nehmen, eine zu der Zeit, in der der Stahl in der Retorte noch zu hart sei, eine zweite, die dem mittelharten Stahl entspreche, und eine dritte Probe, die möglichst weichen Stahl, eigentlich nicht mehr Stahl, sondern Flußeisen ergebe; weiter brauche man nicht zu blasen, weil dies sicher Ausschuß geben würde.

Direktor Hall zögerte mit einer Antwort auf meinen Vorschlag und ich empfahl mich mit der Überzeugung, daß meine Anregung vergeblich war. Aber am nächsten Tag wurden die Proben, wie ich vorschlug, durchgeführt. Mr. Ramsay mußte seinen Irrtum erkennen und Direktor Hall bat mich, ihm schriftlich die Vorgänge des chemischen Prozesses, die während des Blasens in der Retorte vor sich gehen, zu erklären. Ich glaube, diese meine kleine schriftliche Arbeit wurde von Frau Direktor Hall, die ich später als eine sehr vielseitig gebildete Dame kennen lernte, geprüft, ihrem Manne erklärt und hatte zur Folge, daß Direktor Hall mich bat, vorläufig am Werk zu bleiben, er wolle mich für ein Jahr hier behalten und dann an eine neue Arbeitsstätte senden, die er wahrscheinlich bald zu errichten haben werde.

Nun war meine Situation sehr angenehm verändert. Hall wünschte, ich sollte die Chargen leiten, aber so zurücktreten, daß Mr. Ramsay es nicht als Kränkung fühlen sollte, was ich geschickt besorgte. Ich erinnere mich heute nicht mehr sicher genug, um behaupten zu können, daß es überhaupt keine Ausschußblöcke mehr gab, jedenfalls waren sie von nun an sehr seltene Ausnahmen und wohl durch andere Umstände veranlaßt. Wenn ich das Verhältnis, in das ich zu Direktor Hall trat, erklären will, muß ich das eigenartige Geschick dieses hochbegabten Mannes, soweit es mir allmählich durch seine und seiner Frau Erzählungen bekannt wurde, meinen Erinnerungen hier einfügen.

Hall war 30 Jahre älter als ich, einfacher Leute Kind, in Gestalt und Gesichtszügen von jener edlen, blonden, englischen Type,

die so häufig in Illustrationen aller Art gebracht wird, in der die Absicht vorliegt, das Anmutigste und Liebenswürdigste dieser Rasse zu präsentieren. Sehr jung in das Zeichen- und Konstruktionsbureau Steephensons eintretend, jenes Zentrums, von dem die größte Errungenschaft des 19. Jahrhunderts, die Eisenbahnen mit ihren Lokomotiven und Waggons vieler Art, neue Strahlen über die Erde sandten, muß er schon in sehr jungen Jahren sehr tüchtig gewesen sein. Steephenson sandte ihn, damals neunzehnjährig, auf einem Segelschiffe, beladen mit Eisenbahnschienen, Lokomotiven und Geräten aller Art nach Cuba, wo er eine Eisenbahn zu bauen und zu betreiben hatte, zwei Jahre früher, als die erste Eisenbahn auf dem europäischen Kontinente Nürnberg—Fürth gebaut und in Betrieb genommen wurde. Ungünstige Winde veranlaßten einen längeren Aufenthalt in Cork und ein schönes und liebenswürdiges Mädchen, das er dort kennen lernte, war in den Erinnerungen des fünfzig- und sechzigjährigen Mannes noch nicht vergessen. Als etwas später Nürnberg—Fürth in Betrieb kam, zeigten sich bald Schwierigkeiten bei den Lokomotiven dieser Bahn, wahrscheinlich infolge kalkhaltigen Kesselwassers. Die Not in Nürnberg war sehr groß und veranlaßte Steephenson, den jungen Hall von Cuba nach Nürnberg zu senden, wo derselbe eine größere Reparaturwerkstätte zur Erhaltung der Lokomotiven zu errichten hatte. Bahnen von der Küste nach Nürnberg gab es noch nicht, der Transport von Ersatzstücken mit Pferdegespann vom Hafen nach Nürnberg war sehr langsam und teuer. Dies drängte Hall, in Nürnberg selbst anfangs Bestandteile, endlich komplette Lokomotiven in seiner Werkstätte mit nur notdürftig reichenden Werkzeugen herzustellen. Hiebei wurde schon sein großes Talent für Maschinenkonstruktion erkennbar. Die Verlegung der Schuber nach außen, gesteuert durch eine außenliegende Gegenkurbel, heute noch sehr allgemein verwendet, wurde damals unter dem Namen die Hallsche Kurbel für Hall die Quelle reicher Geldeinnahmen und brachte ihn mit vielen Lokomotivfabriken, die infolge des Baues zahlreicher Eisenbahnlinien an vielen Orten entstanden, in rege Beziehungen. Als die Eisengießerei und Maschinenfabrik Maffei in München den Bau von Lokomotiven aufnahm, engagierte dieselbe Hall, den bisherigen Leiter der Reparaturwerkstätte in Nürnberg, als Direktor ihrer Fabrik. Diese entwickelte sich rasch unter Halls Leitung, zum Vorteile Maffeis, aber auch zu

jenem Halls, der außer seinen Bezügen als Direktor für seine Konstruktionen von Maffei und anderen Lokomotivfabriken für die damalige Zeit verhältnismäßig hohe Geldeinnahmen erzielte. Bei der Preisausschreibung für die beste Lokomotive, für die erste und älteste Gebirgsbahn über den Semmering erhielt die von Hall gelieferte Type den ersten Preis. Diese prämiierte beste Semmeringer Lokomotive mußte indes bald weiter entwickelten, besseren Konstruktionen weichen, denn schon 1865 fand ich den Kessel derselben als einzige Kraftanlage der Bessemerhütte in Graz nicht nur für das Gebläse, sondern auch für alle anderen Kraftleistungen den Dampf liefernd. In München gewann Hall seine, auch alternd noch sehr hübsche Frau in der Person einer sehr gebildeten Erzieherin in der Familie Maffei und mit ihr sicher eine höchst wertvolle Ergänzung in der Geltendmachung seiner großen, aber mangels jeder Schulbildung in der Jugend doch einseitigen Fähigkeiten. Hall war seiner Frau sicher ein hochstehendes Ideal menschlicher Begabung, aber auch ein völlig unerzogenes, ja infolge seiner von aller Welt bewunderten Reize ein von seiner Umgebung stets verwöhntes Kind, voll edler Anlagen und unberechenbarer Launen. Frau Hall erschien ihrem Mann als die von ihm als höchst wertvoll erkannte und hochgeschätzte Erzieherin. Zum Lesen und Schreiben war in seinem tätigen Leben wenig Zeit übrig. Seine Frau vermittelte ihm, was Bücher ihm geben konnten, und machte ihm den Gebrauch der Feder fast völlig entbehrlich. Die schon frühzeitig in englischen Taschenbüchern handlich bereitgestellten Tabellen gaben aus Erfahrung und Rechnung abgeleitete Ziffern und Zahlen, die er sicher und rasch zu gebrauchen verstand, um die ihn beschäftigenden Probleme erfolgreich zu lösen.

Ich vermute, daß die treue und gewissenhafte Mehrung der rechtmäßigen Geldeinnahmen ihres Mannes durch dessen Frau zu Differenzen desselben mit Maffei führte, die den sehr wohlhabend gewordenen Direktor zur Aufgabe seiner Stelle in München bewogen. Verhandlungen, die den Eintritt Halls als Mitbesitzer der Lokomotivfabrik Sigel in Wiener-Neustadt in Aussicht nahmen, bewogen ihn, nach Wien zu übersiedeln. Während sich die Verhandlungen in die Länge zogen, bot sich Hall in Österreich die Chance eines anderen, vielleicht besseren Geschäftes. Um diese Angelegenheit zu erklären, muß ich weiter ausholen.

Ich glaube, die erste im österreichischen Gebiet erbaute Eisenbahn war Linz—Budweis, dann folgte die von privaten Unternehmern hergestellte Nordbahnstrecke Wien—Brünn. Bald folgten die vom Staat gebauten Linien Wien—Bodenbach nach Norden, Wien—Gloggnitz mit ihren späteren Fortsetzungen nach Süden bis in die venetianische und lombardische Ebene mit allmählicher Ergänzung von Zwischenstrecken, dann Wien—Budapest—Temesvar bis endlich zu den Landesgrenzen. Alle diese Hauptlinien wurden vom Staat gebaut. Die alte österreichische Eisenindustrie, in ihrer Summe nicht unbedeutend und an Qualität berühmt, aber in zahllose kleinere, meist durch Wasserkräfte betriebene Arbeitsstätten zersplittert, war völlig unvorbereitet, den plötzlich auftretenden Massenbedarf an Schienen zu decken. Abgesehen von nicht unbedeutenden Versuchen, wurde die große und eilig gebrauchte Menge der Schienen von belgischen und englischen Hütten geliefert, die in ihrer Qualität nach unseren heutigen Begriffen recht minderwertig waren. Aber da die spezialisierte Massenerzeugung dieses Artikels in Belgien und England mehr als 10 Jahre früher begann wie in Österreich, konnten diese Stätten trotz langer Fracht billiger liefern als die noch sehr unvollkommen eingerichteten Werke Österreichs.

Die Qualität der bei diesen langen, vom Staat errichteten Eisenbahnlinien verwendeten Schienen machte sehr häufige Auswechslung gebrochener und an der Lauffläche verletzter Schienen nötig. Dies verteuerte außerordentlich den Betrieb und schmälerte dessen Rentabilität, hatte aber auch zur Folge, daß sich an vielen Stationen ungeheure Quantitäten gebrochener und beschädigter, also verbrauchter Eisenschienen ansammelten.

Als dann zur Zeit eines dringenden Geldbedarfes bei mangelndem Selbstvertrauen der Regierung, so große Geschäfte, wie es lange Eisenbahnlinien sind, selbst vernünftig betreiben zu können, diese Lage der Dinge zum Verkauf dieser Eisenbahnlinien an ausländische Gesellschaften führte, übernahmen diese Gesellschaften diese Depots alter Eisenbahnschienen, die, ich glaube kaum irgend bewertet, fast als lästige Zugabe des erkauften Objektes erschienen, womit man nichts anzufangen wußte. Hall machte nun, da er diese Umstände begriff und die Verarbeitung alter unbrauchbarer Schienen zu neuen brauchbaren sicher bei seinen häufigen Reisen nach England gesehen hatte, dem Direktor der Südbahn den Vor-

schlag, er erbiete sich, die alten Schienen an einer zu wählenden Station der Südbahn zu übernehmen und gegen Bezahlung von, ich glaube $2^{1}/_{2}$ Gulden für den Zentner, das gleiche Gewicht neuer, guter Schienen abzuliefern. Dem von der französischen Gesellschaft bestellten Baudirektor Ezelt kam dieses Anerbieten sehr gelegen, doch änderte er es unter Zustimmung Halls in dem Sinne: Hall baut die zu errichtende Stätte für Rechnung der Südbahn, betreibt diese Stätte als leitender Direktor mit einem mäßigen Gehalt, aber die Hälfte des Gewinnes, der sich bei den von Hall offerierten Preisen bei Umarbeitung der alten Schienen auf neue ergeben würde, fällt an Hall, die andere Hälfte an die Südbahn. Graz wird als Standpunkt dieser Hütte gewählt mit Rücksicht auf die von der Bahn zu leistenden Transporte, die Nähe des Köflacher Kohlenbeckens und eines genügenden Menschenreservoirs, aus dem man die benötigten Arbeitskräfte schöpfen konnte. Die Geschwindigkeit, mit der Hall die Hochbauten, meist Holzkonstruktionen einfachster und billigster Art, die benötigten maschinellen Einrichtungen in der bei Graz gelegenen, damals noch kleinen Maschinenfabrik Andritz nach von ihm gelieferten Zeichnungen herstellen ließ, sicher unter Benützung englischer Muster, aber jedes Stück zielbewußt, möglichst einfach, sehr kräftig, den Stempel des Genialen, auf oft geübter praktischer Erfahrung fußender Konstruktionen tragend, erschien in Österreich als etwas völlig Neues. Auch das war in Österreich neu. Hall zahlte seine guten Arbeitskräfte sehr hoch, der schlechten Arbeitskräfte entledigte er sich und ersetzte sie durch gute; diese strömten ihm reichlich zu, weil er sie gut bezahlte.

Von dem hohen Gewinn, der z. B. für 1866 an ihn fiel, das einzige Jahr, von dem auch mir ein Anteil zukam, verwendete er die Hälfte, d. i. 74.000 Gulden (148.000 Kronen) zu Prämien für seine Beamten und Arbeiter. Die größere oder kleinere Leistung für den ganzen Betrieb entschied die Zumessung der Prämien. In wenigen Jahren erweiterten sich die Aufgaben seines Betriebes. Nicht umgewalzte Eisenschienen, sondern Eisenschienen mit härteren, der Abnützung weniger unterliegenden Stahlköpfen, ja Stahlschienen sollten geliefert werden und durch die Erfindung Bessemers wurde diese Leistung erst ermöglicht, nun auch schon sehr bald mit Stahlguß in der Form von Herzstücken für Weichen und Doppelkurbeln begonnen.

In Hall war mir nach Peter Tunner der zweite Mann in meinen damals noch sehr jungen Jahren untergekommen, der in meinen Augen den Stempel der Genialität trug, so im Grunde verschieden er von Tunner auch war. Ich konnte mich diesem Manne nützlich machen, hatte sein Vertrauen erworben und der Weg nach aufwärts schien glatt und eben, was ich freudig empfand.

Die Begegnung mit sehr befähigten Menschen hat damals, wie noch immer in meinem späteren Leben die Empfindung von Freude, Glück und Liebe für diese seltenen Menschen in mir erweckt. Aber so eben, wie ich damals meinen Weg vor mir sah, war er doch nicht. Baudirektor Ezelt, dem als oberste Instanz die Hütte in Graz unterstand, war unerwartet gestorben und mit ihm ein Freund für Hall verloren, der sich neidlos der großen Erfolge Halls freute. An seine Stelle traten provisorische Personen, die Hall seine Erfolge, zumal seine großen Geldeinnahmen neideten. Der Vorschlag Halls, mich als Chemiker für die Bessemerhütte aufzunehmen, wurde brüsk abgelehnt. Hall mußte seine Absichten verdecken, ich sollte vorläufig chemische Analysen von manganhaltigem Spiegeleisen in Wien für ihn machen. Er vermutete eine Verschlechterung der gelieferten Ware, einen geringeren Mangangehalt, als kontraktlich bedungen war. In Wirklichkeit war dies nur ein Vorwand, um eine geeignetere Zeit abzuwarten.

Mein Aufenthalt in Graz hatte nur 6 Wochen gedauert. Ich ging nach Wien, analysierte dort im Laboratorium der k. k. Münze, später im Laboratorium der geologischen Reichsanstalt mir übersandte Muster von Spiegeleisen, und Hall bezahlte mir diese Analysen nach dem Tarife, den er schon früher für ähnliche Arbeiten bezahlt hatte. Bei meiner Mutter wohnend und speisend, sammelten sich durch diese Einnahmen einige hundert Gulden in meiner Tasche an, die ich im Frühjahr 1866 zum Ankauf von Renten, die ich zum Kurse von 56 Gulden für 100 kaufen konnte und im Frühjahr 1867 ich glaube mit 76 Gulden verkaufte. Ich war also schon Kapitalist geworden. Sechs Monate in Wien vergingen rasch und angenehm. Ein wenig an der Gesellschaft teilnehmend, in der mein $1^1/_2$ Jahre älterer Bruder Karl, die letzten Rigorosen des Dr. Juris vor sich, von Herren und Damen der besten Wiener Gesellschaft ob seiner jugendlichen Anmut, ja fast Schönheit, aber auch seines ganzen lieben Wesens halber, hochgeschätzt war.

April 1866 war herangekommen, als ich einen Brief Halls erhielt des Sinnes, wenn sich mir eine andere Stelle bieten würde, sollte ich sie annehmen. Wofür er mich zu benützen gedachte, dies verzögerte sich vielleicht länger. Die immer wiederholten Spiegeleisenanalysen und das Abwarten hatten mich ungeduldig gemacht und ich erinnerte mich, daß damals usuell den Absolventen der Leobner Bergakademie der Eintritt in den montanistischen Staatsdienst offen stand, wenn sie ihre Studien mit Vorzug absolviert hatten, mit dem allerdings sehr kleinen Monatsgehalte von $22^3/_4$ Gulden (45.50 K). Ich sprach diesbezüglich bei Herrn Hofrat Baron Hingenau, dem Chef des staatlichen Montanistikums, vor, mit der Bitte um Aufnahme in den Staatsdienst und um Zuteilung an das Staatswerk Neuberg, zum dortigen Bessemer-Betriebe. Das Erste sagte er mir zu, das Letztere sei derzeit unmöglich. Bei dieser Gelegenheit fragte er mich, ob ich nicht eine kleine französische Schrift, die Umarbeitung von alten Eisenschienen behandelnd, übersetzen könnte und wollte, die er in die Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen bringen würde. Nun war ich damals in der französischen Sprache fast unwissend, da ich aber aus den Illustrationen erkannte, daß es sich um ein Thema handelte, das mir genau aus dem Betriebe bei Hall bekannt war, übernahm ich diese Arbeit und unter der Anwendung der Methode, die mir bei der Maturitätsprüfung im Griechischen so gut durchhalf, und da ich für die im Lexikon nicht zu findenden technischen Fachwörter die richtigen deutschen Wörter infolge der genauen Kenntnis des Stoffes erraten konnte, fiel diese neue Übersetzung zur vollsten Zufriedenheit aus, brachte mir den Dank des Herrn Baron Hingenau und, von mir unerwartet, einige Wochen später ein Übersetzungshonorar von 60 Gulden von der Redaktion der Zeitschrift und das Versprechen Hingenaus, mich so bald als möglich nach Neuberg zu versetzen. Mit dieser Hoffnung für später, trat ich am 1. April 1866 meine Stelle in Eisenerz an und wurde dem die drei Holzkohlenöfen leitenden Hüttenmeister Moser, einem älteren, sehr liebenswürdigen und gewissenhaften Herrn, zugeteilt.

Der Betrieb der zwei im Gange befindlichen Hochöfen erschien mir und war auch außerordentlich einfach. Die Erze waren sehr gleichartig, ein kleiner Zuschlag von etwas quarzigem Sauberger Kalk ergab mit ziemlich gleicher Qualität der Holzkohle bei etwas saurer Schlacke das für Frischfeuer und Puddelofen erwünschte, eher etwas

kohlenstoffarme Weißeisen bei dem geringsten Aufwand von Holzkohle. Ein genaues Beobachten der Schlacke und dieser entsprechenden kleinen Variation in Kohlenaufwand, von den älteren in Tag- und Nachtschicht wechselnden Vormeistern sehr gewissenhaft besorgt, ließ die Überwachung durch Hüttenmeister Moser fast überflüssig erscheinen und für mich blieb schon gar keine Arbeit übrig. Aber die Landschaft war entzückend, das Wetter in den ersten Wochen prächtig und zum Herumstreichen verlockend, dem ich mich auch reichlich hingab, nicht ganz ohne praktischen Erfolg. Damals, wenige Monate vor der kriegerischen Auseinandersetzung Preußens mit Österreich, dürfte der Eisenkonsum sehr beschränkt gewesen sein, jedenfalls waren die Verkaufspreise für Roheisen sehr niedrig, sie überstiegen nur wenig die Erzeugungskosten. Sehr große Vorräte lagerten in Eisenerz und das Wegbringen des wenigen, von der Kundschaft begehrten Eisens über den hohen Gebirgssattel, Prebichl genannt, war sehr schwierig, kostspielig und langsam. Ein von 2 schweren Pinzgauerpferden gezogener Wagen legte nur 6 Wiener Zentner (336 *kg*) auf. Auf dem Prebichl wurde umgeladen und in viel stärkerer Ladung das Eisen in das Hauptdepot nach Leoben gebracht. Alle größeren Abnehmer in Obersteier lagen in dieser Richtung. Talabwärts in die Frischereien des Ennstales und seiner Seitentäler ging nur ein kleiner Teil der ohnedies verhältnismäßig unbedeutenden Produktion, die die Regie eines ungeheuren Beamtenstatus zu tragen hatte. Man nannte mir damals 78 als die Zahl der Beamten der Direktion Eisenerz, wobei wohl ein zahlreiches Forstpersonal und die Beamten der Frischereien und Hammerwerke im Ennstal miteingeschlossen waren. Ein liebenswürdiger Ministerialrat als Direktor, angeblich ein vortrefflicher Mathematiker und ausgezeichneter Schachspieler, drei Bergräte und ein Forstrat, jeder dieser Herren mit eigenen in separaten Häusern untergebrachten Bureaus, Hüttenmeister, Forstmeister usw. bis zu den kontrollierenden Hammerschreibern. Letztere waren schon ziemlich selbständige, kleine Betriebe leitende, durchaus tüchtige Techniker, die viele Jahre an höheren Schulen studiert hatten und über ein reiches Wissen verfügten. Dieser mir so entwürdigend erscheinende Titel war bei sehr schmaler Bezahlung nach etwa 8 bis 10 Jahren Dienstes erreichbar, wenn es gut ging und man ein wenig Protektion besaß. Aber die niederen Gehalte waren ja begreiflich: zwei Hochöfen waren in Eisenerz, einer in Hieflau im Gange. Die

etwa 180.000 bis 200.000 Zentner Roheisen, die sie etwa im Jahre erzeugten, hatten außer den Kosten der Materialien und der Arbeitslöhne noch die ungeheure Regie von 78 allerdings sehr nieder bezahlten Beamten zu tragen. Verglichen mit den Verhältnissen bei Hall, die ich schon ein wenig kennen gelernt hatte, schien es mir ein Jammer. Aber die in Eisenerz versammelte Gesellschaft schien diesen Jammer kaum zu spüren. Einzelne wenig tatkräftige Naturen leisteten die nötige Arbeit, sicher auch viel unnötige, den meisten half die große Freiheit, die sie genossen, und vor allem die Jagd über diesen Jammer hinweg. Diese hatte bei vielen eine solche Wichtigkeit erlangt, daß sie das fast ausschließliche Gesprächsthema war. Aber es waren alle gebildete, gesellschaftlich geschulte Menschen, liebenswürdig und höflich, auch mit uns armen Praktikanten, die mit 22 Gulden 75 Kreuzern ihr Leben fristen sollten. Ich hatte mich schon gar nicht zu beklagen. Ich wurde von allen achtungsvoll behandelt, konnte tun, was ich wollte und war im Gasthaus „Brod“ für 9 Gulden monatlich mit einem einfachen, aber guten Mittagstisch versehen. Morgens gab es ein großes Glas sehr guter Milch mit einem Stück guten Hausbrotes, das Abendmahl bestand aus einer Schüssel in Milch gekochtem Reis, durch eine kleine Handvoll gedörrter Zwetschken etwas schmackhafter gemacht. Nur Samstag abends, an dem fast die ganze Gesellschaft bei „Brod“ zusammenkam, gab es auch ein Glas Bier; in das Laster des Rauchens bin ich erst viel später verfallen.

Für die Bedienerin, die aufzuräumen und mein Nachtmahl zu kochen hatte, für Wäsche und sonstige Kleinigkeiten reichte der Rest der monatlichen 22 Gulden, so daß ich mein schon erworbenes Kapital kaum anzugreifen brauchte. Ich war eigentlich ein reicher Mann, blieb nie Geld schuldig, hatte immer welches in der Tasche, genoß in vollen Zügen die wunderbare Landschaft, die entzückende Flora der Bergwelt und den Leopoldsteiner See mit seinen Reizen im Sommer, Herbst und Winter als Schwimmer, Kahnfahrer und Schlittschuhläufer.

Eine schon Mitte 1865 schmerzlich, aber rasch abbrechende Liebesaffäre war genügend vernarbt, meine alte Schwäche, oft mehrere Mädchen gleichzeitig entzückend zu finden, war nur wenig bemerkbar, so daß von einem halben Dutzend junger Mädchen, mit welchen ich freundlich verkehrte, einstmals die hübscheste und ge-

scheiteste vor größerer Gesellschaft behauptete, sie könnte sich mich nicht irgend verliebt vorstellen.

Daß ich von der Eisenerzer Gesellschaft, obschon ich der jüngste, also der tiefststehende Praktikant war, fast achtungsvoll behandelt wurde, hatte wohl folgende Gründe:

Da mein Aufenthalt in Eisenerz nur für die Dauer einiger Sommermonate währen sollte, schlief ich in einer Hängematte, die ich mir einst während einer langsamen Rekonvaleszenz genetzt hatte. Dies war neu und deshalb interessant. Dann hatte ich gleich in den ersten Wochen einen Fund gemacht. Trotz der großen lagernden Eisenvorräte sollte, weil die Kohlenbrenner immer frische Holzkohle zuführten und alle Kohlenmagazine voll waren, der dritte Hochofen in Betrieb kommen, was nicht geschehen konnte, weil der von Trofaiach zu beziehende Quarz für das Einstampfen des Bodensteines aus irgendwelchem Grunde nicht zu beschaffen war. Nun hatte ich bei meinem Herumstreifen in einem nahen Seitentälchen einen grauen Quarzschiefer gefunden. Er war durch sehr fein verteilten Graphit grau gefärbt. Beim Brennen wurde er völlig weiß und als Quarz erkennbar, das bißchen Graphit war keine seine Brauchbarkeit mindernde Eigenschaft. Ich hatte aus einer momentanen Verlegenheit herausgeholfen. Dann veranlaßte ich meinem unmittelbaren, mir immer sehr viel Freiheit gönnenden Vorgesetzten, Hüttenmeister Moser, statt des derzeit schwer verkäuflichen Weißeisens Spiegeleisen herzustellen, wie es Hall brauchte. Dies gelang sofort durch Verwendung von nahezu völlig kieselsäurefreiem Alpenkalk, statt des sonst verwendeten kieselsäurereichen Sauberger Kalkes bei etwas erhöhtem Kohlenaufwand mit basischer Schlacke. Dem Auge erschien es in seiner spiegelnden Fläche schöner, als das damals vorwaltend verwendete Siegerländer Spiegeleisen. Sein Mangangehalt war allerdings nur 3,8%, während das Siegerländer 8 bis 10% Mangan hatte. Dies hinderte indes nicht, daß wir zweimal Partien von 6000 Zentner zu mehr als dem doppelten Preise des gewöhnlichen Weißeisens an Hall verkaufen und liefern konnten. Ich empfahl damals Hall, es in größeren Quantitäten zu den einzelnen Chargen zu verwenden, um eine genügende Menge Mangan in die Retorte zu bringen. Klagen waren von Hall nicht eingegangen, aber ich glaube, seit ich von Eisenerz fort war, auch keine neuerlichen Bestellungen.

Sollte während des Krieges der Stahlindustrie der Zentralmächte die Beschaffung des Mangans aus auswärtigen Quellen sehr schwierig werden, so könnte man sich mit dem 3,8%igen manganhaltigen Spiegeleisen aus unseren alpinen Erzen zur Not helfen.

Mein Suchen nach manganhaltigen Erzen in dem Terrain, das Admont, St. Stefan und Trofaiach umfaßte, war ohne Erfolg, bot aber auf den einsamen Wanderungen zu Fuß über Berge und Täler reichen Genuß.

Größere Zusätze manganarmen Spiegeleisens bedingen allerdings von vorneherein heißere Chargen, weil das mit niederer Schmelztemperatur einlaufende größere Quantum Spiegeleisen schließlich als Teil der Gesamtmenge die viel höhere Schmelztemperatur des auszugießenden Stahles oder Flußeisens erhalten muß. Ich glaube, ich würde mir im Falle der Not zu helfen wissen. Aber seit 33 Jahren dem Stahlbetriebe fernstehend, mag ich mich hierin vielleicht im Irrtum befinden.

Meine gesellschaftlich geachtete Stellung fand auch darin Ausdruck, daß Ministerialrat Stadler schon im Herbst und Winter bei vielen komplizierten Korrespondenzen mit den oberen Instanzen in Wien mich zu Rate zog und ich hatte Ursache zu glauben, nur mich. Ganze Vormittage, mit ihm in seinem großen Arbeitszimmer auf und ab schreitend, waren den gründlichsten Erwägungen gewidmet und viele Wochen hindurch mußte ich nach dem schwarzen Kaffee bei „Brod" mit ihm Schach spielen, wobei er mich eine Gambitpartie so gründlich lehrte, daß ich meinen Lehrer schließlich in drei aufeinanderfolgenden Partien schlug. Die letzte nahm drei Nachmittage vom schwarzen Kaffee bis zum Abendessen in Anspruch, was auch ihn bewog, diesem Spiel zu entsagen.

Die Unterbrechung dieser täglichen Schachpartie war mir sehr erwünscht, denn zwei technische Probleme beschäftigten mich angelegentlich. Das erste Problem war die Anfertigung von Plänen für eine größere Hochofenanlage in Eisenerz, mit Witthwel-Winderhitzungsapparaten ausgerüstet, und eine anschließende Bessemerhütte, die das flüssige Eisen direkt vom Hochofen erhalten sollte. Ich war stolz auf die Idee, die ganze Hydraulik durch eine 600 *m* höher gelegene, Sommer und Winter gleichmäßig fließende Quelle zu betreiben. Die Wahl der Örtlichkeit machte Vermessungen nötig, die

Zeichnungen mußten nett ausgeführt werden und erforderten Zeit und so war ich froh, daß mein älterer Kollege Mayer, mit dem ich zehn Jahre später, er als Inspektor der Kohlengruben der k. k. Kaiser Ferdinands-Nordbahn, und ich als Generaldirektor in Witkowitz in nachbarlichen Kontakt kam, die Bearbeitung meines zweiten Problems übernahm. Es handelte sich hiebei um einen Aufzug auf die Höhe des Prebichls. Die ober dieser Höhe anstehenden Erze sollten mit diesem Aufzug zu den Hochöfen herabgelassen werden und durch ihr Gewicht Roheisen auf die Höhe des Prebichls ohne weiteren Kraftaufwand hinaufziehen und hiemit eine außerordentliche Verbilligung der Fracht des Roheisens in der Richtung der hauptsächlichen Verbrauchsstellen erzielt werden.

Wir reichten unsere Projekte ein, erhielten beide eine lobende Anerkennung und ich die angestrebte Versetzung an die Bessemerhütte nach Neuberg, wo ich am 3. Februar 1867 eintraf. Dort hatte ich die zweieinhalb Monate, die ich daselbst verweilte, niemals irgend eine Arbeit zugewiesen erhalten und völlige Freiheit, zu tun oder zu lassen, was ich wollte. Eine fleißige Beobachtung der Herstellung verschiedener Fabrikate, die damals in sehr hochgeschätzter Qualität erzeugt wurden, gelegentlich ein wenig Orgelspiel in der schönen alten Kirche, was ich schon in Eisenerz betrieb, füllten die Zeit.

Von den Betriebsleitern, tüchtigen Ingenieuren, wäre sicher zu lernen gewesen, aber sie hüllten sich uns Praktikanten gegenüber in geheimnisvolles Schweigen, indem sie sich in Position und Gehalt und mit dem übrigens nicht gern gehörten Titel eines „kontrollierenden Hammerschreibers" weit über uns erhaben dünkten. Auch hier versammelten sich nahezu alle Beamten an den Samstagsabenden, wie in Eisenerz, an einem gemeinsamen langen Tisch im Gasthause, jedoch ging es hier viel steifer her, eine streng eingehaltene Sitzordnung, die mich als jüngsten am weitesten von der Spitze dieser bureaukratischen Rangordnung ferne hielt. Aber meine etwas entrüstete Kritik des mir so schändlich erscheinenden Titels „kontrollierender Hammerschreiber" mußte dort oben dennoch vernommen worden sein, denn die etwas grollende Stimme des Herrn Ministerialrates Stocker, bis dahin fast nie gehört, sprach die Worte: „No, Kupelwieser, es wird Ihnen sehr zuträglich sein, einmal zehn Jahre als kontrollierender Hammerschreiber irgendwo zu sitzen."

— „Ich fürchte, ich würde die nötige Geduld für einen solchen Posten nicht aufbringen“, war meine sonst bescheidene Erwiderung.

Einige Tage später wurde ich gesucht und in das Arbeitszimmer Stockers beschieden. Zu meiner Überraschung fand ich dort Direktor Hall. Er hatte die Erlaubnis zum Besuch des Werkes, die Personen von einigem gesellschaftlichen Rang ja nie verweigert wurde, erbeten und erhalten und den Wunsch ausgesprochen, von mir, der sein gebrochenes Deutsch leichter verstand, geführt zu werden. Ich war sehr erfreut, Hall wiederzusehen und genoß seine liebe Gesellschaft, ihm eine Stunde vor und nach Tisch alles zeigend, was mir für ihn des Interesses wert schien.

Von seinen Plänen, die ihn vor 10 Monaten zu beschäftigen schienen, war kein Wort gefallen. Aber als er in den Wagen stieg, um nach Mürzzuschlag, damals die nächste Eisenbahnstation, zu fahren, sagte er in seiner kurzen Weise: „Schreib Sie mir, was Sie verlangen, wenn ich Sie in meine Dienste nach Graz nehme“. Ein „danke“ und „Adieu“ war alles und der Wagen mit seiner mir lieben Last war weg. Zu Hall gehen wollte ich unter allen Umständen, auch wenn ich sehr nieder bezahlt würde, meinte, daß ein Gehalt von 1000 Gulden jährlich sehr dankbar von mir akzeptiert würde; fände er denselben für den Anfang zu hoch, so bitte ich selbst zu bestimmen, was ihm recht erscheine. Meine Sache würde es sein, mich so nützlich zu machen, daß er mir ferner vielleicht höhere Bezüge zukommen lassen könnte. Umgehend erhielt ich die Antwort, ich sollte kommen, je früher je besser. Da ich seitens des Werkes absolut unbeschäftigt war, konnte mein baldiger Abgang von Neuberg keine Schwierigkeiten bieten. Meine freudige Stimmung bei der Verabschiedung begegnete oben etwas verdutzten Gesichtern und es mag Herrn Ministerialrat Stocker nicht angenehm gewesen sein, daß er einige Monate später vom Ministerium beauftragt wurde, nach Graz zu gehen, um sich über die Verwendung des Spektralapparates zu informieren, den ich damals zur Bestimmung des Momentes, in dem das Blasen abgebrochen werden mußte, um die gewünschte Qualität des Stahles zu erhalten, verwendete. Der Spektralapparat markiert in der Tat genau den Moment, in dem die Verkohlung beendet ist und die Verbrennung des Eisens beginnt. Alle übrigen Linien sind verschwunden und nur die Natronlinie bleibt noch sichtbar. Die Reduktion des schon verbrannten Eisens und die Rück-

kohlung, um den gewünschten Härtegrad zu erzielen, erfolgte damals fast ausschließlich durch manganhältiges Spiegeleisen. Ich glaube, mehr die Bequemlichkeit der Handhabung führte später zu immer ausgedehnterer Verwendung von Ferromangan und letzteres könnte, wenn es mangelt, wieder in vielen Fällen durch Spiegeleisen ersetzt werden.

Der Spektralapparat ist indes nicht allgemein im Gebrauch erhalten geblieben. Der Apparat ist kostspielig und erscheint schweren Händen nicht sehr handlich. Geübte Augen erkennen den Moment des Unterbrechens für die Erfordernisse der Praxis auch ohne optische Hilfe genau genug. Weniger geschulten und geübten Augen könnte er auch heute noch gute Dienste leisten.

In Graz wurde ich nicht nur von Direktor Hall, sondern ich kann sagen auch von allen Angehörigen des Werkes freundlich aufgenommen. Ein kleines Bureau war in der Hütte selbst für mich bereitgestellt, im Stahlwerk geschah alles, was ich wollte und wie ich es wollte, mit größter Beflissenheit. Aber leider mußte ich erfahren, daß mein Aufenthalt nicht von langer Dauer sein werde. Es waren nur 7 Monate, die ich das Glück hatte, im täglichen Verkehr einen so begabten Mann, wie Hall es war, vor mir zu sehen, von ihm zu lernen und mich seiner persönlichen Liebenswürdigkeit zu erfreuen. Vielen Menschen, die ihn nicht näher kannten (und nur wenig Menschen haben ihn besser gekannt), erschien er schrullig, wenig mitteilsam und schwer verständlich. Seit seinem 22. Jahre auf deutscher Erde lebend, hatte er sich ein etwas sonderbares Deutsch zurechtgelegt. Nur in Zitaten von Burns und mit Mr. Ramsay, ich glaube, ein Jugendgespiele Halls, sprach er in Momenten des Verdrusses oder im Zorne englisch. Mit seiner Frau, die sehr gut englisch sprach, und mit einem an Kindesstatt angenommenen Töchterchen, einem liebenswürdigen Oberösterreicher Kind, das ihm damals ein liebes Spielzeug war, hörte ich ihn immer nur dieses, etwas sonderbare Deutsch sprechen, das ihm zur tatsächlichen Muttersprache geworden war. Mir erschien er immer ohne irgend eine Ausnahme höchst liebenswert. Sein Gedankengang immer gerade, klar und rasch das Wesen erkennend, das Unwichtige bei Seite lassend, in seinen Worten wie in seinen Konstruktionen hart und streng, in Wirklichkeit warmherzig, Freude und Leid seiner Mitmenschen mitfühlend, nachsichtig und voll Humor bezüglich ihrer Schwächen,

zumal seiner ihn gleichzeitig fürchtenden und warm liebenden Arbeiter und Untergebenen.

Wie kam es, daß ich diese Erkenntnis so rasch gewann?

Meine Wohnung war ein gemietetes Schlafzimmer, nur wenige Häuser aufwärts, auf derselben Seite der Annenstraße, wie Halls Wohnung. Den Staub der Hütte abzuwaschen, die Kleider zu wechseln und ein wenig Rast auf dem Diwan, mochte bei Hall die gleiche Zeit in Anspruch genommen haben wie bei mir und so traf es sich oft, daß wir zu gleicher Zeit das Haus verließen, um etwas reinere Luft zu schnappen wie in der rauchigen Hütte. Oft wenn ich Hall begegnete, sagte er: „Komm Sie ein wenig mit", dann gab es einen kurzen Spaziergang, der mit einem Glase Eierpunsch und mit einer Flasche Champagner im Restaurant des Hotels „Elefant" endete. Da kam die liebenswürdige Natur Halls erst recht zum Vorschein. Nie ein unfeines, ja nur banales Wort, Verse von Burns, deren einfache Schönheit er sichtlich tief empfand, humorvolle Worte über seine Arbeitskräfte und deren Eigenheiten, Erinnerungen an seine Jugend, an die schöne Irländerin in Cork, die sich dem 19jährigen Adonis in völlig selbstloser Liebe hingab, wohl wissend, daß eine sich ändernde Richtung des Windes ihr das Liebste auf Erden für immer entführen würde.

Hall war damals eifrig beschäftigt, die Fertigstellung der maschinellen Einrichtungen für eine neue Bessemerstahlhütte in Ternitz für Schoeller & Comp. in Wien in der Maschinenfabrik Andritz bei Graz, für die er die Pläne und Konstruktionen übernommen hatte, zu betreiben. Ebenso eifrig wurde in Ternitz an den nötigen Hochbauten gearbeitet, die auf Wunsch der Kompagnons nicht ein einfacher Holzbau, sondern ein guter Stein- und Ziegelrohbau werden sollten.

Die Kompagnons der Firma Schoeller & Comp. waren in dieser Unternehmung ein Herr Neufeld, nicht offiziell aber effektiv Disponent über die Ternitzer Eisenwerke, da sein Neffe Giesele, erst kürzlich mit einer Schwester Gustav von Schoellers verheiratet, zwar recht hübsch, aber technisch völlig unerfahren und sehr jung und deshalb von dem Willen und den Ideen seines Onkels völlig abhängig, die Stelle eines Direktors der Ternitzer Eisen- und Stahlwerke einnahm.

Ein zweiter Kompagnon war Herr Alfred Krupp, ein Bruder des genialen Alfred Friedrich Krupp in Essen, dessen Leistungen auf dem Gebiete der Stahlindustrie und zumal der Waffenindustrie rasch so weltberühmt wurden.

Ich erinnere mich einiger Worte dieses, in seiner äußeren Erscheinung wie in seinen Worten sehr vornehmen und gewinnenden älteren Herrn, der sich früh von seinem Bruder in Essen getrennt und eine sich großartig entwickelnde Metallwarenfabrik zu Berndorf in Niederösterreich gegründet hatte. Sein großer Erfolg, so sagte er, ja eine gewisse Überlegenheit gegenüber anderen ähnlichen Unternehmungen beruhe nicht zum kleinsten Teile auf der großen Ehrlichkeit der Bevölkerung, die Berndorf umgebe und die ihm dort Arbeitskräfte liefere.

Diese schlichten Worte und die Gedankenfolgen, die sich damals und auch heute noch an dieselben reihten, ließen mich immer bedauern, daß ich nur zweimal die Gelegenheit hatte, diesen mir bedeutend und sehr liebenswert erscheinenden Mann zu sprechen.

Ein weiterer Kompagnon war Hall, wahrscheinlich nur mit dem Betrag beteiligt, den man für die Lieferung der Pläne, Maschinen und die Einleitung des Betriebes vereinbart hatte. Ich war von ihm bestimmt, den Betrieb des neuen Stahlwerkes in Ternitz zu führen und etwa Jänner 1868 damit zu beginnen.

Das Stahlwerk sollte in erster Reihe ungeschweißte, aus einem Stück Stahl hergestellte Radreifen für Lokomotiven und Eisenbahnwagen herstellen. Bisher wurden diese Radreifen aus gewalzten, dann rund gebogenen und an den Enden stumpf aneinander geschweißten Stäben hergestellt und der so erzeugte Reifen auf dem Kopfwalzwerke auf genaue Dimension gebracht.

Dies war die Herstellungsweise, die ich während meiner Anwesenheit in Neuberg 1865 in sorgfältigster Ausführung und angeblich vorzüglicher Güte des Fabrikates beobachten konnte. Aber die Schweißung schien und war auch sicher eine vermeidbare Schwäche dieses Fabrikates und Hall war 1867 der Erste in Österreich, der mit sehr primitiven Einrichtungen solche Reifen versuchsweise herstellte.

Graz besaß damals nur einen Dampfhammer von 20 *q* Fallgewicht in seiner Reparaturwerkstätte, abgesehen von dem kleinen Hammer für Proben in der Bessemerhütte, den ich von Hall begehrt

und erhalten hatte. Ich mußte schon in Schamottformen eingeformte, dicke Ringe gießen, die an einem am Ende des Schienenwalzwerkes improvisierten Kopfwalzwerke ausgewalzt wurden und schon einige Stück lieferten.

Ternitz sollte einen Hammer von 100 *q* Fallgewicht für verdichtendes Schmieden und für das Lochen der einzelnen Stahlblöcke erhalten, die je nach der Dimension der Reifen schon in annähernd richtigem Gewicht gegossen werden mußten, und einen 50 *q* schweren Hornhammer, der die gelochten Blöcke ausweiten und zur Fertigstellung an das Kopfwalzwerk liefern sollte. Diese maschinellen Werkzeuge sind auch heute nach 50 Jahren dieselben geblieben. Verbesserungen der Radreifen durch Herabschmieden von größeren, unter dem Hammer besser verdichtenden Blöcken mit folgender Teilung nach Erfordernis und Dimension, Anwendung von Zusätzen, die dem Stahl bei größerer Härte noch genügend Zähigkeit belassen, dies glaube ich, ist der Stand der heutigen Fabrikation dieses Artikels.

Ich hatte den Ehrgeiz, dem sehr gut zusammenarbeitenden Personal des Grazer Stahlwerkes keine oder möglichst wenig Leute zu entnehmen, wenn ich nach Ternitz gehe. Deshalb machte ich selbst durch viele Wochen, ja Monate der Reihe nach jede Arbeit, die von meinem Personal geleistet werden mußte, um in Ternitz völlig neue Leute unterrichten zu können, und hatte hierin vom September bis November auch noch einen Schüler anzulehren, in der Person eines, einen Jahrgang älteren Kollegen an der Bergakademie Leoben, später gleichzeitig mit mir Praktikant in Eisenerz, der die damals auch von Hall übernommene Einrichtung einer Bessemeranlage auf Maxhütte in Bayern im Frühjahr 1869 betreiben sollte.

Von der harten, oft sehr heißen Arbeit ein wenig mager geworden, überfiel mich eines Tages im September ein heftiger Schüttelfrost. Hall sandte mich nach Hause und ich legte mich todmüde und unausgezogen auf mein Bett. Der Kälte war eine große Hitze, dann ein starker Schweiß gefolgt; ich zog neue Wäsche an und schlief fest ein. Morgens war ich ein wenig müde, aber mit freiem Kopfe und vollkommen arbeitsfähig. Dies wiederholte sich nun jeden dritten Tag ohne merkbare Abschwächung. Der Arzt nannte es Wechselfieber und gab mir etwas Chinin; eine Besserung wollte sich jedoch nicht einstellen.

Fast dreißig Jahre später nach vielen eigenen Erfahrungen und den Belehrungen Robert Kochs im Thema „Malaria" sehr bewandert, erkenne ich heute klar, daß dies die erste Malariaerkrankung war, der ich unterlag, und die Art, wie ich zu derselben in Graz kommen konnte.

In England hatte man in dem Hämatitroheisen von Cumberland in den letzten drei Jahren ein für den Bessemerbetrieb sehr geeignetes Material gefunden und dessen Produktion sehr rasch gesteigert. Auch Graz verarbeitete dieses Roheisen zu verhältnismäßig niedrigen Preisen. Aber die Nachfrage nach diesem Material für englische Betriebe wuchs rasch und mit ihr der geforderte Preis. Hall klagte über letzteres und ich schlug ihm vor, ich wolle Eisenerz dazu veranlassen, für ihn graues, für Bessemerbetrieb geeignetes Roheisen herzustellen und empfahl, ein größeres Quantum Gußbrucheisen, das ich an der Kanonengießerei im Gußwerk Mariazell 1865 dort lagernd gesehen hatte, für Graz zu erwerben. Hall war einverstanden. Mein persönliches Betreiben schien mir dringend, da auch in Österreich eine Steigerung der Roheisenpreise einzusetzen schien.

Am nächsten Morgen wollte ich fahren und zuerst das schon vorhandene Gußbruchlager in Mariazell für Graz sichern. Abends stellte sich wieder ein heftiger Schüttelfrost ein, dann die große Hitze und der Schweiß und noch im vollsten Schweiße wechselte ich morgens die Wäsche, fuhr zur Bahn und mit ihr zur Station Kapfenberg. Ein in der Nacht einsetzender dichter Schneefall war der Beginn eines fast 14tägigen Vorwinters im November.

Als ich in Kapfenberg anlangte, war mein Fieberanfall überstanden. Ich akkordierte mit einem einspännigen Schlitten die sehr lange Fahrt nach Mariazell und, von einigen Decken und der auf derselben wachsenden Schneelast vor Kälte geschützt, erreichte ich nach vielstündiger, meist schlafend verbrachter, durch eine zweistündige Rast unterbrochener Schlittenfahrt, mich völlig frisch fühlend, das Gußwerk Mariazell. Schon an diesem Abend gelang es, das Kaufgeschäft mit dem im Werksgasthaus anwesenden liebenswürdigen Direktor Wagner vorläufig abzuschließen. Aber die zustimmende Bewilligung des Finanzministeriums mußte eingeholt und abgewartet werden. Dies zwang mich zu einem viertägigen Aufenthalt.

Das Schneien hatte aufgehört, in prachtvollem Sonnenschein genoß ich die herrliche Winterlandschaft in der angenehmen Gesellschaft des gesprächigen Direktors.

Der Tag, an dem ich wieder einen Fieberanfall zu erwarten hatte, war vorübergegangen, ohne daß sich das Fieber einstellte. Es schien, ich hätte meine lange und sehr lästige Erkrankung überstanden, und so war es auch. Das Wohlempfinden des Genesens mit seinem gesteigerten Appetit und dem Wiedererwachen des Erkennens der Reize und Schönheiten des Lebens machten mich froh, wie ich es schon einmal in der Genesung nach einer langen Typhuserkrankung erlebt hatte.

Ganz der Erinnerung entschwunden ist mir die Fahrt im Schlitten nach Vordernberg, von wo an die Straße über den Prebichl wieder verschneit und unpassierbar war. Nächsten Vormittag hatte der Gastwirt, bei dem ich wohnte, das im Zuge befindliche Ausschaufeln der Straße schon ziemlich beendet vermutet. Er gab mir einen kleinen Bockschlitten, auf dem ich reitend saß, rückwärts mein Gepäck aufgeladen, vor mir ein Pferd, das ich selbst lenkte. Schon mehrere Tage in Vordernberg zurückbleibende Briefe und Zeitungen nahm ich nach Eisenerz mit.

Ein paar Mal mit meinem Gefährte im Schnee umstürzend, kam ich endlich durch die völlig menschenleeren Gassen von Eisenerz, und die gute Wirtin Brod war der erste Mensch, der mich erschreckt unter dem Haustor mit den Worten „Wo kommen denn Sie her", empfing.

Eisenerz war durch 5 Tage durch den Schnee von der Außenwelt abgeschlossen und ich war der erste, der diese Verbindung wieder herstellte.

Das Gerücht meines Eintreffens hatte sich bald verbreitet und so fanden sich abends alle Persönlichkeiten, die ich für meine Zwecke nötig hatte, und auch viele andere Bekannte ein. Mein Vorschlag, Eisenerz sollte 50.000 *q* graues Roheisen für Hall machen, schien anfänglich unerhört. Eisenerz hatte noch niemals graues Eisen erblasen. Aber mein lieber, alter Hüttenmeister Moser fing Feuer. Er verschwand etwas früher, gab seine Aufträge für eine etwas geänderte Beschickung von Zuschlag- und Holzkohle und schon nächsten Nachmittag gab der Hochofen das schönste graphitische Graueisen, und arbeitete gleichmäßig weiter. Dies erleichterte sehr meine Ver-

handlungen bezüglich des Preises, der in Eisenerz sehr hoch schien und für Hall im Vergleich mit dem viel teurer gewordenen englischen Eisen sehr günstig war. Auch hier mußte die Zustimmung des Ministeriums erst eingeholt werden, aber ich brauchte diese nicht abzuwarten. Der nach Wien gehende Vorschlag war so bestechend vorgebracht, daß an eine Ablehnung nicht gedacht zu werden brauchte.

Mit demselben Bockschlitten kehrte ich über den Prebichl zurück, in Leoben bei meinem Bruder Franz etwas Rast machend. Er war überrascht und erstaunt und meinte, es seien wohl noch nie mit dem k. k. Ärar so bedeutende Geschäfte so rasch und mit so wenig Schreiberei abgewickelt worden.

Als ich zurückkam, war Hall sehr zufrieden, die 100.000 q Roheisen waren ihm sehr nötig gewesen und es ergab sich bei der Verarbeitung derselben keinerlei Schwierigkeit.

Bald darauf sollte ich das erste Mal nach Ternitz reisen, um mich meinem künftigen Chef, Direktor Gieseke, vorzustellen. Mein Engagement mit 2400 Gulden (4800 K), hübscher netter Wohnung, Holz und Licht frei, war schon von Hall geregelt, ein kleiner Anteil am erhofften Gewinn gesichert. Da ich bei Hall außer meinem Gehalte als Anteil an seiner eigenen Tantieme für die wenigen Monate, die ich in Graz in seinen Diensten stand, 1200 Gulden (2400 K) erhielt und sehr einfach lebte, schwamm ich förmlich in Geld und es gewährte mir eine große Freude, meinem Bruder Karl, der damals schon die Advokaturskanzlei unseres Onkels Leopold Sonnleitner (ein Geschwisterkind meiner Mutter) leitete, aber hiefür nur geringen Gehalt bezog, weil ihm die Erbschaft dieser Kanzlei einmal zufallen sollte, etwas mit meinem Geldüberfluß aushelfen zu können. Da mein Bruder schon damals Bräutigam war, kam ihm dies sehr erwünscht und es war dies der Beginn jener brüderlichen Hilfsbereitschaft, die sich so oft in gemeinschaftlichen Fürsorgen für uns Nahestehende, aber auch in meinem hohen Alter bei dem letzten und schwierigsten Unternehmen meines Lebens sich so treu bewährte. Die ersten Monate 1868 brachten ein oftmaliges Hin- und Herreisen von Graz nach Ternitz und zurück. Die Bessemerhütte war nahezu fertig, das Hammerwerk, zumal der große Hammer noch sehr zurückgeblieben. Endlich entschloß man sich, auf den großen Hammer vorläufig zu verzichten, die Stahlblöcke in der Form eines Ringes zu gießen und auf dem Hornhammer und Kopfwalzwerk zu Radreifen

zu verarbeiten. Die Walzware schien schön, wurde an Eisenbahnwerkstätten geliefert, aber beim Abdrehen zeigten sich sehr oft an der Oberfläche tiefer reichende Späne. — So war nicht weiter zu arbeiten.

Der Bauingenieur Schwarz, von Herrn Neufeld beigestellt, baute solid, aber langsam. Das Fundament des großen Hammers war kaum angefangen — dann konnte erst an den Guß der 600 q schweren Chabotte (Amboß) gegangen werden, es konnte ein Jahr, ja noch länger dauern, bis alles Nötige fertiggestellt wurde. Hall ärgerte sich nicht wenig und war seither auf alles, was von Herrn Neufeld ausging, schlecht zu sprechen. Sämtliche Kompagnons trafen in Ternitz zusammen. Hall schimpfte deutsch und englisch, erbot sich jedoch, in drei Monaten ein Schienenwalzwerk, wie seines in Graz war, fertig zu stellen, das sich bei den sehr hohen Preisen, die damals für Stahlschienen bezahlt wurden, sehr rentieren und sich rasch amortisieren ließe. Dies wurde akzeptiert. In der Tat dauerte es kaum länger als drei Monate und ich konnte den Betrieb des Stahlwerkes und des Walzwerkes mit von Hall beigestelltem Personale aufnehmen und ohne irgend namhafte Unterbrechung fortführen.

Der Vormeister Wolczik von Graz war zum Hüttenmeister des Walzwerkes avanciert und besorgte seine Walzen so gut und erwies sich auch in der Abrichtung neuen Personales so geschickt, daß es eine Freude war. Ich hatte mit Ausnahme eines Maurers für das Stahlwerk kein Personal von Graz mitgenommen, fand aber in den sich in Ternitz als Arbeitskräfte anbietenden Leuten ein so gelehriges Personal, daß ich, alle Chargen selbstleitend, das Walzwerk immer genügend mit Stahl versorgen konnte. Aber die Versorgung der Hütte mit genügend Roheisen war nicht leicht, und dies hatte sich Direktor Gieseke vorbehalten, und hierin gab es vielerlei Schwierigkeiten.

Einmal ließ er sich statt gutem Hämatitroheisen von irgend einem Agenten graues phosphorhältiges Gußeisen aufschwätzen, ohne es mir mitzuteilen. Für ihn war Graueisen Graueisen und von mir eine lächerliche Kaprice, daß ich gerade das teuere Hämatitroheisen verlangte. Da gab es natürlich eine Reihe kaltbrüchiger und unbrauchbarer Chargen und ich hatte viele Monate zu tun, in ganz kleinen Zusätzen zu jeder Charge dieses phosphorhältige Roheisen aufzuarbeiten.

Auch Differenzen ganz anderer Art mußte ich mit ihm durchkämpfen. Ich hatte vom Beginn des Betriebes an, so wie ich es bei

Hall gefunden, monatliche Betriebskalkulationen eingeführt. Aus den zugewogenen Quantitäten des verwendeten Roheisens, multipliziert mit den Einkaufspreisen, den Kosten des verwendeten Brennmateriales und sämtlicher anderer Hilfsmaterialien, ferner der im Monat aufgewendeten Löhne, ergaben sich die Bruttokosten der in jedem Monat gewonnenen Stahlblöcke. Ich hielt dieselben für unentbehrlich als Kontrolle des eigenen Betriebes. Ich hatte sie später genau so in Witkowitz führen lassen, wie damals in Ternitz. Sie waren indes ein Gegenstand beständigen Ärgers für Direktor Gieseke, der sie als einen Einbruch in die Rechte des Direktors empfand, der, wie er meinte, allein das Recht habe, irgendwelche Kalkulationen aufzustellen und die Preise der verarbeiteten Rohmaterialien zu wissen. Erst nach 6 Monaten konnte die Chabotte des großen Hammers gegossen werden. Ich entnahm dem von einer Wiener Gießerei, die den Guß der Chabotte übernommen hatte, beigestellten Personale 2 intelligente Gießer und lehrte sie, da bald Nachtbetrieb im Stahlwerk eingeführt wurde, die rechtzeitige Unterbrechung der Chargen des Bessemerprozesses. Hiedurch wurde ich in meiner Zeit etwas ungebundener. Die Erfahrung, die mit den ersten Radreifen, als der große Hammer noch nicht arbeitete, gemacht wurde, bestimmte Hall, auf der Einrichtung einer Werkstätte für das Abdrehen der gewalzten Reifen zu bestehen, die gleich so angelegt wurde, daß sie fertige Radsätze für Lokomotiven und Waggons herstellen konnte. Diese wurde später namhaft vergrößert und blieb seither immer ein sehr wesentlicher Teil der Fabrikation von Ternitz. Hall besorgte für den großen Hammer einen englischen Schmiedmeister, der kein Wort deutsch verstand, und so begann ich englisch zu lernen und verfügte bald über einige hundert Worte, um mich verständlich machen zu können. Dieser englische Schmied war ein sehr hübscher, schlanker Mann und es war ein Vergnügen zu sehen, wie er mit den von Ternitz beigestellten Hilfskräften die für die damalige Zeit verhältnismäßig schweren Stahlblöcke hantierte. Mr. Smales war wohl ein begabter, aber ein sehr prätenziöser Patron, der seine Hilfskräfte sehr geringschätzig und unhöflich behandelte und unter diesen befand sich ein sehr geschickter Mann, der uns, ich glaube, schon nach einem halben Jahre, den englischen Lehrmeister völlig entbehrlich machte und sich allmählich zu einem vorzüglichen Schmiedmeister entwickelte, dem Schmiedestücke aller Art, soweit die Kraft des Hammers reichte, mit

Sicherheit übergeben werden konnten. Die Traditionen dieser Geschicklichkeit leben, wie ich glaube, heute noch in Ternitz fort, nur langsam, vielleicht zu langsam, durch stärkere Werkzeuge dem wachsenden Bedarf folgend. Aber Stahlschienen waren bei der fortschreitenden Entwicklung des österreichischen Eisenbahnnetzes eine sehr begehrte Ware. Ein zweites Konverterpaar, schon mit Siemensöfen für die Umschmelzung des Roheisens wurde aufgestellt und betrieben und der Gewinn bei hohen Verkaufspreisen und relativ billigen Herstellungskosten mußte für damalige Zeit sehr groß gewesen sein. Hieraus resultierte auch für mich eine mich völlig befriedigende Steigerung meiner Geldeinnahmen, bei allerdings mich verletzender Geheimhaltung der Faktoren, aus welchen sich für mich dieser Gewinn ergab, wie sie Direktor Gieseke eifersüchtig ja nur für sich reservierte.

Das Entziehen geistiger Mitarbeit an dem Gedeihen des ganzen Unternehmens war wohl der wesentlichste Grund, warum ich mein mir sehr lieb gewordenes Arbeitsfeld in Ternitz schon nach dreieinhalb Jahren aufgab und mich für ein neues Unternehmen gewinnen ließ.

Ein solches Verzichten auf meine Mitarbeit am Gedeihen des Ganzen wurde auch in folgender Angelegenheit ersichtlich:

Die Eisenwerke von Eisenerz und mit ihnen das größte Vorkommen vortrefflicher Eisenerze in Österreich, der steirische Erzberg, war in den Besitz einer privaten Gesellschaft unter dem Titel „Innerberger Hauptgewerkschaft" übergegangen. Hofrat Tunner wurde der Präsident des Verwaltungsrates und die großartige Verwertung der für fast unerschöpflich geltenden Schätze des steirischen Erzberges an vortrefflichen Eisenerzen durch Verwendung von mineralischem Brennstoff, Koks, war der leitende Gedanke dieses Unternehmens. Die Holzkohle war damals und noch lange als ein wesentlicher Faktor der vorzüglichen Qualität der seit Jahrhunderten Mitteleuropa mit Eisen- und Stahlfabrikaten bester Sorte versorgenden steirischen Eisenindustrie angesehen. Die geringe Qualität der englischen und belgischen Eisenbahnschienen, die in großen Mengen nach Österreich gekommen waren, trug nicht wenig dazu bei, das Vorurteil zu bestärken, daß unter allen Umständen das mit mineralischem Brennstoff hergestellte Roheisen eine wesentlich schlechtere Qualität der Fabrikate verursache, und selbst Peter

Tunner schien nicht völlig frei von dieser Voreingenommenheit. Aber Holzkohle war nur in mäßigen Quantitäten zu beschaffen. Wollte man mehr steirische Erze verschmelzen, so mußte man, wie es England schon längst, Deutschland in den letzten 10 Jahren, dann aber in großartigem Maßstabe getan hatte, mineralischen Brennstoff verwenden. Dies war Tunner völlig klar und er ist in Wort und Schrift eifrig dafür eingetreten. Sobald ihm aber selbst die Möglichkeit wurde, diesen unvermeidlichen Schritt zu tun, war er zögernd und nicht glücklich in der Wahl der Personen, die er als Hilfskräfte heranzog.

Der erste Kokshochofen, den die Vordersberger Gewerkschaft, die Besitzerin des obersten Teiles des steirischen Erzberges, auf Anregung und unter Leitung Tunners in Niklasdorf an der Südbahn zu bauen begann, wurde nach vielen Jahren Bauzeit, und nachdem dieser Bau einen großen Teil des Vermögens der Vordernberger Gewerkschaft verschlungen hatte, überhaupt nicht fertig. Endlich schien die Gesellschaft bezüglich der Ausführung ihres leitenden Gedankens schlüssig zu werden. Steirische Erze und Ostrauer Koks sollten bei Wien zusammentreffen und dort sollte Roheisen erzeugt werden. Ich in Ternitz, der häufig unter der Schwierigkeit der Beschaffung von Roheisen litt, hatte mir in den Kopf gesetzt, dies „bei Wien" konnte und sollte Ternitz sein. Direktor Hall, den ich, so oft ich nur konnte, besuchte, war völlig meiner Meinung. Ich bearbeitete Direktor Gieseke, verlangte endlich eine Beratung der Gewerken bei Herrn Alexander Ritter von Schoeller, dem Chef der Firma, und brachte in Anregung, daß alles mögliche geschehen sollte, die geplante Anlage der Innerberger nicht in der unmittelbaren Nähe Wiens, sondern in dem Wien nahen Ternitz zu verwirklichen, indem ich nachwies, daß das Zusammenbringen von Koks und Erzen in Ternitz billiger sei als in Wien, daß die Anlage an der Hauptlinie der Südbahn besser liege wie an einer Seitenbahn in Schwechat. Ebener guter Baugrund in beliebigem Ausmaß und Wasser in Fülle sei vorhanden, ein naher bedeutender Abnehmer der Innerberger Gesellschaft ebenso vorteilhaft, wie Ternitz der benachbarte Lieferant von Roheisen.

Gieseke war bei dieser Beratung ferne geblieben, Direktor Hall konnte nicht kommen und ich konnte meine Vorschläge nur Herrn Alexander von Schoeller und Herrn Neufeld vortragen. Bei ersterem

fand ich wenig Interesse und Verständnis, bei letzterem direkte Opposition, die sich auf die Behauptung stützte, in einiger Nähe von Ternitz kenne er genügende Vorkommen von Eisenerz, die es gestatten würden, dort die Roheisenproduktion aufzunehmen, wann immer Ternitz dies tun wollte. Als ich erwiderte, daß ich nur von dem Eisenerzvorkommen in Pitten und am Grillenberg bei Gloggnitz wüßte, die viel zu klein wären, um einer Roheisenproduktion als Basis zu dienen, erbot er sich, einen jungen Bergmann zu bestellen, der mir den Nachweis seiner Behauptung erbringen würde.

In dieser Form wurden meine Vorschläge vorläufig ad acta gelegt, was mich sehr schmerzte. Ein Bergman in der Person eines Absolventen der Leobner Bergakademie, namens A. Kurzwernhart, wurde von Herrn Neufeld bestellt. Sein viele Monate währendes Suchen nach den von Herrn Neufeld erwarteten Erzen blieb ganz erfolglos. Er blieb endlich als Assistent in der Bessemerhütte, war ein sehr fleißiger, wohlunterrichteter Mann und folgte mir einige Jahre später nach Teplitz.

Die Innerberger Hauptgewerkschaft baute ihre Hochofenanlage in Schwechat, für Ternitz aber war eine Chance großartiger Weiterentwicklung versäumt, sicher zum Schaden und Bedauern folgender Generationen der Besitzer des Werkes.

Ich hatte bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal gewisse Mängel meiner Befähigung deutlich erkannt, die mir in meinem ganzen Wesen begründet erschienen, da ich auch später als Generaldirektor von Witkowitz die üblen Folgen derselben vielfältig tragen mußte. Ich glaube, diese Mängel hier in einigen Worten charakterisieren zu sollen, weil sie sicher auf mein Geschick starken Einfluß nahmen.

Meiner äußeren Erscheinung wenig Aufmerksamkeit zuwendend, nicht geschickt im sprachlichen Ausdruck meiner Gedanken, nicht witzig, oder was man spirituell nennt, war ich immer ein schlechter Advokat in der Verteidigung dessen, was ich klar erkannt hatte und anderen ebenso erscheinen lassen wollte. Das Bewußtsein dieser Ungeschicklichkeit machte mich schüchtern, ebenso im geschäftlichen Verkehr, wie im Umgang mit Menschen. Als geradsinnig, wahrhaftig und wenig eigennützig glaube ich in der Regel erkannt und geschätzt worden zu sein, hatte aber doch oft mit Menschen zu tun, die diese Eigenschaften für Beschränktheit nehmen und von denen ich

mich in meinem Werte unterschätzt glaubte, und nicht immer erreichte, was ich anstrebte. Aber das Verständige, dem Menschen Nützliche und Erreichbare anzustreben, mein eigenes Interesse immer nur wenig beachtend, das war, ich glaube, von Jugend an die starke Seite meines Wesens, dem ich alles verdanke, was die Gesellschaft später Erfolg nannte.

Meine Hoffnungen auf eine Hochofenanlage in Ternitz mußte ich begraben und mich darauf beschränken, die Betriebe, die ich unter mir hatte, fleißig zu führen. Mehr als 2½ Jahre hatte ich keinen Urlaub genossen. Meine Besuche bei Hall in Graz und bei meinem Angehörigen in Wien konnten immer an Sonn- und Feiertagen erfolgen, an welchen nicht gearbeitet wurde und meine Anwesenheit in Ternitz entbehrlich war.

Abgesehen von England, war die Anwendung des Bessemerprozesses in Österreich den übrigen Ländern, zumal Belgien und Deutschland etwas vorausgeeilt. Dies war die Ursache, daß die österreichischen Stahlwerke häufig von ausländischen Hüttenleuten besucht wurden, die sich hier Informationen holten. Dann aber wurde Österreich zuerst von England, dann von Belgien und zuletzt von Deutschland rasch überholt. Dies hatte folgende Gründe:

Österreich und Ungarn besitzen nur wenige größere Eisenerzvorkommen, ja fast nur ein großes, den steirischen Erzberg bei Eisenerz, aber auch wenig Steinkohlenvorkommen, die guten Schmelzkoks liefern konnten. Das Ostrau-Karwiner Kohlenrevier ist hierin auch fast ein Unikum. Dies letztere war in der Steinkohlenproduktion im Vergleich zu England, Belgien und Deutschland sehr zurückgeblieben im Produktionsquantum und noch mehr in den Anlagen zur Verarbeitung der Kohle zu Koks, welchen der Roheisenschmelzprozeß benötigt. Noch existierten nicht einmal Eisenbahnverbindungen, auch keine Kanäle und Wasserstraßen, wie sie der englischen, belgischen und deutschen Eisenindustrie gute Dienste leisteten, um Erz und Kohle zusammenzubringen. Letztere existieren ja heute, also 60 Jahre später, auch noch kaum. Hiezu kam auch eine allgemeine kulturelle Rückständigkeit. Infolge dieser Umstände gab es in Österreich viele kleinere Eisenwerke, aber eigentlich keine einzige große Eisenindustrie. Ein Anfang hiefür ist im Kohlenreviere in Witkowitz schon einmal versucht worden, mit verhältnismäßig großem Kapitalsaufwand des Hauses Rothschild, aber kläglich gescheitert. Es

mag die Wahl der verwendeten Organe nicht immer glücklich gewesen sein; das Wesentlichste dieses Mißlingens lag aber wohl daran, daß die Eisenerze, die Witkowitz zur Verfügung standen, sehr eisenarm, auch nicht billig, schwer schmelzend waren und von vornherein hohe Erzeugungskosten bei mäßiger Qualität des Eisens ergaben.

Von den vielen fremdländischen Hütteningenieuren, die ich schon in Heft, Neuberg, Graz und Ternitz kennen lernte, interessierte mich damals am meisten ein Hüttenchemiker der berühmten Lokomotiv- und Maschinenwerkstätte John Cockerill von Seraing bei Lüttich, der mir viel von dem großartigen Aufschwung erzählte, den die Eisen- und Stahlindustrie Belgiens und des demselben nahen Rheinland und Westfalen nahm, den er zu beobachten Gelegenheit hatte. Der Wunsch, dies mit eigenen Augen zu sehen, wurde immer stärker und da alle meine Betriebe in bester Ordnung gingen, erbat und erhielt ich endlich August 1870 einen dreiwöchentlichen Urlaub. Rheinland und Westfalen, sowie Belgien wollte ich besuchen und mit Bädekers Ratschlägen so viel der mir noch so unbekannten Welt sehen, als in der kurzen Zeit möglich war. Im Rheinland konnten Leobner Kollegen, in Belgien Greiner mir ein wenig behilflich sein.

Hüttenchemiker Greiner war ein lebhafter, liebenswürdiger Mensch, und wir sind in den wenigen Tagen, die er sich in Ternitz aufhielt, Freunde geworden. Sein Großvater war ein Siebenbürger Sachse, er sprach gut deutsch und hatte die Freundlichkeiten, die ich ihm in Ternitz erwies, auch in späteren Jahren immer in reichlichstem Maße erwidert. Es war meine erste Reise über die Grenzen Österreichs und Ungarns hinaus. Deutschland war damals im Kriege mit Frankreich, der Bahnverkehr gestört und verzögert. In so viele Einzelstaaten zersplittert, hatte man mit einer unglaublichen Fülle von Münzen aller Art, auch noch mit Goldmünzen mit der Prägung Friedrich des Großen zu rechnen. Zwei Tage in München, zwei Tage in Nürnberg, eineinhalb Tage in Maxhütte, wo ich meinen ehemaligen älteren Kollegen in Eisenerz, später Schüler am Stahlwerk in Graz besuchte, dann folgte ein Tag in Frankfurt, ein Tag in Mainz und schließlich die schöne Rheinfahrt auf dem Dampfer bis Köln. Von dort nach Dortmund in die Mitte des mit Riesenschritten vorschreitenden Kohlenbergbaues und der sich daran schließenden Industrien aller Art. Als ich in Dortmund anlangte, kam gleichzeitig, vielleicht ein wenig vor mir, die Nachricht von dem

großen Sieg Deutschlands bei Sedan. Schon die Siegesfreude und die begeisterte frohe Stimmung sicherten mir überall die wärmste, freundlichste Aufnahme und ich nahm lebhaften Anteil an festlichen Veranstaltungen, die der vielen Flaschen edelsten Rhein- und Moselweines nicht bedurft hätten, um den Frohsinn und das Glück wegen des nun bald zu erhoffenden Friedens überschäumen zu lassen. Nicht so sehr die damals kaum erst aus dem Boden wachsenden Eisenwerke, vielmehr die Fülle von Kohlenschächten, Gießereien und Maschinenfabriken aller Art machten einen mächtigen Eindruck auf mich. Die Kruppschen Werke konnte ich damals nicht sehen. Meine Bitte um Einführung durch eine Karte des Herrn Krupp in Berndorf ist wohl von Herrn Direktor Gieseke unterdrückt worden und ohne Antwort geblieben. Nach dem Vielen, was ich gesehen hatte, aber auch dem Vielen, was ich in den Tagen der Siegesfreude hatte essen und trinken müssen, war mir ein wenig Rast und Erholung sehr willkommen. Mein Nächstes war deshalb das Meer, das ich, über Haag kommend, in Scheveningen zum ersten Mal in meinem Leben erblickte. Im Grandhotel in Scheveningen, als das Zimmermädchen das Rouleau aufzog, stand das Meer wie eine hohe blaue Mauer vor mir, viel näher und viel höher stand sie vor mir, als es mir heute erscheint, wenn ich von Brioni aus ein viel südlicheres Meer täglich sehe. Zum Strand hinab eilend, war ich von dem reinen Quarzsand mit Tausenden von kleinen Muscheln, die die langgezogenen Wellen an den Rand des Meeres angespült hatten, ganz entzückt und kam dann zur Stelle, an welcher Hunderte von auf Rädern stehenden Badekabinen sich befanden, von denen einige von schweren Pferden in das Meer hineingezogen wurden, da der sehr flach abfallende Sandboden erst bei mehr als 100 *m* Distanz die Tiefe von einem Meter erreicht. Das Beispiel zweier Männer, die badeten, war sehr verlockend. Aber auf einer Tafel konnte ich lesen: „Temperatur des Meeres 11 Grad." — Diese niedere Temperatur hatte ich sieben Jahre früher am Gmundnersee erprobt und unbehaglich kühl empfunden und deshalb unterließ ich das Baden. Auch war die Dämmerung nahe, mein Appetit schon rege, der durch einen köstlich gebackenen Sole, begleitet von einem ganz eigenartig kredenzten Tee, befriedigt wurde. Ein neben den Tisch gestelltes und mit einer Art Torfkoks geheiztes Öfchen hielt heißes Wasser bereit. Eine Teekanne, eine Milchkanne, eine große Zuckerschale und eine

Teebüchse standen auf dem Tisch, alles zusammen Material genug, um sich, wenn man wollte, 10 Tassen vorzüglichen Tee je nach Geschmack selbst zu bereiten. Nochmals mußte ich im Dunkeln an den Strand des Meeres. Als ich den vom zurückebbenden Meere noch feuchten Sand betrat und die Tausende von Funken sah, die jeder Tritt auf dem feinen Sand erweckte, erinnerte ich mich lebhaft an die Erzählungen meines Vaters vom Leuchten des Meeres. Spät ging ich zu Bette, ich konnte mich vom Meer und seinen Wundern nicht trennen und früh war ich wieder auf. Fischerboote liefen ein und brachten, was sie nachts an Fischen gefangen hatten. Männer und Frauen, die ersten in hohen, über die Knie reichenden Stiefeln, die Frauen und Mädchen mit hochgeschürzten Röcken durch das seichte Wasser zu den Schiffen watend, nahmen dort Körbe voll von Fischen verschiedener Art und Größe in Empfang, brachten sie auf den trockenen Sand und sortierten sie nach Größe und Art in einzelne Haufen. Nun folgte eine sehr rasch verlaufende Versteigerung der Ware, die die Händler nach geleisteter Bezahlung an die Fischer in Empfang nahmen und in Karren abführten. Außer mir war noch ein gut gekleideter Herr Zuschauer dieses Vorganges. Nun bemerkte ich erst, daß etwa ein Dutzend Reiter auf schweren, hohen Pferden, ähnlich jenen, die ich tags vorher die Badekabinen in das Meer ziehen sah, weit drinnen im Meer langsamen Schrittes, oft bis über die Brust des Pferdes im Wasser, wie es schien, nach einer bestimmten Regel hin- und herritten. Endlich kamen sie ans Land. Die Pferde hatten ein den Boden des Meeres abstreifendes, engmaschiges Netz hinter sich und was das Netz enthielt und an das Land brachte, waren erdfarbige Massen sich bewegender, gallertiger und doch mit Füßchen versehener Tierchen. Der Herr, der schon früher mit mir dem Ausladen der Fische zugesehen hatte, nahm eine Serviette aus der Tasche und füllte dieselbe mit den gefangenen und von ihm gekauften, nichts weniger als appetitlich aussehenden Tierchen. Ich frug ihn, was er damit mache. „Wenn Sie dies nicht wissen," entgegnete er, „dann kommen Sie mit mir, ich will es Ihnen zeigen." Als ich ein wenig zögerte, frug er mich, ob ich in einem Hotel abgestiegen sei. Als ich dies bejahte, meinte er, er würde mir auch noch etwas anderes zeigen, was mich interessieren könnte. Er leide an einem nervösen Kopfweh, komme schon mehrere Jahre nach Scheveningen und wohne in einem sehr netten holländischen Privathaus, viel ange-

nehmer wie in einem Hotel. Eine hübsche Holländerin in ihrer Tracht würde ich auch zu sehen bekommen. Die Einladung war so freundlich, daß ich ihr folgte.

Er führte mich in ein kleines, außerordentlich blank gehaltenes Haus mit kleinen, aber sehr nett eingerichteten Zimmern, die er mir als holländische Bauart in allen Details zeigte. Eine ältere Holländerin hatte den Kauf abgenommen. Es dauerte nicht lange, so erschien ein hübsches, etwas derbes Mädchen in holländischer Tracht und stellte eine große Schüssel sehr appetitlich aussehender kleiner Krebse in ihren zarten rosafarbigen Schalen auf den Tisch und öffnete eine Flasche Champagner. Es war ein ganz unerwartetes, auch unerwartet gutes Frühstück. Das Mädchen zeigte ihren Goldschmuck im Haar, auf welchen es stolz war.

Der Champagner machte uns gesprächig und als mein Wirt hörte, daß ich nur zwei Tage hier bleiben wollte, erbot er sich als Führer. Er hätte gar nichts zu tun und es mache ihm nur Vergnügen, mich zu führen. Und als ein sehr liebenswürdiger und guter Führer im Haag erwies er sich und wir schieden am dritten Tage, als wären wir schon längst Freunde gewesen.

Aber zu zwei Bädern im Meer bin ich doch gekommen und habe die 11 Grad des Wassers leicht erträglich gefunden und mit Behagen genossen.

Mehr als zwei Drittel des Urlaubes waren schon vorüber, ich mußte eilen. Eine Dampferfahrt durch den Kanal von Moordyk brachte mich nach Rotterdam, der ersten Hafenstadt, die ich sah, dann folgte Brüssel, dann Lüttich, überall den Weisungen und Informationen Bädekers folgend, soweit die kurz bemessene Zeit es gestattete. Einige Zeilen hatten schon von Brüssel aus Monsieur Greiner von meinem Eintreffen informiert. Er selbst hatte mich in Lüttich im Hotel Schiller abgeholt und in einer einstündigen Dampferfahrt, den von reizenden Villen und Gärten geschmückten Ufern der Maas entlang, nach Seraing gebracht. Vor 2 Jahren noch ein kleiner Hüttenchemiker, war er nun Chef einer noch nicht ganz fertiggestellten Hüttenanlage von 2 Hochöfen, 2 Bessemerkonvertern, Walzwerken und Hammerwerken. Abgesehen von den Hochöfen, die ich in Ternitz so eifrig erstrebt, aber nicht erhalten hatte, nicht unähnlich den Einrichtungen, die ich in Ternitz zu be-

treiben hatte. Greiner machte mich mit Direktor Kraft, einem liebenswürdigen Mann, Schüler der Wiener Technik, bekannt, der, wie es schien, die anerkannt hervorragendste konstruierende Arbeitskraft Seraings war. Seraing als Lokomotivfabrik, wohl ähnlich dem Unternehmen Halls, von John Cockerill, einem Schüler Stephensons, für die Bedürfnisse des Eisenbahnbetriebes gegründet, hatte sich schon damals zur großen Maschinenbauwerkstätte entwickelt, die zumal im Bau von Schiffsmaschinen Großartiges leistete. Die von Greiner erbaute Hüttenanlage, anfänglich nur als Hilfswerkstätte der großen Maschinenwerkstätten begonnen, war, als ich drei Jahre später Seraing wieder besuchte, den auch viel großartiger gewordenen Lokomotiv- und Maschinenbauwerkstätten an Bedeutung und in seiner Rentabilität so über den Kopf gewachsen, daß ich Greiner als Generaldirektor des ganzen Unternehmens wiederfand, der mit seiner jungen Frau mich in einem reizenden, von einem kleinen Parke umgebenen Schlößchen (einstmals eine Villegiatur der Bischöfe von Lüttich) äußerst gastlich aufnahm.

Voll mächtiger Eindrücke vielseitigster Art eilte ich von Seraing nach Ternitz zurück, nicht ahnend, welche Lehren mir dieselben für die mir schon in 6 Jahren gewordene Aufgabe brachten, in der Entwicklung von Witkowitz etwas Ähnliches zu schaffen, wie ich es in Seraing entstehen sah. Meine Aufgabe war dann allerdings unendlich schwieriger als jene, die Generaldirektor Greiner zu bewältigen hatte.

Während meiner Abwesenheit hatte sich in Ternitz nichts Störendes ereignet, ich aber war ein anderer geworden, selbstbewußter und entschlossener. Vielleicht war es auch diese gewachsene Entschließungsfähigkeit, der ich der Wahl und den Besitz einer liebenswürdigen, selbstlosen und verständigen Lebensgefährtin verdanke, meiner sehr hübschen, tüchtigen und gütigen Frau, die bis zu meinem nahezu 73. Lebensjahre die treue hilfreiche Begleiterin meines Lebens wurde. Ich glaubte damals mehr meinem Verstande als meinem Herzen gefolgt zu sein, war auch nicht, was man verliebt nennt. Trotzig wollte ich Liebesaffären, wie ich sie bisher erlebt hatte, mit ihren nichts weniger als schmeichelhaften, aber immer schmerzlichen Lösungen ein Ende bereiten. . . . .

. . . .

. . . .

Ein halbes Jahr war noch nicht vorüber, als mir meine Mutter riet, bald zu heiraten. Marie sei verständig, durchaus fein in ihrer ganzen Natur, sie würde, wie sie sei, eine vortreffliche Hausfrau werden. So glücklich sie sei, wenn ich bei ihr wäre, leide sie doch unter Sehnsucht während der 6 Tage der Woche, die ich von ihr fern sei. Ich folgte ihrem Rate. Nicht in zwei Jahren, wie ich anfänglich plante, nach 6 Monaten war sie meine liebe, gute Gefährtin meines Lebens. Die Trauung in der kleinen Dorfkirche zu St. Johann, eine vierzehntägige Reise ins Salzkammergut, nach Salzburg, München, Maxhütte, auf dem Rückwege ein Besuch meiner an einen tüchtigen Arzt in Frankenburg verheirateten älteren Schwester Johanna, dies alles vollzog sich in hastiger Eile. Ich wollte nicht allzu lange von meinen Betrieben weg sein. Eine Wolke von Unfrieden schien mir zu drohen. Für die Räderfabrik war schon ein Jahr früher ein deutscher Ingenieur namens Gerber bestellt worden. Es war ein tüchtiger, liebenswürdiger Mann mit einer lieben, gescheiten Frau, ich glaube, einer Kölnerin. Wir verkehrten in durchaus freundlicher Weise miteinander. Ich vermutete jedoch, daß Direktor Gieseke ihm bei seinem Eintritte einen größeren Wirkungskreis, als die Räderfabrik war, in Aussicht gestellt hatte, vielleicht schon in der Absicht, mir einen Teil der mir unterstehenden Betriebe zu entziehen, um meine Stellung und mein Ansehen zu schwächen. Er war von Beginn an gekränkt, daß alle meine Arbeiter mir wärmer ergeben waren wie ihm. Dies war ja natürlich.

Den größten Teil derselben hatte ich selbst persönlich angelehrt, die anderen von Hall übernommen. Direktor Gieseke hatte nichts mit ihnen zu tun gehabt. Nun da er mich durch meine Heirat an Ternitz gefesselt glaubte, suchte er, anfangs auf Umwegen, durch den alten Herrn Neufeld, später durch persönliche Vorstellungen mich zu bewegen, einen Teil meiner Betriebe an Ingenieur Gerber abzugeben. Dies fand ich gegen das Interesse des Werkes und wollte mir lieb gewordene Leute und Einrichtungen nicht verlieren und es schien mir eine unverdiente Zurücksetzung. Ich hatte Direktor Hall von diesen immer wiederholten Zumutungen erzählt und er bestärkte mich darin, diesen Zumutungen keine Folge zu leisten. Endlich ließ ich mich in meinem Verdruß zu den Worten hinreißen, wenn er durchaus auf dieser Abtretung bestehe, sollte er alle Betriebe an Gerber überlassen, ich würde schon eine andere Stelle finden.

Dies erschreckte ihn und es blieb vorläufig bei dem Bestehenden. Aber der Gedanke, daß die Umstände mich vielleicht doch zwingen könnten, Ternitz zu verlassen, haben das erste Jahr meiner Ehe doch etwas getrübt. Daß mein Bruder Karl und seine liebe Frau eine Eisenbahnstation von Ternitz entfernt Sommeraufenthalt nahmen, war mir eine große Freude. So verschieden unsere beiden jungen Frauen ihrem ganzen Naturell und ihrer so verschiedenen Erziehung nach waren, verstanden sie sich doch vortrefflich. Ich erinnere mich nicht, daß in dieser Zeit sich irgend Störendes in meinen Werksbetrieben ereignete. Aber die beständige etwas feindselige Haltung des Direktors war unverkennbar und machte mich besorgt. Da kam ein Brief von Herrn Johann Pechar, den ich einige Jahre früher als Inspektor der Südbahn kennen gelernt hatte. Nun war er Direktor der Dux=Bodenbacher Bahn. Er bestrebte sich, an seiner erst kürzlich fertig gewordenen Eisenbahn Industrien entstehen zu lassen, um den Verkehr seiner Bahn möglichst zu heben. Braunkohle vorzüglicher Qualität sei in Hülle und Fülle, mit sehr geringen Gewinnungskosten verfügbar. Er wisse, daß das Stahlwerk in Graz fast ausschließlich englisches Bessemerroheisen auf Schienen verarbeite, Ternitz sehr viel desselben. Das nordwestböhmische Kohlenrevier reiche mit der Dux=Bodenbacher Bahn an die Grenze. Die Fracht des englischen Roheisens über Triest nach Graz und Ternitz sei viel höher, als über Hamburg, und der billigen Schiffsfracht nach Bodenbach. Englisches Roheisen lasse sich also in Teplitz billiger kaufen und verarbeiten, als in Ternitz, dessen Werke, wie er sicher sei, aus dieser Verarbeitung hohen Gewinn zögen. Er bat mich, ihn wissen zu lassen, ob und zu welchen Bedingungen ich geneigt wäre, den Bau und Betrieb eines solchen Stahlwerkes zu übernehmen, wie hoch ich die Kosten des Baues und wie hoch ich den Bedarf an laufendem Kapital veranschlagen würde. Die Geldmittel sollten vom Hause Johann Liebig durch Aktienausgabe beschafft werden. Ein Zusammentreffen in Wien wäre erwünscht. Den nächsten Samstag nachts fuhr ich zu Hall nach Graz und war Montag früh wieder im Werk. Hall fand Direktor Pechars Rechnung, daß man aus englischem Roheisen in Teplitz Stahlwaren wesentlich billiger herstellen könne als in Graz und Ternitz, und die Wahrscheinlichkeit eines hohen Gewinnes richtig, wußte auch, daß meine Stellung zu Direktor Gieseke eine unangenehme, vielleicht unsichere sei, und riet mir, auf die

Vorschläge Pechars einzugehen, auch erbot er sich gleich, zehntausend Gulden in Aktien des Unternehmens zu zeichnen.

Sechstausend Gulden Gehalt und ein Gewinnanteil, dessen Minimum mit weiteren 6000 Gulden pro Jahr sicherzustellen sei, könnte ich verlangen. Auf der Unterschrift des Hauses Liebig & Comp. sollte ich bestehen und den Kontrakt auf nicht länger als 6 Jahre eingehen. Dies waren seine Ratschläge.

Am nächsten Sonntag traf ich in Wien mit Pechar zusammen und wurde gleich mit Baron Johann Liebig bekanntgemacht. Ich glaubte die Kosten eines Stahlwerkes mit daran anschließendem Schienenwalzwerk einschließlich Grunderwerbung und der Kosten von Arbeiterwohnhäusern, deren Notwendigkeit mir wahrscheinlich erschien, mit einer Million Gulden hoch genug veranschlagt zu haben. 200.000 Gulden flüssiger Mittel dürften genügen. Also 1,200.000 Gulden sollte das zu emittierende Aktienkapital betragen, 4% von der Superdividende nach 6% Verzinsung des Kapitals und der Amortisationsquoten für die Werksanlagen sollte ich erhalten. Nach dem damaligen Kaufpreis des englischen Roheisens, den von mir berechneten Kosten der Verarbeitung und den Preisen der Stahlschienen, die Pechar besser kannte als ich, schien ein sehr hoher Gewinn der Unternehmung gesichert.

Baron Liebig und Direktor Pechar waren mit allem einverstanden, was ich vorläufig, für mich noch unverbindlich, vorschlug. Ich hatte mir noch eine achttägige Bedenkzeit für die Annahme oder Ablehnung der Stelle vorbehalten und eine entsprechende Zeit, um mein Dienstverhältnis in Ternitz zu lösen, ohne demselben großen Schaden zuzufügen. Gehoben und erfreut, daß ich gesucht und geschätzt würde, aber traurig und wehmütig, Ternitz verlassen zu müssen. Aus der Trauer meiner Untergebenen und Arbeiter, sobald sie von der Möglichkeit meines Abgehens erfuhren und von dem sie üble Folgen für sich selbst befürchteten, konnte ich, namentlich als ich Ternitz verließ, ersehen, wie sehr sie mich liebten, mir vertrauten. Allgemein war die Bitte, ich soll sie in mein neues Arbeitsfeld mitnehmen oder nachkommen lassen, wenn ich sie brauchte. Aber auch das Verlassen einer Stelle bei der Firma Schoeller & Comp. fiel mir schwer. Der Chef derselben galt mir damals unbestritten als ältester und erfolgreichster Industrielle Österreichs.

Leider konnte ich ihm nicht nähertreten und wurde von Herrn Neufeld und Direktor Gieseke stets ferngehalten. Herr Krupp schien sich wenig für Ternitz zu interessieren. Direktor Hall war übel auf Neufeld und Gieseke zu sprechen und empfahl mir schlankweg, mich von diesen, seiner Meinung nach, das Unternehmen ruinierenden Personen zu trennen. Aber der Bruder der Frau Gieseke, Gustav Ritter von Schoeller, hatte genau das verständige, zuverlässige Wesen seiner Schwester. Als er mir zur Wahl meiner Lebensgefährtin Glück wünschte, fügte er hinzu: „Schade, daß Sie nicht ein paar Jahre gewartet haben, Sie hätten eines meiner Mädels haben können." Dies war nur eine Artigkeit, aber ich deutete sie als Vertrauen, ja ein wenig Liebe zu mir, und dies machte mir die Trennung von Ternitz schwer. Aber die Entscheidung drängte. Ich teilte Direktor Gieseke mit, wie weit ich mich bisher eingelassen habe, und machte zur Bedingung meines Verbleibens, geistige Mitarbeit an dem Ganzen, die jede Geheimtuerei und jedes Fernhalten von Kalkulationen jeder Art ausschließe, auch bezüglich der Berechnung meiner Tantieme. Überdies verlangte ich einen Anstellungskontrakt auf 6 Jahre, vor allem aber die Möglichkeit des direkten Verkehres in Referaten mit Schoeller & Comp., wobei ich mich verpflichten wollte, die Referate immer durch seine Hände zu leiten und sein Ansehen als Direktor des Ganzen immer zu wahren, ja es möglichst zu fördern.

Nur den sechsjährigen Kontrakt wollte er zugestehen, alles übrige lehnte er ab und so war meine Entscheidung für Teplitz das einzige, was ich tun konnte. Meine Betriebe waren in vollster Ordnung, alle Stellen mit guten Kräften besetzt, mein Ausscheiden brauchte keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten, wenigstens für das Jahr, in dem ich erst mein neues Stahlwerk zu bauen hatte. Für später könnte ich nicht gutstehen, daß mir nicht einige der von mir angelernten und an mir hängenden Arbeiter folgen würden. Allzuviele würden es nicht sein und Ternitz müßte rechtzeitig für Ersatz sorgen. Ingenieur Gerber konnte kaum verhehlen, daß mein Abgang für ihn sehr angenehm sei, fiel ihm doch von selbst meine Erbschaft zu. Aber auch Direktor Gieseke schien beim Abschiednehmen ganz vergnügt zu sein, nur seine liebe gute Frau umarmte und küßte meine Frau unter einem Strom von Tränen, was auch mir Tränen entlockte und den Abschied schwer machte.

Mit meiner neuen Aufgabe vollauf beschäftigt, ist mir das Geschick von Ternitz in den Jahren nach meinem Abgange fast völlig unbekannt geblieben, doch hörte ich später von dem frühen Tode Direktor Giesekes und seiner Frau sprechen. Als Ursache des Todes wurde mir bei letzterer ein akutes Lungenleiden, bei ersterem eine an Geistesstörung grenzende Nervosität infolge eines Nierenleidens bezeichnet. Vielerlei Verdruß, den mir Direktor Gieseke bereitet hatte, hing wohl mit seiner erst später erkennbaren Erkrankung zusammen und schien mir dann erklärlich, ja verzeihlich. Von Ingenieur Gerber hörte ich, daß er auch Ternitz nach einigen Jahren verlassen und eine Gießerei in seiner Vaterstadt Augsburg erworben habe. Vielleicht war dieselbe der Anfang und heute — nach über 40 Jahren — ist sie vielleicht ein Teil der großen Augsburg-Nürnberger Maschinenfabrik.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .



Dritter Aschnitt.

Als Erbauer und Direktor des Teplitzer Eisenwerkes.

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Ein mir völlig neues Milieu war es, in das ich nun eintrat. Baron Johann Liebig, ein lebhafter, liebenswürdiger, ganz verständiger, doch, wie ich es bald erkennen mußte, nicht sehr begabter Mann, dann sein Schwager Malman, Direktor Pechar und Dr. Alexander Peez waren die Herren, mit welchen ich zunächst rechnen mußte. Ich fuhr nach Teplitz, um den Platz meines neuen Wirkens kennen zu lernen, gleichzeitig Quartier suchend für mich und meine Frau, die in einigen Monaten Mutter werden würde. Direktor Pechar machte mir den Eindruck eines sehr begabten Mannes, mit dem ich als Präsident des Verwaltungsrates leicht arbeiten würde.

Die schöne Lage der Stadt Teplitz, die gehobene Stimmung aller Menschen, mit welchen mich Direktor Pechar bekannt machte, der mir sicher erscheinende Erfolg des Unternehmens, alles machte mich froh und arbeitsfreudig. Der ungeheure Reichtum an Kohle in fast unbegrenzt erscheinenden weiten Flächen des Landes wuchs täglich durch neue Besitzergreifungen in der Form von Freischürfen, welchen bald Bohrungen und Schächte folgten, um diese Besitzergreifung, durch staatliche Verleihung von Grubenmaßen gesichert, in irgendwie realisierbare Werte zu verwandeln. Das Geld schien, wie man damals sagte, auf der Straße zu liegen, eine Behauptung, die man immer wieder hörte. Man brauchte nur zuzugreifen und Mittel und Wege zu suchen, den bisher unter der Erddecke so wenig beachteten Schatz irgendwie an die Oberfläche zu bringen. Es erinnerte mich lebhaft an die vor drei Jahren in Westfalen beobachteten Erscheinungen. Fabriken und Werkstätten wuchsen wie Pilze aus der Erde, hier noch rascher als in Westfalen, weil

hier eine viel schwächere Decke zu durchbrechen war. Schon in der Tiefe von wenigen Metern überlagernder Erde und Gesteine fand sich ein viele Meter dickes Kohlenflötz. Man sprach von vielen, vielen Millionen, die das Haus Liebig durch billigen Ankauf der Aktien der Aussig-Teplitzer Bahn in wenigen Monaten erworben habe. Fast über Nacht, wie in einem Treibhause, waren die Kurse dieser Bahn märchenhaft gestiegen. Die Dux-Bodenbacher Bahn sollte das Netz eines noch viel gewaltigeren Fanges werden, der dem Hause Liebig und dessen Freunden und Dienern fast unermeßliche Reichtümer erschließen würde. Und einer dieser Pilze, über Nacht emporschießend, sollte das Stahlwerk werden, das ich zu errichten übernommen hatte.

Nach Wien zurückgekehrt, hatte ich meiner Frau und meinen Freunden genug zu erzählen. Daß ich aus einem Treibhaus käme und dessen überheizte Luft nach Wien mitbrächte, kam mir schon ein wenig zum Bewußtsein.

Schon hatte ich von Hall Pläne für die Errichtung des Werkes erhalten, schon waren Kostenvoranschläge der Maschinenfabrik Andritz für die geplante Maschineneinrichtung des Werkes eingelangt. Ich benötigte und suchte einen, ja zwei technische Zeichner für die bei der Behörde einzureichenden Pläne. Diese sollten auch schon bei der in kurzem bevorstehenden Konstituierung der Gesellschaft vorliegen. Die erste Persönlichkeit, die sich um die Stelle eines Zeichners bewarb, war Karl Wittgenstein, der jüngste Bruder der Frau meines Bruders Karl. Ich hatte ihn nur einmal bei der Hochzeit meines Bruders gesehen und als einen besonders hübschen, klugen, vor der Maturitätsprüfung stehenden Gymnasiasten in Erinnerung. Ich glaube ihn heute nicht besser charakterisieren zu können, als ich es nach seinem Tode in einen von der Neuen Freien Presse bei mir erbetenen Nachruf getan habe. Ich führe deshalb diesen Nachruf hier an, wenn er auch der beabsichtigten Mitteilung des von mir Erlebten in Vielem voraus eilt.

Wien, 21. Jänner 1913.

Ein edles Herz hat aufgehört zu schlagen und die Welt ist um einen jener Männer ärmer geworden, deren Leben und Wirken das Geschick ihrer Mitmenschen nur wohltätig und segenbringend beeinflußte. In diesem Wörtchen „nur" liegt eine Fülle von wahrer Menschengüte. Von der großen Menge wurde er, wie es ihr Brauch

ist, nicht verstanden und gewürdigt. Verblendet von den pekuniären Erfolgen eines solchen Wirkens, haben Neid und Mißgunst manch falsches Urteil über diesen Mann gefällt.

Vom Vater her einer deutschen Waldecker Familie, seitens der Mutter dem alten Wiener Hause Fidgor entsprossen, wuchs er in einem Milieu auf, das damals mehr als wohlhabend galt. Auf ihn wirkten die vielfachen Eindrücke eines schönen, geselligen Lebens, das um die begabten und liebenswürdigen Eltern, seine beiden älteren Brüder und seine teils älteren, teils jüngeren acht Schwestern — einige derselben waren von hervorragender Schönheit — erblühte. Die besten Lehrkräfte, Künstler und Gelehrte aller Art, besonders aber Musiker fanden in dem gastfreien Hause die beste, auch hilfsbereite Aufnahme. Noch sehr jung ein vortrefflicher Violinspieler, gewann Wittgenstein frühzeitig große Gewandtheit in Rede und Antwort und jene angenehmen geselligen Formen, die ihn immer auszeichneten. Von einem Teil seiner Geschwister wegen seiner raschen Auffassung und Eigenartigkeit besonders geliebt und verwöhnt, vielleicht auch unabsichtlich in letzterer bestärkt, verschwand er als 17jähriger junger Mann plötzlich aus seinem Elternhause mit dem mäßigen Betrage seiner Sparkasse und mit seiner Violine, sich offenbar reif genug fühlend, seinen Weg in die Welt allein zu machen. Die eifrigsten Nachforschungen seiner Familie blieben resultatlos, bis endlich nach vielen Monaten ein Brief aus Amerika an eine seiner Schwestern kam. Dieses Schreiben knüpfte den Kontakt mit dem Elternhause wieder an und führte nach 2jährigem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten zu seiner Rückkehr.

Aus den spärlichen Mitteilungen, die seinen Freunden in späteren Jahren über diese Wanderjahre gelegentlich zuteil wurden, ließ sich entnehmen, daß es eine Zeit eines sehr wechselnden, oft mühseligen Kampfes ums Dasein war, aber unschätzbar als Unterricht im Erkennen und Beurteilen von Menschen und Verhältnissen aller Art, die ihm in späteren Jahren zugute kam. Zurückgekehrt hörte er Kurse an der technischen Hochschule in Wien, verbunden mit gleichzeitiger gewerblicher Schulung an der Siglschen Lokomotivfabrik und im Stabilimento in Triest. Dann erhielt er eine Stelle in der Werkstätte des Gußwerkes Maria Zell und war später bei dem Bau der ungarischen Ostbahn beschäftigt. Ich nahm ihn 1872 zum Bau des Teplitzer Stahl- und Walzwerkes als Zeichner, er-

wartete aber von dem von mir kaum gekannten, so unsteten jungen Mann, der sich inzwischen mit meinem Bruder Dr. Karl Kupelwieser verschwägerte, nur wenig Arbeitsleistung. Wie angenehm war ich überrascht, einen ganz außerordentlich geschickten, genauen und unendlich fleißigen technischen Zeichner in ihm zu finden, befähigt, für zwei solche Hilfskräfte Arbeit zu leisten, mit trefflicher Laune über Schwierigkeiten aller Art hinwegkommend und schon verliebt, vielleicht schon heimlich gebunden an seine spätere, so ausgezeichnete Frau.

Wenn seine technischen Studien noch Lücken aufwiesen, wurden dieselben an Hand der besten Lehrbücher so rasch als möglich ergänzt, was ihm bei seiner außerordentlich raschen Auffassung und seinem häufig die Nachtstunden zu Hilfe nehmenden Fleiße immer rasch gelang.

Nach Fertigstellung des Baues konnte ihm die Leitung der Reparaturwerkstätte und der Eisengießerei übertragen werden, die er fast 2 Jahre behielt. Er bewies aber gleichzeitig schon vielfach bei technischen und kommerziellen Diensten, bei Abwicklung von Übernahmen seine große Befähigung für kommerzielle Aufgaben. Nach der Krisis im Jahre 1873 war das Sein oder Nichtsein des Werkes viel mehr von geschickter kommerzieller Tätigkeit abhängig als von den technischen Leistungen, die trotz der Sparsamkeit der aufgewendeten Mittel den Anforderungen der damaligen Zeit stets genügten. Die gefestigten Zustände des Werkes veranlaßten Wittgenstein, sich zu verehelichen und sich in dem nahe gelegenen Eichwald, einem reizenden Erzgebirgstal, anzusiedeln. Ein Jahr strenger Arbeit, aber doch glücklich und sorglos seiner Frau und seinem ersten Kinde gewidmet, erlebte er ein Idyll, wie es harmloser und herzlicher kaum gedacht werden kann, in Gesellschaft seiner von ihm verehrten Schwiegermutter und weniger Freunde, nämlich meiner Frau, mir und den Familien des dortigen Arztes und Forstmeisters.

Eine Unhöflichkeit des damaligen Präsidenten der Gesellschaft führte zu seinem Austritte und seinem Eintritt in das technisch-kommerzielle Bureau des Zivilingenieurs Prohazka in Wien.

Auch in der Verwaltung des Teplitzer Walzwerkes gab es eine Krisis, die das Ausscheiden des Präsidenten und die Neugestaltung zur Folge hatte. Es ist interessant, daß das Teplitzer Walzwerk

gerade in der Zeit, wo die Krise des Jahres 1873 den Ruf nach einer gesetzlichen Neuregelung des Aktienwesens veranlaßt hatte und die Regierung einen darauf bezüglichen ausgezeichneten Entwurf im Reichsrate vorlegte, seine Neugestaltung vornahm und auf Veranlassung Karl Wolfrums seine Statuten genau nach diesem Gesetzentwurf verfaßte, was die vollste Billigung der Regierungsorgane fand. Nach diesen Statuten bestand der Vorstand der Gesellschaft aus drei vom Aufsichtsrat aus seiner Mitte gewählten Mitgliedern und dem Direktor. Das neue deutsche Aktiengesetz hat diesen Grundsatz eingeführt. Bei dieser Gelegenheit erfolgte der Eintritt Wittgensteins, der schon seit der Gründung der Gesellschaft durch Beteiligung seiner Mutter an derselben interessiert war, in den Aufsichtsrat und wurde von diesem in den Direktionsrat gewählt. Als solcher erhielt er die Vertretung in Wien, für welche Stelle er besonders geeignet erschien und sich auch glänzend bewährte. Es folgten einige Jahre fleißiger, intensiver Arbeit. Gute, exakte Ware mit den niedrigsten Gestehungskosten zu produzieren, war die Aufgabe des Werkes. Das Werk mit den nötigen Aufträgen zu noch gewinnbringenden Preisen zu versehen, war die besondere Aufgabe unseres Wiener Vertreters Karl Wittgenstein und unseres Prager Vertreters Karl Ritter von Wessely, während das dritte Mitglied Karl Wolfrum in Aussig sich um den finanziellen Teil des Geschäftes bemühte.

Der Erfolg dieses glücklichen Zusammenarbeitens war, daß schon im Jahre 1876 die ziemlich bedeutenden Schulden, die aus der Nichtbegebung von zirka einem Drittel Aktien erfolgt waren, aus dem Erträgnis gedeckt und nun bei einem verhältnismäßig kleinen Buchwerte gute Erträgnisse erzielt wurden.

Um diese Zeit (1876) führte das Bedürfnis des Hauses Rothschild und der Firma Gebrüder Gutmann, die je zur Hälfte die seinerzeit großartigen, damals aber gänzlich veralteten und vernachlässigten Witkowitzer Eisenwerke besaßen, zu meinem Engagement als Direktor dieser Werke und zur Übernahme der Hälfte der Aktien des Teplitzer Walzwerkes für Witkowitz, sowie zur Bestellung eines neuen Direktors für das Teplitzer Werk in der Person Karl Wittgensteins, der seinen Aktienbesitz inzwischen aus den Mitteln seiner Familie und Freunde auf zirka zwei Fünftel des gesamten Aktienkapitals vermehrt hatte.

Nun folgte ein mehrjähriges Zusammenarbeiten dieser beiden Werke Witkowitz und Teplitz, durchaus zum Vorteile beider Unternehmungen, indem Wittgenstein eine Menge von Agenden für Witkowitz auf dem Wiener Platze, dem Sitz der Direktion der Teplitzer Werke, mit großem Geschick besorgte, ohne je eine persönliche Honorierung dieser Dienste, wie ich es immer wünschte, annehmen zu wollen, vorgebend, daß Witkowitz kraft seiner Majorität im Besitze der Teplitzer Aktien über Dienste des Direktors von Teplitz verfügen könne, abgesehen von der persönlichen Freundschaft, die die Direktoren beider Werke verbinde.

Aber eine Wolke trübte den Horizont. Wittgenstein behauptete, daß er einen Posten Aktien des Teplitzer Werkes, den er billig an der Hand hatte, dem Witkowitzer Werke zubrachte, und die Zusage erhalten habe, in einiger Zeit, wenn er über mehr Mittel verfüge, eine Anzahl dieser Aktien für sich und seine Freunde rückkaufen zu können, um die Majorität im Teplitzer Werke zu haben. Als es zum Rückkauf dieser Aktien kommen sollte, scheiterte die Einhaltung dieser Zusage, die Herr W. v. Gutmann vertrat, an der Weigerung eines damals im Hause Rothschild sehr maßgebenden Prokuristen.

Karl Wittgenstein hielt seine Ansprüche aufrecht und benützte eine sich bald ergebende Gelegenheit durch Ausnützung von klar durchschauten zufälligen Umständen, um sich jene Rechte zu verschaffen, die, wie er glaubte, ihm unbilliger Weise verweigert wurden.

Die Teplitz zunächst liegenden und konkurrierenden Werke, die Prager Eisenindustrie und die Böhmische Montangesellschaft, konnten aus dem damals gefundenen Thomasprozeß einen enormen Vorteil ziehen. Die Prager Eisenindustrie hatte diese Patente für einige kleine Versuche fast kostenlos erhalten, aber in ihrem Winterschlafe davon keinen Gebrauch gemacht. Der Direktor der Böhmischen Montangesellschaft trat mit Teplitz in Konkurrenz um die Erwerbung dieser Patente für ganz Böhmen, jeder der beiden in der Absicht, den anderen durch den Alleinbesitz unschädlich zu machen. Die persönliche Geschicklichkeit Wittgensteins siegte bei dieser Lizitation, aber 550.000 Mark mußten sofort bar beschafft werden, was damals nur bei der Leipziger Kreditanstalt möglich war. Der Vorstand des Teplitzer Walzwerkes hatte statutengemäß das Recht, die

noch unbegebenen Aktien der Gesellschaft al pari zu verkaufen, um diese provisorische Schuld zu decken.

Die Aktien wurden den Häusern Rothschild und Gutmann sowie der Kreditanstalt, aber auch dem Bankhause Wolfrum in Aussig zur Übernahme angeboten, von den ersteren abgelehnt, von der Firma L. Wolfrum & Comp. aber angenommen. So war mit einem Male die Majorität in der Hand Wittgensteins und seiner Freunde. Dies alles vollzog sich in wenigen Tagen, während ich auf einer Reise in England war. Vielfachen vergeblichen Verhandlungen, alles rückgängig zu machen, folgte endlich das Anbot der Witkowitzer Gesellschaft, auch ihren Anteil an Aktien des Teplitzer Werkes al pari zu übernehmen, was Wittgenstein annahm. Witkowitz hatte einige Jahre früher die Aktien mit 64 Gulden gekauft, nun mit 200 Gulden verkauft, also scheinbar mit großem Gewinn, aber mir erschien es immer als ein viel größerer Verlust für Witkowitz, daß es die bedeutende Arbeitskraft Wittgensteins verlor, was ich aber nicht verhindern konnte.

Wittgenstein und seine Freunde waren nun Alleinherren über die Teplitzer Werke, verteilten diesen Aktienbesitz nach ihren verfügbaren Mitteln, und zwar behielt Wittgenstein drei Achtel, Karl Ritter v. Wessely zwei Achtel, Dr. Karl Kupelwieser, der Schwager Wittgensteins, Karl Wolfrum und J. Weinberger je ein Achtel, ein Teilungsverhältnis, das, wie ich glaube, auch bei späteren Geschäften dieser Kompagnie eingehalten wurde.

Nun folgte in raschen genialen Zügen die sehr billige Erwerbung sämtlicher Aktien der Böhmischen Montangesellschaft von den französischen Aktionären, bei welcher die Bontoux-Gruppe sie untergebracht hatte, und nun schließlich das Engagement Wittgensteins als Zentraldirektor der Prager Eisenindustrie, unter gleichzeitiger Übernahme sämtlicher Teplitzer Aktien gegen Hinausgabe von je 2¼ Aktien der Prager Eisenindustrie. Die damals noch leitenden Persönlichkeiten der Prager Eisenindustrie lehnten gegen den dringenden Rat Wittgensteins die Übernahme der Aktien der Böhmischen Montangesellschaft ab, wodurch wieder in wenigen Jahren ein bedeutender Gewinn der Wittgenstein-Gruppe zufiel.

Die rasche und vorteilhafte Einrichtung und der gute Betrieb dieser Werke sind heute eine allgemein bekannte Tatsache. Nicht nur die Aktionäre, auch viele Tausende von Arbeitern und Bediensteten

haben den größten Nutzen aus der verständigen Entwicklung der Werke gezogen. Für niemand ein Schaden, für viele und viele ein großer Gewinn, auch für die Gemeinden, das Land und den Staat. Einige Jahre später hat die Alpine Montangesellschaft durch Wittgenstein eine ähnliche Regeneration erfahren. Sicher hatten er und seine Kompagnons großen Gewinn daran, aber hundertfältig größer ist der Gewinn der Allgemeinheit.

Stets bessere Einrichtungen herzustellen, immer tüchtige Arbeitskräfte, wenn auch viel höher bezahlt, zu gewinnen und heranzuschulen, größte Ehrlichkeit und Fleiß, möglichste Rücksicht auf den Nebenmenschen, wer immer es sei, dies waren immer und jederzeit die einzigen Mittel seiner Erfolge. Eine Reihe kleiner Industrien, zu welchen ihn seine Lust, Nützliches zu schaffen, drängte, haben ihm und seinen Freunden häufig mehr Verlust als Gewinn gebracht. Nur das Stahlwerk Poldi-Hütte hat sich unter geschickten Direktoren eine bedeutende Position errungen.

Seine schlanke, durch eifriges Reiten und Fechten immer elastisch erhaltene Gestalt, die edel geformten Züge seines dicht belockten Kopfes, seine scharfblickenden blauen Augen, aus welchen so viel Güte, auch oft ein wenig Schelmerei leuchtete, werden jedem in Erinnerung bleiben, der ihn einmal gesehen hat. Jedermann, der in irgend einer Bedrängnis offen und ehrlich an ihn herantrat, konnte seiner warmen Teilnahme und oft sehr weit gehenden Hilfe sicher sein. Aber wehe dem, der mit listigen Hintergedanken auf ihn wirken wollte, der fand sicher seinen Meister an ihm.

Den bildenden Künsten stand er in seiner Jugend, obschon selbst ein begabter Zeichner, ferner; er wendete ihnen aber in den letzten Dezennien seines Lebens ein großes Interesse zu. Wittgenstein war vielfach in Verbindung mit jungen Künstlern, deren Talente er durch Bestellungen aller Art, aber auch durch persönlichen Verkehr zu fördern suchte. Seine schon in früher Jugend hervorgetretene Lust und Freude an Schabernack schlug auch in seinen alten Tagen gelegentlich durch. Gerade seine besten Freunde mußten bei allem erfrischenden Vergnügen, welche diese meist harmlosen, oft aber weitgehenden Mystifikationen gewährten, unter dem als „zuviel" Empfundenen dieses Schabernacks leiden.

Das der Welt so glänzend erscheinende Bild des Lebens eines seltenen Exemplares der Gattung „Homo sapiens felix" zeigte den-

noch einige tiefe Schatten. Das freiwillige Ausdemlebenscheiden zweier erwachsener Söhne ohne irgend einen, dem Ideengange normaler Menschen erklärbaren Grund und die tückische Erkrankung des Sechzigjährigen, welchen man in seiner ganzen Erscheinung und Gehabung auch für einen Dreißigjährigen nehmen konnte, eine Erkrankung, die in immer kürzer werdenden Intervallen das Empfinden völliger Gesundheit und größter Lust und Freude am Leben auslöste, lange Perioden schmerzlichster Leiden einleitete und nun sein Leben endete. Es scheidet ein Mann aus dem Leben, dem Verehrung, Liebe und Dankbarkeit im reichsten Maße zuteil wurde; Neid und Mißgunst so vieler, denen geringere Begabung oder Ungunst der Verhältnisse, meist beides zusammenwirkend, ähnliche Erfolge verweigerte, hatte ihm die Freude am Leben und Wirken nur mäßig trüben können. Er war ein Mann, dessen Leben tiefere Spuren in der Entwicklung der österreichischen Industrie hinterläßt, als irgend einer seiner Fachgenossen.

Ich akzeptierte Wittgenstein als Zeichner und von dieser Stunde an ist er bis zu seinem Tode ein mir sehr lieb gewordener, zeitweise näher, zeitweise etwas ferner stehender Begleiter meiner Lebenstätigkeit geblieben.

Damals konnte ich schon bald erkennen, daß ich ihn zu den bedeutend begabten Menschen rechnen konnte, wie sie mir bisher in Tunner und Hall schon aufgefallen waren. Dieses Erkennen besonderer natürlicher Begabung hat bei mir immer Liebe, fast Zärtlichkeit ausgelöst, was Neid und Eifersucht (so oft an anderen beobachtet) bei mir völlig ausschloß.

Anfangs Mai 1872 hatte ich mit meiner Frau eine sehr hübsche Wohnung in einem neuen Hause in Teplitz bezogen. Im Halbgeschoß konnte ich Wittgenstein und später meinem die Baurechnung führenden Buchhalter Drazdik Wohnung geben und mein Zeichenbureau unterbringen. Aber einen Übelstand dieser schönen, von einem kleinen Garten umgebenen Wohnung empfand ich schwer, sie war fast eine halbe Stunde Wagenfahrt vom Bauplatz entfernt. Dem anfänglich gemieteten einspännigen Wagen folgte bald ein eigener Wagen, welcher Gelegenheit gab, noch vor der am 11. Juli

1872 erfolgten Entbindung meiner Frau von einem hübschen, blonden Buben, meinem Sohne Karl, die wunderschöne Umgebung von Teplitz kennen und lieben zu lernen.

Die Beschaffung von Bauholz für die ausgedehnten Hütten und Werkstätten hatte mich mit dem Forstmeister des großen herrschaftlichen Waldbesitzes und zugleich auch mit den prachtvollen Wäldern der weiteren Umgebung in Berührung gebracht. Die Beaufsichtigung des Baues machte eine Vermehrung des Personals nötig. Mein Hüttenassistent A. Kurzwernhart folgte mir von Ternitz nach Teplitz, anfangs beim Bau tätig, sollte er dann den Betrieb des Stahlwerkes übernehmen. Etwa Mitte Mai war die gründende Generalversammlung der Teplitzer Walz- und Bessemerhütte. Zu derselben fanden sich alle Herren ein, die in den Verwaltungsrat der Gesellschaft gewählt werden sollten. Pechar, der eigentliche Anreger dieser Gründung, wurde zum Präsidenten, Dr. Hutze, ein Vertrauensmann der Firma Johann Liebig & Comp., zum Vizepräsidenten gewählt. Diese beiden und Dr. Peez, ebenfalls dem Hause Liebig sehr nahe stehend, vertraten dieses Haus. Der Bankier Mayer und Direktor Mykoletzky der erst kürzlich erstandenen Teplitzer Maschinenfabrik A. G. sollten die Anteilnahme der Stadt Teplitz markieren. Bauunternehmer Karl Ritter von Wessely und Advokat Dr. Glattauer, beide in Prag domizilierend, den Kontakt mit der Hauptstadt Böhmens und den dortigen Eisenbahndirektionen herstellen und Karl Wolfrum, der Sohn des hochgeschätzten Reichsratsabgeordneten und Präsidenten der Aussig-Teplitzer Bahn, A. Wolfrum, dem Unternehmen das Wohlwollen dieser Faktoren sichern. Von allen diesen Männern ist Karl Wolfrum mir schon damals ein lieber Freund geworden und mit seiner lieben, auch von meiner Frau sehr verehrten Gattin es auch bis auf den heutigen Tag geblieben.

Alles erschien uns damals im rosigsten Lichte.

Die Wahl des Bauplatzes war etwas Gegebenes; ich konnte auf dieselbe keinen Einfluß nehmen, obschon ich nicht völlig mit derselben zufrieden war und mir eine zweckmäßigere Situation wünschen mußte. Unter den zu errichtenden Anlagen befand sich ein Komplex von, ich glaube 12 verliehenen Grubenmaßen, die damals einem Konsortium gehörten, an dem Pechar den größten Anteil und

dessen Führung hatte, dem aber auch die Verwaltungsräte Dr. Peez und Mayer angehörten.

Die Grubenmaßen waren in den Bergbüchern an Männer & Consf. verliehen. Wer dieser Männer ist, konnte ich nie erfahren, in der Tat hatten wir es immer mit Pechar & Consf. zu tun.

Es war von den Gründern von vornherein in Aussicht genommen, daß das Teplitzer Walzwerk aus dem erhofften großen Gewinn diese Grubenmaße käuflich erwerben würde. Zu einem schon damals fixierten Übernahmspreis wollte sich Direktor Pechar nicht verstehen, dagegen auf die Ablösung eines Schutzpfeilers, der notwendig war, damit nicht etwa durch Abbau der Kohle unter den Baulichkeiten und Werksanlagen diese gefährdet würden; auf diese Ablösung (sie wäre ja schon eine Art Verkauf eines beträchtlichen Teiles des Kohlenvermögens) wollte er verzichten unter der Bedingung, daß das Teplitzer Walzwerk und die Bessemerhütte schon einen für die Förderung von Kohle dimensionierten Schacht auf und durch die Kohle niederteufe, um das für den Werksbetrieb nötige Wasser zu beschaffen. Auf genügendes Wasser war nach den Erfahrungen der umliegenden Schächte mit Sicherheit zu rechnen, auch auf eine genügend gute Qualität desselben; dies erwies sich auch in der Folge als richtig. Auf irgend eine andere Weise auf diesem Platze das nötige Wasser zu beschaffen, konnte man der großen Kosten und Schwierigkeiten halber nicht denken. Ein verhältnismäßig langer Schienenstrang vom Werk zur Station Teplitz der Dux-Bodenbacher Bahn wurde von dieser letzteren zu ihren eigenen Lasten hergestellt mit einer mäßigen Gebühr für die zur Verfrachtung gelangenden Güter des Werkes. Diese Gebühren konnten mäßig sein, weil der lange Eisenbahnflügel, immer über Kohlenterrain führend, einer Reihe erwarteter neuer Schachtanlagen dienen sollte. Es war nun wohl vorauszusehen, daß Pechar & Consf. gelegentlich des Verkaufes dieser unter den Werken befindlichen Kohlenterrains einen größeren Gewinn ziehen würden, den man denselben indes gerne gönnen könnte. Eine billige Verständigung hierüber war höchst wahrscheinlich und schien mir keine Gefahr zu bergen. Die Abteufung des Schachtes, der uns schon das für den Bau nötige Wasser geben sollte, war die erste und dringendste Arbeit. Direktor Pechar erbot sich zu derselben für Rechnung des Werkes und führte sie sehr rasch mit einem Bergmann durch, der, obschon selbst ohne irgend eine Bil-

dung, solche Abteufungen in der Umgebung zu bestimmten, der jeweiligen Tiefe der Arbeit entsprechenden Preisen übernahm. — Es mag als Illustration der damaligen kalifornischen Verhältnisse des dortigen Kohlenrevieres dienen, wenn ich anführe, daß dieser Bergmann bei seinen Akkordpreisen so viel verdiente und so dumm übermütig war, daß er es seinem Ansehen schuldig zu sein glaubte, nicht einmal, sondern mehrmals seine Tabakspfeife mit einer Zehnguldennote anzuzünden. — Aber in 10 Wochen war der Schacht auf 42 *m* Tiefe abgeteuft, eine Dampfpumpe montiert und wir konnten mit dem Bau von 3 Arbeiterwohnhäusern, jedes mit 36 Wohnungen von Zimmer und Küche und nötigem Zubehör beginnen und dieselben schon im November beziehbar machen. Gleichzeitig wuchsen die Fundamente der Maschinenanlagen aus dem Boden; Andritz konnte nach den vorhandenen Hallschen Modellen sehr rasch liefern und so wurde schon Ende November das Schienenwalzwerk komplett fertig, während das Stahlwerk infolge der Schwierigkeit, die feuerfesten Ziegel für die Siemens-Umschmelzöfen rechtzeitig zu beschaffen, die Fertigstellung der Bessemerhütte bis Ende Jänner 1873 verzögerte. Ich hatte durch Vermittlung eines mir für diese Zwecke von Hall empfohlenen Agenten in London namens Seebeck schon im Sommer 120.000 *q* Hämatitroheisen zur Lieferung (ein Teil Oktober, ein Teil November 1872, ein Teil im März und April 1873) zu noch sehr konvenablen Preisen geschlossen.

Es mußte darauf Rücksicht genommen werden, daß der Winter die Schiffbarkeit der Elbe von Hamburg nach Bodenbach unterbrach. An Schienenbestellungen waren vorläufig einige Posten für diverse böhmische Bahnen gesichert, zu Preisen, die einen hohen Gewinn in Aussicht stellten, obschon wir als Anfänger und zur Einführung etwas billigere Preise für unsere Fabrikate verlangten, als damals den schon bestehenden Schienenwalzwerken bezahlt wurden. Das Zurückbleiben des Stahlwerkes, weil wir das benötigte feuerbeständige Material für die Öfen nicht rechtzeitig besorgen konnten, war indes kein Hindernis für den Beginn des Schienenwalzwerkes. Die österreichische Staatseisenbahngesellschaft hatte noch in Bodenbach ein Depot von über 50.000 *q* alter belgischer und englischer Eisenbahnschienen, die auf neue Schienen umgearbeitet werden konnten. Die eigenen Eisenwerke der Staatsbahnen in Reschiza im südöstlichen Ungarn, von welchen die Schienen umgearbeitet werden

konnten, lagen so ferne, das Teplitzer Walzwerk so nahe, wir konnten wesentlich billigere Preise für diese Umarbeitung verlangen wie Reschiza und noch einen verhältnismäßig guten Gewinn erzielen. So war es leicht, ein beiden Interessenten passendes Abkommen für die Umarbeitung dieser Schienen zu vereinbaren.

Ich glaube, Mitte November 1872 traf Hüttenmeister Wolzik mit zwei geübten Schweißern und vier Mann von dem Walzwerk von Ternitz in Teplitz ein. Sie konnten in unseren Arbeiterwohnhäusern anständig untergebracht werden. Ich glaube, daß ich mich damals mit Recht hätte rühmen dürfen, der echte Schüler Halls zu sein in der raschen Herstellung der benötigten Einrichtungen. Hall sandte uns auch die ersten Walzen; der weitere Bedarf an solchen wurde schon in unserer eigenen Gießerei und Werkstätte hergestellt; ich glaube, anfangs Dezember konnte die Arbeit beginnen und ohne irgend eine Störung unser erstes Fabrikat schon im Jänner und Feber 1873 geliefert werden. Schon damals suchte ich in der näheren und ferneren Umgebung nach Rohmaterialien, um die nötigen feuerfesten Steine zu billigen Preisen selbst anfertigen zu können. Gesucht wurde von mir ein möglichst reiner Quarz für die Herstellung von Dinasziegeln, die ich schon in Ternitz nach einem mir von Hall gelieferten Muster in vorzüglicher Qualität produziert hatte, und nach einem hochfeuerbeständigen Ton; der erstere war bald gefunden in einem nahe zutage tretenden aufgelösten Porphyr, in dem kleine, ziemlich gut ausgebildete Quarzkristalle in einer Art Kaolin eingebettet waren. Durch Schlemmen konnte man den Quarz vom Kaolin trennen und so reine Porzellanerde gewinnen und so immerhin schon ein ziemlich feuerfestes Tonerdehydrat und reinen Quarz erhalten. In der Nähe dieses Lagers wurde an mehreren Stellen eine Tonerde gegraben und in die chemische Fabrik nach Aussig geliefert, die aus demselben vorzügliche sehr große Gefäße herstellte, die der Versendung von Schwefelsäure dienten. Für eine ganze Reihe von Tonwaren war dies ein höchst schätzenswertes Rohmaterial, aber nicht feuerbeständig genug, um den Anforderungen der Stahlindustrie dienen zu können. Einen hochfeuerbeständigen Ton konnte ich damals und auch später im ganzen Revier nicht finden. Direktor Pechar gewann lebhaftes Interesse an meinem Suchen nach feuerfestem Material. Ich erwarb mit geringen Kosten eine Reihe von Vorkommen durch Ankauf von Grundstücken, die Rohmaterialien

enthielten, in der Absicht, das benötigte feuerfeste Material selbst gut und billig herstellen zu können, aber vielleicht auch diese Fabrikation auf andere Artikel der Tonwarenindustrie auszudehnen. Zu diesem Zwecke besuchte ich auch mehrmals die nahen sächsischen Porzellanfabriken, mich über Ofenkonstruktionen informierend. Diese meine Pläne verwirklichten sich auch eineinhalb Jahre später, aber in anderer Gestaltung, als ich damals dachte, und waren die ersten Anfänge einer später sich großartig entwickelnden Tonwarenfabrik in Kosten bei Teplitz.

Ich glaube, schon im Jänner 1873 konnte die Bessemerhütte in Betrieb kommen und ich erinnere mich keinerlei Schwierigkeiten, die mir in den Weg getreten wären. Die gute Qualität des Stahles, die präzise Einhaltung der vorgeschriebenen Profile, die rasche Lieferung hatten vom Anfang an dem Teplitzer Walzwerke bezüglich seiner Fabrikate das beste Renommee erworben. Alle anderen Schienenwalzwerke hatten oft Beanständungen bei der Übernahme der Ware durch die Übernahmsingenieure der Bahnen, wir in Teplitz niemals. Ich glaube, es war vorwaltend diesem Umstande zu verdanken, daß ich drei Jahre später nach Witkowitz berufen wurde. Die Existenz des Werkes schien zu Beginn des Jahres 1873 gesichert. Das Zurückbleiben der Roheisenproduktion in Österreich zwang fast alle österreichischen Schienenwalzwerke, sich des englischen Hämatitroheisens zu bedienen.

Erstaunlich ist es mir heute noch, mit welcher Raschheit sich das aus Roteisenstein (der Mineraloge nennt es Blutstein) hergestellte Produkt in England an der Westküste von Cumberland entwickelt hatte, so daß etwa 10 Jahre hindurch alle wie Pilze aus dem Boden schießenden Bessemerstahlwerke nicht nur in England, sondern auch des Kontinents mit Hämatitroheisen von dort versorgt werden konnten. Graz, Zeltweg, Ternitz arbeiteten vorwaltend mit diesem Roheisen. Teplitz hatte wesentlich billigere Frachtspesen wie die anderen Werke, konnte deshalb und auch infolge der niederen Kohlenpreise billiger fabrizieren; das Fabrikat war lebhaft begehrt und so war bisher alles für Teplitz so verlaufen, wie es in Aussicht genommen und erwartet worden war.

Da trat mit einem Male eine von mir und wohl allenthalben völlig unerwartete Änderung der Verhältnisse ein. Die in den letzten Jahren fieberhafte Überspannung der Spekulationen auf zu erhoffen-

den Gewinn hatte durch die Vermittlung der Börse die weitesten Kreise der bemittelten und auch der unbemittelten Bevölkerung ergriffen.

Die Möglichkeit, vorhandene Rohstoffe zu finden, sie zu verwerten und damit einen hohen Gewinn zu erzielen, schien völlig unbegrenzt. Der Phantasie war hiebei ein sehr weiter Spielraum gelassen, außerordentlich viel Gutes und Nützliches wurde angeregt und geschaffen. Vieles beruhte auf Täuschung und konnte auf die Dauer nicht halten; bei vielen Unternehmungen waren die vorhandenen Mittel nicht ausreichend. An der Börse zeigte sich auch zuerst im Mai 1873, fast mit der Eröffnung der großartigen Weltausstellung zusammenfallend, der Zusammenbruch dieser fieberhaften Spekulationswut mit jenen Erscheinungen, für die man in den Worten: „der große Krach" damals den richtigen Ausdruck gefunden zu haben glaubte. Unzählige Bemittelte, die für den erhofften zukünftigen Gewinn ihr gutes Geld aufgewendet und sich weit über ihre Mittel eingelassen hatten, sahen sich mit einem Male Verpflichtungen gegenüber, die sie nicht erfüllen zu können glaubten. Unzählige Nichtbemittelte, von ihren wohlhabenden Freunden herangezogen, um an dem scheinbar so leicht und sicher zu erzielenden Gewinn teilzunehmen, wurden nun eine schwere Last für die Bemittelten.

Das Teplitzer Walzwerk bekam diesen Umschwung zuerst durch die Briefe des Hauses Liebig & Comp. zu fühlen, das die Emission unserer Aktien übernommen, bisher den Geldbedarf des Werkes für dessen Einrichtung und Betrieb in dem in Aussicht genommenen Betrag von 1,200.000 Gulden zu decken und das bisher schon benötigte Geld im Betrage von 840.000 Gulden dem Werke zur Verfügung gestellt hatte. Die Firma hatte allerdings schon viele kleinere Teilbeträge von Teilnehmern erhalten, so z. B. von mir, von Hall und von Karl Wittgenstein je 10.000 Gulden, größere Beträge von Mayer in Teplitz und der Teplitzer Bank u. a.

Die Briefe des Hauses Liebig kamen immer darauf hinaus: „Verlange alles von mir, nur kein Geld". Aber die laufenden Löhne und Gehalte mußten bezahlt werden. Hiefür reichte zur Not der schon erzielte Ertrag des Werkes. Aber auch das bestellte Roheisen für zukünftige Lieferungen mußte bei Einsendung der Dokumente, die die Aufgabe und den Beginn der Verfrachtung des gekauften Roheisens nachwiesen, gezahlt werden. Fast gleichzeitig

kamen Briefe einer im Bau begriffenen böhmischen Eisenbahn, in dem sie uns darauf aufmerksam machte, daß sie die bei uns bestellten Stahlschienen zu übernehmen bereit wäre, aber bezahlen würde sie dieselben derzeit nicht können; wann die Bezahlung erfolgt, sei nicht abzusehen. Es war mir nach Erhalt dieser Briefe sofort klar, ich mußte mich der Zahlungsverpflichtung für ein vor einem halben Jahr gekauftes Roheisen durch Rückgängigmachen des Kaufes entledigen, nötigenfalls auch mit Verlust, wollte ich nicht in die schwerste Geldverlegenheit geraten.

Schon der nächste Tag sah mich auf der Reise nach London zu unserem dortigen Agenten, der die Käufe besorgt hatte. In Ostende angekommen, hielt mich ein außerordentlich schlechtes Wetter nicht ab, das zunächst abgehende kleine Dampfboot zu besteigen. Fast alle Passagiere blieben des Sturmes halber in Ostende zurück, viele verließen das Schiff noch vor der Ausfahrt aus dem Hafen, nur ich, der ich das Meer nur einmal fast langweilig ruhig in Scheveningen kennen gelernt hatte, begrüßte den Sturm in Erwartung einer neuen Lebenserfahrung. Neptun kam auf seine Rechnung, indem er mir mit seiner Krankheit gehörig zusetzte, aber auch ich kam mit meinen Erwartungen auf meine Rechnung, denn etwas Schöneres konnte man nicht sehen wie ich, als ich auf dem Decke stehend und mich mit beiden Händen an offenbar für solche Zwecke an einem kleinen Mastbaum angebrachten Handhaben festhaltend, zwischen den sich alle 20 Minuten wiederholenden Brechanfällen, die gewaltige Schönheit der haushoch gehenden Wellen in der wechselvollen Beleuchtung des Mondes, der immer wieder zwischen den zerrissenen, mit Sturmeseile dahinjagenden schweren Wolken hervortrat, zu sehen bekam. Von einem Wogenberg herabgleitend, schoß das Schiff in eine viele Meter hohe Wassermasse mit seinem Bug hinein — die Schiffsschraube lief mit rasender Eile, so lange sie nicht im Wasser, sondern in der Luft arbeitete, dann kam ein gewaltiger Wellenguß über mich, der den schon vom ersten Wassersturz bis auf die Haut Durchnäßten sicher über Bord ins Meer gespült hätte, wenn meine Hände nicht mit aller Kraft sich an den Griffen gehalten hätten. — Es schien in der Tat nicht ein Schwimmen des Schiffes auf dem Wasser, sondern eines großen Schwimmkäfers durch das Wasser. So sehr ich die Schönheit bewunderte und genoß, so war diese Stellung, die ich vielleicht nur unter Lebensgefahr hätte ändern können, als sie so

viele Stunden währte, doch körperlich sehr ermüdend und mit Wehmut sah ich die vielen Leuchtfeuer der englischen Küste erscheinen und wieder verschwinden und ich begann schon recht kleinmütig zu werden, daß auch das jetzt sichtbare Leuchtfeuer noch nicht das letzte sei, als ein an mir vorüberhuschender Matrose mir sagte: „Give me a shilling and I give you my coat“. Ich war so erfroren von dem vielstündigen Sturzbad, daß ich rasch in die Tasche griff und ihm den Schilling gab und den Mantel des Matrosen übergehängt erhielt. Aber kaum hatte ich den Mantel übernommen, so hörten die Sturzwellen auf, das Wasser wurde ruhig, denn wir waren durch einen weit in das Meer hinausreichenden Schutzdamm vor den Wellen geschützt und ich in höchst einfacher aber geschickter Weise um einen Schilling geprellt. Aber ich war — zwar pudelnaß — auf englischem Boden glücklich angelangt und der Empfang des englischen Festlandes war vom ersten Moment an ein höchst freundlicher.

Ein fast damenhaft aussehendes Mädchen empfing mich triefende Wasserrate auf der Stiege des Hotels, das unmittelbar an der Stelle lag, an der der Dampfer landete. Es brachte mich in ein warmes Zimmer, wo eine Fülle warmen Wassers bereitstand, die nassen Kleider wurden weggenommen (ich erhielt sie wenige Stunden später vom Salzwasser gereinigt und gebügelt). Nach einer gründlichen Waschung, um das Salz vom Leibe zu bekommen, suchte ich um ½3 Uhr morgens das Bett auf. Ein tiefer köstlicher Schlaf war der Preis für das Ringen mit den Wellen. Dem Schlafe folgte ein ebenso köstliches englisches Frühstück. Dasselbe erschien mir damals und fast auch heute noch als einer der größten Kulturfortschritte, die wir England verdanken. Der Sturm hielt an und durch die Spiegelfenster des Frühstückszimmers konnte man im Ärmelkanal viele Segelschiffe sehen, die abwechselnd auf den Wellenbergen standen, um wieder in den Wellentälern zu verschwinden, so daß nicht einmal die Spitzen ihrer Maste mehr sichtbar blieben. Die wenigen, aber behaglichen Stunden meines Aufenthaltes in Dover leiteten eine sich immer verstärkende Voreingenommenheit für England ein, die mich von nun an stets, auch wenn ich Schattenseiten des englischen Wesens erkannte, mild urteilen ließ. Diese Voreingenommenheit beherrscht mich vielleicht auch heute noch, obschon der von den Engländern angezettelte furchtbare Weltkrieg die Schattenseiten des englischen Wesens so entsetzlich fühlbar macht.

Ein mittags abgehender Zug brachte mich in wenigen Stunden durch die anmutige Landschaft des südlichen England nach London. Ein von Direktor Pechar empfohlenes kleines Hotel am Strande nahm mich auf, das von einem deutschen Schweizer geführt wurde, der schon so lange in England lebte, daß er seine Muttersprache schon nur mehr mühsam sprach. Die wenigen 100 Worte Englisch, die ich meinem englischen Schmied in Ternitz und dem Lesen einer Dichtung Byrons verdanke, ich glaube „The Cenzis“ war der Titel derselben, deren Inhalt ich mit Hilfe eines englischen Wörterbuches mühsam las, hatten vorläufig zur Not ausgereicht. Mein erstes Anliegen an meinen Wirt war, mir einen Lehrer für die englische Sprache für einige Tage zu verschaffen; die Stunden, die ich hiefür verwenden wollte, seien von 7—9 Uhr früh und von 7—9 Uhr abends. An der Bezahlung wollte ich nicht kargen, wenn mich der Mann rasch weiter brächte. Die Erfüllung dieses meines Anliegens erschien dem Wirt anfangs völlig unerfüllbar. Das kleine Hotel hatte in seinen ebenerdigen Räumen eine Art Delikatessenhandlung. Ein junges, recht hübsches englisches Mädchen brachte mir allerlei gute Dinge der englischen Küche, mit einem „fried Sole“ beginnend, auf mein Zimmer und machte mich darauf aufmerksam, daß neben dem Hotel das Gaiety-Theater sei. Als ich später englische Gebräuche besser kennen lernte, erkannte ich, daß das Mädchen meinte, ich sollte sie ins Theater mitnehmen — deshalb sagte sie mir, daß man, wenn man erst um 9 Uhr käme, man zwar das erste Theaterstück versäume, aber das zweite sei viel hübscher und man zahle nur den halben Preis. Ich folgte dieser Anregung und ging ins Theater — selbstverständlich ohne das mich hiezu animierende Mädchen — nachdem ich mir vorher noch das rege Straßenleben am Themsestrand angesehen hatte. Das empfohlene Stück war eine Feerie mit Musik und Gesang von sehr hübschen Schauspielern und Statisten und besonders hübschen Statistinnen exekutiert und das Englisch klang aus dem Munde der hübschen Fee auch besonders hübsch und leicht verständlich. Dieser zweiten Piece des Abends folgte eine dritte. Es war eine ziemlich ordinäre, aber lustige, mit Verve ausgeführte Balgerei, ähnlich wie ich sie auch noch in späteren Jahren in England als Schlußnummer, auch einmal nach Shakespeares Heinrich VIII. zu sehen bekam.

Als ich etwa nach 12 Uhr nach meinem kleinen Hotel zurück-

kehrte, war der von mir gewünschte englische Lehrer gefunden, ja er wartete schon im Delikatessengeschäft, von dem die Stiege in mein Zimmer im ersten Stock führte. Es war ein alter Sachse, seit vielen Jahren sein Brot damit verdienend, daß er frisch einlangende Söhne deutscher, österreichischer und Schweizer Hoteliers, die, oft in England als Kellner dienend, ein Lehrjahr daselbst verbrachten, im Englischen unterrichtete. Auch er behauptete, so wie mein Wirt, der Tag fange in London erst um 9 Uhr an, aber da ich ihm für die wenigen Tage meines Aufenthaltes das doppelte, nicht hohe Lehrgeld, das er verlangte, anbot, war er einverstanden, schon um 7 Uhr früh zu kommen und schon am nächsten Morgen zu beginnen. Er brachte ein zweimesserrückendickes Büchelchen mit und diesen schmalen Lehrbehelf machte ich mir vom Anfang bis Ende in 5 Tagen von 7—9 Uhr früh und von 7—9 Uhr abends, also in 20 aufgewendeten Lehrstunden zu eigen.

Gleich nach der ersten Lektion suchte ich Seebeck auf, brachte ihm mein Anliegen der Stornierung von 2 Roheisenkäufen vor und fand ihn bereit, sein Bestes zu tun, wenn ich die ihm gebührenden Kommissionsgebühren nicht kürzen würde, was ich zusagte. Dies gelang ihm auch fast besser, als ich zu hoffen wagte. Für eine mit noch billigen Preisen geschlossene Partie von 20.000 Zentnern Roheisen fand sich schon am nächsten Tage ein Käufer, der uns einen etwas höheren Preis bezahlte, als wir zu zahlen hatten. Aber der in Wien mit dem großen Börsenkrach beginnende Umschwung der Geschäftskonjunktur begann mit seinen Wellen auch schon nach England zu reichen. Täglich wurden die Roheisenpreise billiger und am fünften Tage entschloß ich mich doch, die restlichen 40.000 Zentner unter unserem Einkaufspreis weiter zu verkaufen, fürchtend, daß jede Verzögerung mir noch höheren Verlust bringen würde. Ein Verlust von zirka 20.000 Gulden aus dem Durchschnitte beider Verkäufe schien noch erträglich. Wenn mir diese Verkäufe aus Unentschlossenheit nicht gelungen wären, hätte ich in einigen Tagen oder Wochen mehr als 400.000 Gulden in London zahlen müssen. In Anbetracht des Mangels an Barmitteln unseres bisherigen Bankhauses — der so deutlich in dessen Briefen erkennbar war — zweifelte ich, auf die Hilfe desselben rechnen zu können, und atmete erleichtert auf, als am fünften Tage meines Aufenthaltes in London der rein geschäftliche Zweck meiner Reise erfüllt war und ich nur einen mäßigen Ver-

lust erlitten hatte. Meine täglichen Konferenzen mit Seebeck nahmen nur eine Stunde in Anspruch und so hatte ich Zeit, von 10 Uhr morgens bis 7 Uhr abends — den Bädeker in der Hand — die größten Sehenswürdigkeiten in London aufzusuchen. Das britische Museum mit seinen schönen Antiken, das Kensington Museum, die National-Galerie und vor allem die Westminster Abbey mit den Grabdenkmälern besonders verdienter und geehrter Engländer (ich glaube mich zu erinnern, auch den deutschen Händel den berühmten Engländern zugezählt gefunden zu haben) machten einen mächtigen Eindruck auf mich und wurden auch bei später wiederholten Besuchen Englands niemals vergessen.

Nach erledigtem Geschäfte, das mich so unerwartet veranlaßt hatte, nach England zu reisen, wollte ich doch nicht zurückkehren, ohne einige Eisen- und Stahlindustrien gesehen zu haben. Ich kannte außer Mr. Seebeck niemanden in London und so war ich auf die Empfehlungen angewiesen, die Mr. Seebeck mir verschaffen konnte. Das waren Einführungen zu den Barow-Werken an der Westküste von Cumberland an der irischen See und zu den großen Eisenbahnwerkstätten und Lokomotivfabriken der Grand-Eastern-Bahn in Crew, sowie in eine größere Fabrik feuerfester Steine, deren Namen mir nicht mehr erinnerlich ist, aber für mich und meine Pläne von Interesse war. Eine Nachtfahrt brachte mich nach Barow. Mein Einführungsbrief genügte, daß man mir dort sagte: „Go round". Zum ersten Male in meinem Leben sah ich eine ganze Reihe nebeneinanderstehender Hochöfen, mit den schon an der Leobner Schule gelehrten, aber in Österreich, Deutschland und Belgien noch nicht gesehenen Winderhitzungsapparaten von Cowper, oft neben den älteren, auch schon in Österreich gebrauchten, ähnlichen Zwecken dienenden Apparaten.

Stahlwerks- und Walzwerksanlagen waren weitläufiger und großartiger, boten mir indes nichts Neues. Im Stahlwerke ereignete sich gerade etwas, was auch mir im Anfang unseres Betriebes oftmals passiert war. Die große Pfanne mit flüssigem Stahl konnte beim Gießen der einzelnen Blöcke nicht zum Schließen gebracht werden. Der anwesende Leiter des Stahlwerkes wetterte und fluchte mit seinen Leuten herum, offenbar ärgerlich, daß das Ereignis in mir einen fremden Zuschauer hatte. An mir vorübergehend, sagte er mir einige, diesen Zwischenfall entschuldigende Worte, die ich mit den

Worten erwiderte: „Steel to hot, to much Silicium in the pig“. Er war schon etliche Schritte entfernt, als er sich umwandte und sagte: „Why to much Silicium?“ Meine Beantwortung dieser Frage interessierte ihn, auch mein Ratschlag, der nächsten Charge, wenn sie wieder so heiß zu erwarten wäre, beim Einlassen des Roheisens in den Bessemerkonverter etwas Eisen- oder Stahlabfälle zuzusetzen, um den Überschuß von Hitze, der durch einen zu hohen Siliciumgehalt des Roheisens veranlaßt ist, zum Einschmelzen von Abfällen zu verwenden. Er gab gleich Auftrag, daß dies bei der nächsten Charge geschehen solle; mein Rat erwies sich bei den folgenden Chargen als nützlich. Mr. X. (sein Name ist mir nicht mehr erinnerlich) wurde nun voll Aufmerksamkeit, ja einer ersichtlichen Dankbarkeit für allerlei mehr theoretische Mitteilungen, die ich ihm machen konnte und ihm wertvoll erschienen. Mittags begleitete er mich zum Lunch in das kleine Werkshotel, wo ich abgestiegen war, empfahl der Wirtin besondere Aufmerksamkeit für mich. Nachmittags holte er mich ab, zeigte mir noch allerlei in den Werken und lud mich zum Abendessen ein und für den nächsten Tag (es war ein Sonntag) zu einem Wagenausflug an einen der nicht ferne gelegenen und anmutigen Cumberland-Seen. Ich hatte hiebei die trefflichste und angenehmste Lektion in der englischen Sprache, fand das kinderlose Ehepaar, das wenige Jahre älter war als ich, gerade nicht geistreich und nicht besonders interessant, aber voll Liebenswürdigkeit und Güte. Zum Abschied mußte ich noch ein kleines hübsches Andenken — eine Büchse aus Porzellan mit einem hübschen Landschaftsbild, das ich heute noch besitze — annehmen, wobei er bedauerte, daß er nichts Hübscheres für mich habe.

Ich könnte noch von stundenlangen Boxereien erzählen, die halb heiter, halb ernst, unter dem Fenster meines hübschen Schlafzimmers im Werkshotel bis $^1/_2 2$ Uhr nachts zwischen englischen und irischen Arbeitern ausgefochten wurden und meine Nachtruhe sehr störten — und ebenso, wie ich in der englischen Kirche, die ich des Interesses halber besuchte, ein Gesangbuch annehmen mußte, um mit der versammelten Gemeinde zu singen, und dgl. m.; dies würde jedoch zu weit führen.

Aber anführen will ich, daß ich bei meiner nächsten Anwesenheit in Wien ein kleines Gegengeschenk an Mr. X sandte, begleitet von dem ersten englischen Brief, den ich schrieb, und daß ich Mr. X.

erst 38 Jahre später gelegentlich des Meetings des Iron and Steelinstitutes in Wien wieder sah, daß wir uns beide dieses Zusammentreffens herzlich freuten, einander ein wenig unser Lebensgeschick erzählten und mit einem „Auf Wiedersehen“ auseinandergingen, wohl beide empfindend, daß wir ein solches kaum erleben würden.

Am nächsten Tag besuchte ich die Eisenbahnwerkstätte und Lokomotivfabrik in Crew. Es war eine großartige Arbeitsstätte, erst kürzlich zielbewußt errichtet und mit den neuesten Maschinen versehen. Eine musterhafte Anlage, größte Reinlichkeit und Ordnung herrschte in allem und es schien mir weitaus das Beste zu sein, was ich an ähnlichen Anlagen, auch in Deutschland und Belgien bisher gesehen hatte. Der nächste Tag war der Besichtigung einer ziemlich weitläufigen Schamottefabrik gewidmet. Außer feuerfesten Steinen wurde eine Menge anderer Tonwaren produziert, an den Namen der Örtlichkeit erinnere ich mich nicht mehr. Auffallend war mir die Einfachheit der Mittel und Werkzeuge, die der Herstellung von Flurplatten dienten, ähnlich jenen, die damals in Österreich ausschließlich von Mettlach am Rhein bezogen wurden und unter dem Namen Mettlacher Platten gingen. Es war mir gleich klar, dies wäre ein Artikel, den ich in der in Aussicht genommenen Tonwarenfabrik erzeugen konnte, und ich erkannte, das Material mußte so feuerfest sein, daß es sich beim Hartbrennen nicht verzog und die Flächen nicht uneben würden; und doch müßte ein im Feuer leicht flüssig werdender Stoff der Masse hochfeuerbeständigen Materiales die erforderliche Härte verleihen. Ein Haufen eines Minerales, den ich als Feldspat erkannte, lag neben einer kleinen Mühle und ich durfte einen kleinen Splitter mitnehmen. Diese Beobachtung befähigte mich, ein Jahr später in der von Direktor Pechar und mir errichteten Tonwarenfabrik von den ersten Versuchen angefangen, Mettlacher Platten in vorzüglicher Qualität herzustellen. Es waren damals sicher die ersten in Österreich.

Nachts fuhr ich nach London zurück, wo Mr. Seebeck Einführungen für Middlesborough bereit halten wollte, die mich das erst kürzlich erstandene großartige Eisenindustriegebiet von Cleveland kennen lernen lassen sollten. Aber in London angekommen, fand ich ein Telegramm, das mir einen Bruch an unserer Walzwerksmaschine meldete und mich zur sofortigen Rückreise nach Teplitz bestimmte. Dieser mein erster und zu meinem Bedauern so kurzer Aufenthalt

in England machte einen mächtigen Eindruck auf mich, ließ mich erkennen, wie außerordentlich weit wir in Österreich in fast allen Richtungen des modernen Lebens zurückgeblieben waren und wie viel wir von England lernen konnten, und ließ mir eine baldige Wiederholung des Besuches dieser wertvollen Schule höchst wünschenswert erscheinen.

Zurückgekommen fand ich, daß Wittgenstein, der nach Beendigung des Baues den Betrieb unserer Eisengießerei und Reparaturwerkstätte übernommen hatte, das nötige für die Reparatur bereits veranlaßt hatte, und in wenigen Wochen war der Schaden behoben und die Walzenstrecke wieder in Gang.

Es war, glaube ich, im September 1873, daß die Geldeingänge für gelieferte Fabrikate etwas zurückblieben und ich an das Bankhaus Liebig & Co. die Forderung stellen mußte, uns weitere 40.000 Gulden zur Verfügung zu stellen. Die Antwort lautete: Liebig & Co. könnten uns absolut kein Geld zukommen lassen, wir sollten versuchen, uns solches anderweitig zu beschaffen, was wahrscheinlich nicht gelingen würde, und in diesem Falle rechtzeitig den Konkurs der Aktiengesellschaft ins Auge fassen. Der Präsident, Direktor Pechar, durch seinen Freund Dr. Peez in Wien mit Liebig & Co. im Kontakte stehend und deshalb besser informiert, schien diese Hiobspost fast schon erwartet zu haben. Es sei klar, in Österreich sei das nötige Geld nicht zu finden, ich sollte nach Aussig zu Wolfrum fahren. Der Vater unseres Verwaltungsrates Karl Wolfrum sei gut bekannt und befreundet mit Herrn Wasmut, dem Direktor der Leipziger Bank. Ich sollte eine Empfehlung Wolfrums erbitten, Direktor Wasmut in Leipzig aufsuchen und ihn um Rat fragen, was in unserem Falle zu machen wäre. Ich fuhr nach Aussig zu Karl Wolfrum, erhielt eine empfehlende Karte an Direktor Wasmut, packte meine Geschäftsbücher und alle Korrespondenzen, die mir nützlich sein konnten, zusammen und fuhr nach Leipzig. Direktor Wasmut hörte mich freundlich an, schien aber wenig geneigt, Aushilfe zu leisten. Ich bat ihn, mir an Hand der Geschäftsbücher und Korrespondenzen zu gestatten, nachzuweisen, daß das Teplitzer Walzwerk seit seinem Beginn schon Gewinne erzielt habe, auch an Bestellungen, die noch auszuführen wären, verdienen würde, daß wir völlig genug Geld hätten, wenn Liebig & Co., wie sicher vorausgesetzt war, das volle Aktienkapital von 1,200.000 Gulden beschafft hätte. Mit

diesem Betrage hätte ich gerechnet, aber bis jetzt nur 840.000 Gulden erhalten. Direktor Wasmut bestellte mich für den nächsten Tag. Da nahm er sich die Zeit, sich die ganze finanzielle Situation an Hand meiner Bücher und Nachweise erklären zu lassen, und kam schließlich zu dem Anerbieten, mir die bei Liebig & Co. angesprochenen 40.000 Gulden gegen Wechsel vorzustrecken. Ich sagte ihm, mit diesen 40.000 Gulden sei uns nicht geholfen, wir würden hiemit nur eine Verschiebung des Konkurses ermöglichen, und schlug ihm vor, die Leipziger Kreditanstalt solle die noch nicht begebenen 360.000 Gulden Aktien übernehmen, als Pfand, das über die Sicherheit eines Wechselkredites hinaus für alle Fälle Deckung bieten würde. Auf seine Frage, wie hoch dieser Wechselkredit sein müsse, damit ich sicher wäre, keine weiteren höheren Ansprüche stellen zu müssen, antwortete ich nach kurzer Überrechnung: „Es müßte der Betrag der nicht begebenen Aktien von 360.000 Gulden, das sind 600.000 Mark sein.“ Ich wurde wieder auf den nächsten Tag bestellt und ein wenig Hoffnung auf den Erfolg meiner Bestrebungen gab mir diesen Abend schon den Mut, ins Theater zu gehen.

Nächsten Vormittag teilte mir Direktor Wasmut mit, das Teplitzer Walzwerk sollte einen Kredit von 600.000 Mark erhalten und die unbegebenen Aktien als deckendes Pfand deponieren, und machte er mir das Kompliment, ich hätte meine Sache so tapfer und aufrichtig vorgebracht, daß er meinem Beispiele folgend, ebenso tapfer mit den anderen Herren der Leipziger Kreditanstalt für mich gekämpft und gesiegt habe, was nicht leicht gewesen sei. Die formelle Bestätigung dieser Abmachung wurde ausgeführt und es waren für österreichische Verhältnisse dieser Zeit sehr günstige Bedingungen, mit welchen sie erfolgte.

Dankbar und voll Freude kehrte ich nach Teplitz zurück, gleich bei Wolfrum vorsprechend und ihm und seinem Vater für seine außerordentlich hilfreiche Empfehlungskarte dankend.

Nun war nicht mehr Liebig & Co., sondern die Leipziger Kreditanstalt unser Bankier, für das nötige Betriebskapital eher reichlich gesorgt und viele Sorgen, die mich in den letzten Wochen quälten, geschwunden.

Genug Bestellungen aufzutreiben, billig und gut zu arbeiten, damit möglichst viel verdient werde, war die Aufgabe. Ich gab meine schöne Wohnung in Teplitz auf, richtete mir mit meinen Beamten

in den Arbeiterwohnhäusern eine Wohnung ein, nichts weniger als elegant, aber doch schließlich zureichend, und suchte zu sparen, wo ich nur konnte.

Billiges feuerfestes Material, daran konnte viel gespart werden, wenn wir es selbst herstellten. Die in einem Jahre mögliche Ersparung konnte die von mir beim Verwaltungsrat angesprochenen 25.000 Gulden für die Errichtung einer kleinen Fabrik in Kosten, nahe dem Lager von Quarz und Kaolin, hereinbringen. Aber die Majorität der vielen, sehr ängstlich gewordenen Verwaltungsräte lehnte meinen Vorschlag ab, akzeptierte dagegen den unmittelbar darauf eingebrachten Vorschlag Pechars, er wolle sein Geld riskieren, wenn ich ihm meine Hilfe für die Einrichtung der Fabrik zusagte, ja mich auch mit wenigstens 10.000 Gulden daran beteiligen würde. Dieser Vorschlag schien dem Verwaltungsrat akzeptabel, war wohl durchaus nicht das, was ich angestrebt hatte, gab mir aber dennoch die Möglichkeit, etwas zu schaffen, was ich für mein Werk für nützlich hielt.

So kam es, daß ich rasch in Kosten eine kleine Fabrik baute, mit einem Brennofen. Direktor Pechar hatte einen geschickten Mann gefunden und bald wurde unser sämtlicher Bedarf an feuerfesten Steinen in guter Qualität und zu billigeren Preisen wie bisher gedeckt. Die Neigung Pechars, wenn irgend möglich, sich Vorteile zuzuwenden, hatte ich schon früher kennen gelernt. Deshalb hatte ich mir die Bestimmung der Preise für die vom Werk zu übernehmenden Waren vorbehalten. Da war es nun sehr unangenehm, daß ich mit meinem Kompagnon Direktor Pechar fortwähernd um die von mir festgesetzten Preise streiten mußte.

Er fand, ich wende immer zu viel Vorteile dem Teplitzer Walzwerk und zu wenig Pechar & Co. zu, was indes nicht der Fall war. Ich hatte von vornherein und auch dem Verwaltungsrat gegenüber die Direktive verfochten, die bei Übernahme der feuerfesten Ziegel von mir bestimmten Preise sollten eine bürgerliche Verzinsung des von uns aufgewendeten Kapitales gewähren, eine Superdividende für diese Verzinsung hinaus jedoch nur durch die ja schon anfänglich aufgenommene Fabrikation von Flurplatten und Gasretorten (die bisher ausschließlich von England bezogen wurden und deren Erzeugung von Direktor Pechar mit großem Interesse und Geschick aufgenommen war) erzielt werden. Auf die Herstellung dieser Artikel nahm ich dann absichtlich keinerlei Einfluß, beschränkte

mich nur auf die billige Erzeugung feuerfesten Materiales, freute mich indessen über die Lust und Liebe und das Geschick, mit dem Direktor Pechar die Herstellung der obgenannten Artikel betrieb.

Seine Stellung als Präsident und meine als Direktor der Gesellschaft mußten, jederzeit nachweisbar, jeden Verdacht einer selbstsüchtigen Ausnützung unserer Stellung widerlegen können. Erschwerte schon die hieraus erfolgende Spannung meinen Verkehr mit Direktor Pechar, so brachte auch eine andere Sache Schwierigkeiten und Störungen in meinen Verkehr mit dem Präsidenten.

Es war bisher gelungen, das Werk genügend in Arbeit zu halten. Es wurde immer ein Gewinn erzielt, es war eine Überschreitung des Leipziger Kredites niemals nötig, die finanzielle Situation des Werkes erschien durchaus gesichert und die langsame Ansammlung von Kapital würde in einigen Jahren die Rückzahlung unserer Schuld an die Leipziger Kreditanstalt ermöglicht haben. Direktor Pechar hielt indes die finanzielle Situation des Werkes schon für so gesichert, daß er die Zeit für gekommen erachtete, in der das Teplitzer Walzwerk den Kohlenbesitz von Pechar & Cons. kaufen könnte und sollte. Daß dieser Kauf einmal erfolgen würde, ja mußte, und mit relativ höheren Preisen auch dann im Interesse der Gesellschaft liegen würde, hatte ich immer gerechnet, aber es sollte meiner Meinung nach erst zu einer Zeit erfolgen, in der schon reichlich angesammelte und reservierte Geldmittel die Gesellschoft nicht mehr der Gefahr finanzieller Verlegenheit aussetzen würden.

Es handelte sich, soweit ich mich erinnere, um einen Geldbetrag von 260.000 Gulden, die Hälfte hievon sollte bar erlegt werden. Dem durch Monate wiederholten Drängen stellte ich immer als Motive meiner Ablehnung entgegen, ich hätte der Leipziger Kreditbank versprochen, keine Erhöhung des Kredites zu beanspruchen. Eine solche würde aber nötig sein, wenn wir mit einem Schlag 130.000 Gulden herauszahlen müßten. Diesem hartnäckigen Drängen folgte etwa im März 1875 eine Verwaltungsratssitzung bei Liebig & Co. in Wien, welche die zwischen mir und meinem Präsidenten bestehenden Differenzen sowohl bezüglich der Preise, die ich für feuerfeste Ziegel zahlte, als auch über den von Direktor Pechar so eifrig befürworteten und von mir verschobenen Ankauf der Kohlengruben entscheiden sollte. Bei dieser Sitzung verteidigte Direktor Pechar seinen Stand-

punkt in beiden Fragen mit leidenschaftlicher Beredsamkeit und es war mir klar, es sei auf ein Biegen oder Brechen in dieser Angelegenheit abgesehen. Deshalb schloß ich die sachgemäße Motivierung meines Standpunktes mit den Worten: „Ich fürchte bei der Verschiedenheit unserer Anschauungen, von der weder der Präsident, noch der Direktor der Gesellschaft abgehen zu können glauben, würde sich der Verwaltungsrat entweder für den Präsidenten oder für den Direktor zu entscheiden haben. Ich sei bereit, die Konsequenzen dieser Entscheidung zu tragen und im Nebenzimmer auf dieselbe zu warten."

Nach einer halben Stunde wurde ich gerufen und mir mitgeteilt, daß der Verwaltungsrat eher auf die Mitarbeit des Präsidenten als auf die Dienste des Direktors verzichten könne, und daß Direktor Pechar auf seine Stellung als Präsident verzichtet habe. Ohne mich oder irgend ein anderes Mitglied des Verwaltungsrates zu grüßen, stand Direktor Pechar auf und verließ das Sitzungszimmer. Mit ihm ging auch Dr. Peez, in der weiteren Folge auch andere Verwaltungsratsmitglieder. Das Präsidium ging naturgemäß schon in dieser aufgeregten Sitzung an den bisherigen Vizepräsidenten Dr. Huze über, der dem Hause Liebig sehr nahe stand. Baron Johann Liebig, den ich nach der Sitzung sprach, ließ mich deutlich erkennen, daß er die Situation, die sich durch die leidenschaftliche und egoistische Haltung des ausgeschiedenen Präsidenten ergeben hatte, nicht bedauere.

Es schien mir, daß er von den Schwierigkeiten der vielen Engagements, die sein Haus eingegangen, sehr in Anspruch genommen war und es eher gerne sah, wenn durch eine geänderte Leitung des Unternehmens die Verantwortlichkeit seines Hauses gemindert würde. Liebig & Co. waren indes immer noch die meist beteiligten Aktionäre und ihr Interesse durch ihren Vertrauensmann Dr. Huze als Präsident entsprechend vertreten. Nicht erinnern kann ich mich, welche Persönlichkeit an Stelle des Dr. Huze als Vizepräsident einsprang. Ich vermute indes, es ist ein Herr Tschinkel gewesen, ein liebenswürdiger älterer Herr, und als tüchtiger Industrieller im nordwestlichen Böhmen sehr geachtet.

Der Austritt von Verwaltungsratsmitgliedern machte die Ergänzung der letzteren durch die Kooption neuer Mitglieder not-

wendig, und ich glaube, daß schon bei dieser Gelegenheit Karl Wittgenstein in den Verwaltungsrat gewählt wurde; er war von der Gründung des Unternehmens her im Besitze von Aktien im Betrage von 10.000 Gulden, kannte die Verhältnisse der Gesellschaft genau und war mit Herrn Karl Wolfrum und Herrn Karl Ritter v. Wessely befreundet und genoß deren volles Vertrauen bezüglich der schon im Dienste der Gesellschaft erwiesenen vielseitigen Geschicklichkeit.

Er hatte vor eineinhalb Jahren, aus dem Dienste der Gesellschaft scheidend, ein sehr liebenswürdiges, auch wohlhabendes Mädchen geheiratet und sich in Eichwald, etwa eine halbe Stunde vom Walzwerk entfernt, in einer bescheidenen, aber reizenden, von Wald umgebenen Villa mit seiner Schwiegermutter und deren Gesellschafterin eingemietet. Völlig sorgenlos schien er das Glück seiner jungen Ehe zu genießen. Eine warme Freundschaft mit Wolfrum und dessen lieber Gattin, mit mir und meiner Frau, nicht wenig vermittelt durch das gegenseitige Gefallen der sich sehr gut verstehenden Frauen, war die natürliche Folge. Man kann sich nichts Harmloseres, Behaglicheres denken, als die bescheidene Geselligkeit Wittgensteins in Eichwald, etwas erweitert durch unseren Werksarzt Dr. Purtscher und dessen Frau und der jungen Frau des Fürst Claryschen Forstmeisters und deren Mann, beide letztere Familien in unmittelbarer Nachbarschaft Wittgensteins wohnend.

Als die oben geschilderten Veränderungen im Verwaltungsrat des Teplitzer Walzwerkes vor sich gingen, war diese Idylle in Eichwald schon beendet. Wittgenstein hatte eine Stelle im technischen Bureau eines Herrn Prohaska übernommen und sich und seine Familie (sein ältestes Töchterchen Mining war noch in Eichwald geboren) in einem reizenden kleinen Schlößchen in Wien am Rande des Schönbrunner Parkes eingemietet.

Ich habe hier nachzuholen, daß das frühe Ausscheiden Wittgensteins aus dem Dienste des Walzwerkes wohl dadurch veranlaßt war, daß ich Wittgenstein, dessen Wirkungskreis als Chef der Werkstätte und Gießerei in Teplitz ziemlich beschränkt war, öfter als meinen Stellvertreter zu Verhandlungen mit Eisenbahndirektionen in Wien, Prag, Budapest absandte, um mich hiebei seiner sich erweisenden Geschicklichkeit im Interesse des Werkes zu bedienen; dies schien dem Präsidenten Direktor Pechar nicht passend, was Wittgen-

stein verdroß, und so nahm er seine Vermählung zum Vorwand, um auszuscheiden. Auch will ich hier erwähnen, daß Herr Prohaska, in dessen Dienste Wittgenstein getreten war, durch besondere Protektion, die er seitens des damals allmächtigen Generaldirektors der Südbahn, Bontoux, genoß, der Nachfolger Direktor Halls nach dessen unerwartet raschem Tode im Sommer 1876 im Schienenwalzwerk in Graz wurde.

Karl Wolfrum hatte schon nach dem Ausscheiden Pechars eine Änderung der Statuten der Gesellschaft angeregt, die dann auch durchgeführt wurde. Die von Direktor Pechar nach einem alten Schimmel der Gesellschaft gegebenen Statuten sollten einer modernen, in Deutschland als zweckmäßig erprobten Gestaltung weichen. Der gesamte Verwaltungsrat sollte sich in zwei Gruppen teilen. Eine kleine, die dem leitenden Direktor zur Seite steht, ja zum Teil dessen Funktionen übernimmt, aber auch für die ganze Exekutive verantwortlich ist, mit dem Titel Direktionsrat oder Exekutivkomitee. Eine größere Gruppe, deren Aufgabe es war, die hiefür befähigten Mitglieder des Verwaltungsrates als Direktionsräte zu bestellen, selbst sich jeder Exekutive enthaltend, aber die Tätigkeit des Exekutivkomitees aufmerksam zu beaufsichtigen und deshalb Aufsichtsrat hieß. Direktionsrat und Aufsichtsrat wählen aus ihrer Mitte den Präsidenten, der Direktionsrat bestellt den Direktor.

Die von Karl Wolfrum ausgearbeiteten Statuten haben der Gesellschaft vortreffliche Dienste geleistet und wurden das Muster aller Statuten jener Gesellschaften, auf die Wittgenstein in späteren Jahren so großen und erfolgreichen Einfluß nahm.

Dem Sinne dieser Statuten entsprechend, gliederte sich nun der ganze Verwaltungsrat des Teplitzer Walzwerkes in drei Direktionsräte: Karl Wolfrum in Aussig, also in der Nähe der Werksanlagen, Karl Wittgenstein als Direktionsrat in Wien domizilierend, sämtliche dort zu behandelnden Geschäfte im Auge behaltend, was in gleicher Weise Herr Baurat R. v. Wessely in Prag zu tun hatte.

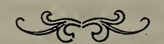
Dieses Kleeblatt hat in den folgenden Jahren vorzüglich zusammengearbeitet, den Direktor außerordentlich entlastet und ihm ermöglicht, seine Tätigkeit fast ausschließlich der rationellen Ausnützung seiner Einrichtungen und Arbeitskräfte zuzuwenden.

Ich glaube im Sommer 1875 hatte ich die Freude, meine

liebe Mutter und meine Schwester Marie in Teplitz zu sehen. Es war das erste Mal, daß meine Mutter mich in meiner Tätigkeit, ja überhaupt die Art meines Wirkens beobachten konnte. Es war aber auch für sie das erste Mal, einen Einblick in eine ihr so großartig erscheinende industrielle Tätigkeit zu gewinnen, in das geordnete Zusammenarbeiten vieler Menschen unter Anwendung von Werkzeugen und Naturkräften, von welchen frühere Jahrhunderte keine Ahnung hatten. Ich hatte auch die Gelegenheit, meine lieben Gäste auf einer schönen Dampferfahrt, der sogenannten „sächsischen Schweiz" entlang, nach Dresden zu bringen und denselben die Reize dieser schönen Stadt zu zeigen, die mein Vater in seiner Jugend auf einer Fußreise besucht hatte. Es bereitete ihnen sichtlich Freude, nun selbst zu sehen, was sie bisher nur aus den Erzählungen unseres Vaters kannten.

Wittgenstein hatte für die Teplitzer Geschäfte in Wien in der Schellinggasse, gegenüber dem Hotel Tegetthoff, meinem Absteigequartier, wenn ich in Wien war, im ersten Stock ein kleines Zimmer mit einem kleinen Vorzimmer, in dem er eine schreibende und laufende Arbeitskraft untergebracht hatte, gemietet. Aus diesem mehr als bescheidenen kommerziellen Bureau des Teplitzer Walzwerkes sind Gedanken, in Handlungen umgesetzt, hervorgegangen, die die Entwicklung der österreichischen Eisenindustrie in hohem Grade beeinflußten. Erforderte die Anzahl der Besucher mehr Stühle, als man beistellen konnte und Platz hatte, so war das Kaffeehaus des Hotel Tegetthoff Empfangs- und Besprechungszimmer, oft genug in dieser Weise benützt. Rastlos und erfolgreich war Wittgenstein bemüht, dem Werke die nötige Arbeitsmenge zu schaffen, und in diesen kleinen Räumen entstanden auch mit Lieferungen, die wir für die k. k. Staatsbahn hatten, seine Beziehungen zu Herrn Isidor Weinberger, der damals die Wiener Geschäfte der Eisen- und Stahlwerke der Staatsbahn in Reschiza führte und ein ähnliches kleines Bureau in der Nähe des unseren benützte. Verglichen mit späteren Verhältnissen, waren es kleine Arbeitsmengen, um die es sich handelte, meist zu billigen Preisen übernommen, aber es wurde auch bei diesen billigen Preisen prompt und genau und in bester Qualität geliefert — und Geld verdient, was unseren meisten Konkurrenten nicht gelang. Wie wir von den bei uns Waren übernehmenden Ingenieuren hörten, hatte der größte Teil unserer Konkurrenz immer mit enormen Mengen von

Ausschußware zu tun, so Zeltweg, das mein Rezept verloren zu haben schien, Witkowitz, das angeblich gar nichts zusammenbrachte, Kladno infolge des hohen Phosphorgehaltes seiner Erze schlechte Ware liefernd, Reschiza, das die Liefertermine nie einhielt und die Staatseisenbahn zwang, ihren dringendsten Bedarf von Teplitz zu decken — da die eigenen Werke in Reschiza und Annina nicht liefern konnten.



Vierter Abschnitt.

Als Generaldirektor der Witkowitzer Gewerkschaft.

In dieser Zeit hörte ich zeitweise durch meinen jüngeren Bruder Max von Witkowitz, welches Eisenwerk ich nicht kannte. Dieser hatte über Anregung der Erzherzogin Sophie, der Mutter unseres Kaisers, die damals das erst kürzlich erstandene Gymnasium der Jesuiten in Kalksburg sehr protegierte und dafür auch Zöglinge warb, die zu den halben Preisen des Internates dasselbe füllen sollten, wenn sie die zweite Hälfte des verhältnismäßig hohen Preises auf ihre Rechnung nahmen, das Gymnasium in Kalksburg mit gutem Erfolge absolviert.

Da dieses Gymnasium streng katholisch, eigentlich für den österreichischen Adel berechnet war, war die Gesellschaft, in der er 8 Jahre seiner Schulzeit verbrachte, etwas andersartig als jene, der mein Bruder Karl und ich angehörten.

Dem Gymnasium folgten 2 Jahre Jus an der Universität und die erste Staatsprüfung, bei wenig Vorliebe für den Beruf des Juristen. Er sattelte um und ging an die damals beste landwirtschaftliche Schule nach Altenburg in Ungarn. Mit guten Zeugnissen von dieser Schule abgehend, nahm er eine Verwalterstelle eines weitläufigen ungarischen Gutes am Dunajez in den Karpathen an. Seine Briefe von dort ließen ersehen, daß er keine Gelegenheit habe, in nützlicher Tätigkeit zu verwenden, was er an der Schule gelernt hatte.

Die Chancen, die nach meiner eigenen Erfahrung mir für einen jungen Mann in der Eisenindustrie weit besser schienen, veranlaßten mich, ihm zu raten, nochmals umzusatteln und an die Leobner Bergakademie zu gehen, die er, nur $2^1/_2$ Jahre jünger als ich, erst absolviert hatte, als ich schon Direktor eines Werkes war.

Seine erste Stelle war in Witkowitz und seine ausführlichen Mitteilungen von dort schilderten mir immer in ironisierender Weise das außergewöhnliche Maß von eigenartiger Torheit, das sich dort angesammelt zu haben schien. Nicht erwartend, daß ich schon bald selbst mit diesen, ganz eigenartigen Verhältnissen zu tun haben würde, machte ich ihm mehrmals brieflich Vorwürfe über die ironisch-kritischen Schilderungen seiner Vorgesetzten, die ich für sehr übertrieben und daher für ungerecht hielt. Das jeweilig Verständige zu tun, an welcher Stelle man immer sei, war mein Rat, den ich ihm wiederholt erteilte.

Ich glaube, es war Mitte März 1876, als ich ins Hotel Tegetthoff eine Karte von Herrn Wilhelm v. Gutmann erhielt, mit dem Wunsche, ich sollte ihn besuchen.

Sein Wunsch war, ich sollte in die Dienste von Witkowitz, das sei Rothschild und Gutmann, treten. Ich erwiderte, daß ich nach dem wenigen, was ich von Witkowitz durch meinen jüngeren Bruder, der ein Beamter von Witkowitz sei, erfahren habe, wenig Lust hätte, meine jetzige Stellung zu wechseln. Der Verwaltungsrat von Teplitz hatte erst kürzlich ohne meinerseitige Anregung meinen Gehalt verdoppelt, von 6000 auf 12.000 Gulden. Ich arbeitete leicht und angenehm mit allen maßgebenden Herren, sei selbst mit meinem kleinen Vermögen an dem Geschäfte beteiligt.

Meine Beteiligung an Teplitz war folgende: Ich hatte aus meinen eigenen Ersparnissen 10.000 Gulden und 10.000 Gulden von meiner Mutter geliehen, bei Liebig & Co. eingezahlt. Was ich in den ersten Jahren in Teplitz erspart hatte, gab ich Direktor Pechar für Einrichtungen der Fabrik feuerfester Steine in Kosten. Als Direktor Pechar seine Stellung als Präsident des Teplitzer Walzwerkes aufgab, schlug er mir eine Trennung des Kompaniegeschäftes in Kosten vor. Er wollte mich jedoch nicht in Geld, sondern in Aktien des Teplitzer Walzwerkes al pari bewertet, bezahlen. Er berechnete meinen Anteil inklusive des bisher erzielten Gewinnes mit 24.000 Gulden. Den gleichen Betrag wollte er mir in Teplitzer Aktien al pari gerechnet, bei Liebig & Co. überschreiben lassen. Ich nahm seinen Vorschlag, ohne weiter zu prüfen, an, froh, mein Verhältnis zu diesem begabten, aber mir etwas gefährlich erscheinenden Gesellschafter zu lösen, obschon ich nicht zweifelte, daß die Tonwarenfabrik in Kosten sich unter der eifrigen und geschickten Leitung

Direktor Pechars rasch sehr erträglich gestalten und mein Anteil dann einen viel höheren Wert repräsentieren könnte. Das Letztere ist sicher auch eingetreten, aber auch ich konnte zufrieden sein. Schon einige Jahre später erhielt ich für jede dieser Teplitzer Aktien $2^1/_4$ Aktien der Prager Eisenindustriegesellschaft. Ich besaß dann nahezu 500 (495) Aktien der Prager Eisenindustriegesellschaft und dies war die Grundlage meines werdenden Kapitalvermögens.

Die höfliche Beredsamkeit des Herrn von Gutmann, den ich in der Folge sehr hochschätzen lernte, machte indes Eindruck auf mich und ich warf die Frage auf, ob es Rothschild-Gutmann nicht passen würde, die ganze Aktiengesellschaft, das Teplitzer Walzwerk und Bessemerhütte käuflich zu erwerben und so auch mich, den Direktor der Gesellschaft und deren fähige Direktionsräte, gewissermaßen mit in den Kauf zu bekommen. Eine Prüfung unserer Bücher würde erweisen, daß es ein durchaus aktives und einträgliches Geschäft wäre. Aber viele unserer Aktionäre seien, so schien mir, durch andere Engagements in ihren Geldmitteln sehr beengt und dürften deshalb geneigt sein, die Aktien unter dem Parikurs zu verkaufen. Herr W. v. Gutmann wollte dies überlegen und auch ich sollte mir meine Antwort noch überdenken. Ein goldener Wagen, damit meinte er das Haus Rothschild, habe auch ein goldenes Rädchen, und dies Letztere sollte und könnte ich werden.

Ich teilte diese Unterredung zuerst Wittgenstein in Wien mit und wir veranlaßten die Heranziehung der anderen beiden Direktionsräte C. Wolfrum und C. R. v. Wessely. Schon einige Tage später erlebte unser kleines unscheinbares Büro in der Schellinggasse den Besuch des Herrn Wilhelm v. Gutmann und die Weiterführung dieser Angelegenheit kam von nun an in die geschickten Hände unseres Wiener Vertreters Karl Wittgenstein. Als Ausgangspunkt dieser Verhandlungen wurde zwischen mir und meinen Direktionsräten vereinbart:

1. Ich sei als Direktor für Witkowitz nur zu haben, wenn das Teplitzer Walzwerk mit seiner bestehenden guten Organisation erhalten bleibe.

2. Rothschild-Gutmann sollten die Mittel beistellen, um von allen jenen Aktionären, die zum Verkauf geneigt wären, so viele Aktien, immer unter Parikurs, zu erwerben, daß eine Majorität der

Aktien in der Generalversammlung über die Geschicke dieser Gesellschaft entscheide.

3. Die Teilung dieser, vorläufig mit den Mitteln von Witkowitz zu erwerbenden Aktien sollte schließlich so erfolgen, daß den verbleibenden Aktionären gegenüber Witkowitz noch eine kleine Majorität erübrige, die die Erhaltung der Gesellschaft und ihrer Funktionäre in ihrer Tätigkeit, Stellung und Bezügen sichern würde.

Ich fuhr nach Teplitz zurück und kümmerte mich gar nicht um die weiteren Verhandlungen, die von nun an Wittgenstein mit Herrn W. v. Gutmann und dem im Bankhause S. M. Rothschild sehr einflußreichen Prokuristen Dub führte, abwartend, ob das Resultat dieser Verhandlungen mich zwingen würde, meine gegenwärtige, mir sehr lieb gewordene Tätigkeit in Teplitz mit der viel größeren in Witkowitz zu vertauschen, die allerdings den Reiz hatte (was ich mir immer so wünschte), das benötigte Roheisen, auf der Basis von Erz und Kohle fußend, selbst erzeugen zu können.

Wie ich später erfuhr, hatte auch Herr W. v. Gutmann, wie anzunehmen war, im Einverständnisse mit Herrn Dub die oben skizzierten Grundlagen der Verhandlungen, mit welchen die Sicherung der Majorität der Aktien des Teplitzer Walzwerkes und meines Eintrittes als Direktor von Witkowitz bezweckt wurde, angenommen. Wittgenstein gelang es, bei den drei größten Aktionären des Teplitzer Walzwerkes, dem Hause Johann Liebig & Co., Bankhaus Mayer in Teplitz und der in Liquidation befindlichen Teplitzer Bank, einen Kaufpreis von 64 Gulden für 200 Gulden Nominale zu erreichen. Es war dies in Berücksichtigung der vorhandenen Situation und Rentabilität des Werkes wirklich ein Spottpreis.

Es war bisher immer gelungen, das Werk ziemlich in Arbeit zu halten, es wurde an Arbeit immer ein Gewinn erzielt, es war nie ein Überschreiten des Leipziger Kredites nötig und die finanzielle Situation des Werkes besserte sich stetig. Der Rest kleinerer Posten von Aktien konnte nur mit etwas höheren Preisen aufgenommen werden, ein Aktionär mit 10 Aktien, in Dresden domizilierend, wollte überhaupt um keinen Preis, sei er noch so hoch, verkaufen.

Wittgenstein erhielt von Gutmann das Geld angewiesen für die drei ersteren Posten und übergab die Aktien an Gebr. Gutmann. Aber nun ergaben sich Schwierigkeiten.

Der Prokurist Dub des Hauses Rothschild erklärte, auch die kleinen Posten könnten nur zum Preise von 64 Gulden per Aktie übernommen werden und absolut alle Aktien, auch die 10 des Verkaufsunlustigen, müßten es sein.

Wittgenstein suchte über die Sache hinwegzukommen, indem er diese kleinen Posten zu höheren Preisen selbst übernahm, und hatte seine eigenen Geldmittel wahrscheinlich hiemit ziemlich erschöpft, so daß ihm die Hinausschiebung der besprochenen Teilung, die ihm und seinen Freunden auch einen kleinen Anteil an den besonders billig erworbenen Aktien sicherte, erwünscht schien und er vorläufig auf diese Teilung nicht drang. In die Zeit dieser langwierigen, jedoch nicht von mir geleiteten Verhandlungen fielen noch folgende, mir gut erinnerliche Ereignisse:

Mein schon seit 11 Jahren so hilfreicher und von mir geliebter und verehrter Freund Direktor Hall in Graz war plötzlich körperlich zusammengebrochen. Noch 3 Monate früher hatte ich ihn in Graz besucht, ihm von unseren eben beginnenden Verhandlungen mit Witkowitz erzählt und ihn dabei körperlich und geistig ganz besonders frisch gefunden. Einen Versuch des Engländers Blair, den Schmelzprozeß bei der Gewinnung von Eisen aus den Erzen zu umgehen, welcher damals Aufsehen erregte, hatte er eben in Graz wiederholt und richtig erkannt, daß das Schmelzen der Erze im Hochofen doch der einfachere und billigere Weg sei, das Metall der Erze von den erdigen Bestandteilen zu trennen.

Wie schmerzlich war es mir, ihn jetzt in einem Sanatorium bei Wien, zwar geistig noch anteilnehmend, aber körperlich völlig gebrochen zu finden. Es war mir dieser Zustand damals und ist mir heute noch geradezu rätselhaft und ich bat Frau Hall dringend, doch noch einen zweiten Arzt heranzuziehen, und schied unter Tränen meinerseits und seinerseits. Nur wenige Wochen später erfolgte sein Tod.

Daß unsere Werksrechnungen die Prüfungen von buchhalterischen Kommissionen des Hauses Rothschild und Gebr. Gutmann trefflich bestanden, daß der derzeitige Direktor von Witkowitz, Herr Bergrat Scholz das Teplitzer Walzwerk eingehend besah und ich, seinen Besuch erwidernd, meinen zukünftigen Wirkungskreis zum erstenmal kennen lernte und dabei die von meinem Bruder erhal-

tenen Mitteilungen gar nicht übertrieben und nicht illoyal fand, wie sie mir erschienen waren, glaube ich auch anführen zu sollen.

Die Bedingungen, von welchen mein Eintritt in Witkowitz abhängig gemacht worden war, schienen endlich erfüllt. Witkowitz hatte die Majorität der Teplitzer Aktien in Händen und Herr W. v. Gutmann, mit Recht beängstigt über die Zustände in Witkowitz, drängte. Ein kurzer Kontraktbrief wurde geschrieben und in meine Hände gelegt. Ich hatte keinen höheren Gehalt, weil ich ja vorläufig meinen Gehalt für Teplitz noch fort bezog, aber das Recht auf 4% des Gewinnes, den das Werk über die 5%igen Zinsen des Kapitales von 4,560.000 Gulden, mit dem es zu Buche stand, per Jahr hinaus zahlen konnte, wobei die aus dem Ertrage bestrittenen neuen Investitionen für mich nicht als Gewinn gerechnet werden sollten. In Anbetracht der Zurückgebliebenheit der Werksanlagen forderte ich das Recht, vorläufig die Hälfte des zur Verfügung stehenden Gewinnes für Verbesserung des Werkes verwenden zu dürfen.

Mit diesen Vollmachten traf ich am 4. Juli 1876 in Witkowitz ein, das ich kürzlich flüchtig gesehen, von dem ich aber durch meinen Bruder Max schon allerlei wußte, und dem ich nun neues Leben einhauchen sollte und wollte.

Nachdem Herr v. Gutmann mein Anstellungsdekret unterschrieben hatte, forderte er mich auf, ihn zu der Trauung der Tochter der ihm sehr befreundeten Familie Hochstetter mit Paul Wittgenstein, dem Bruder der Frau meines Bruders Karl, zu begleiten. Gelegentlich der Glückwünsche nach der erfolgten Trauung stellte mich Herr v. Gutmann der Familie Hochstetter als zukünftigen Direktor von Witkowitz vor und der Vater der jungen Frau forderte mich auf, seinen in der Nähe von Witkowitz, in Hruschau domizilierenden, auch erst jung verheirateten Bruder zu besuchen. Dies ist auch einige Wochen später geschehen. Es war der erste Besuch, den ich in der Umgebung von Witkowitz machte, sobald auch meine Frau dort eingetroffen war.

Ich fand in Hochstetter einen liebenswürdigen Mann und in seiner Frau eine besonders hübsche, liebenswürdige und lebhafte, ja geistreiche Dame, die sich bald mit meiner Frau befreundete. Ich fand aber auf dem Wege dorthin noch etwas anderes.

Die Fahrstraße, die mich nach Hruschau führte, schien mit einem Material geschottert, das einem reichen Eisenerz sehr ähnlich

sah. Bei der Rückfahrt stieg ich aus dem Wagen und nahm von der Straße so viel von dem als Schotter verwendeten Eisenerz weg, als ich in mein Sacktuch irgend fassen konnte. Die chemische Analyse dieses als Straßenschotter verwendeten Materiales ergab 62% Eisen, also ein sehr reiches Eisenerz. Aber $1^1/_2$% Kupfer, welches das Material enthielt, machte Witkowitz die sofortige Verwendung vorläufig unmöglich, da Witkowitz doch zuerst seine großen Quantitäten zu kupferreichen Roheisens zu verarbeiten suchen mußte. Aber unser Chemiker Mikolos konstatierte schon an dieser ersten Probe, daß ein feines Vermahlen des Materiales und Rösten desselben unter Zusatz von Kochsalz die völlige Extraktion des Kupfers ermöglicht und daß das zu gewinnende Kupfer in seinem Werte die Kosten der Extraktion weit übersteigen würde. Ich hatte hier buchstäblich Geld auf der Straße gefunden und sofort war ich bemüht, dieses bisher unbenützte Material mir durch auf Jahre hinausgehende Kontrakte zu sichern, was mir auch teilweise gelang.

Das Personal, mit dem ich zu tun haben würde, hatte ich schon bei meinem ersten Besuche flüchtig kennen gelernt, eine Vorstellung desselben und eine Mitteilung, was ich in Zukunft zu bedeuten habe, schien Herrn Bergrat Scholz nicht nötig zu sein. Ich mußte mir selbst meinen Weg suchen.

Nachmittags angekommen, wurde ich in einem Gastzimmer des „Schloß" genannten sehr geräumigen Hauses, das den Direktoren von Witkowitz vielleicht schon 50 Jahre diente, untergebracht. Derzeit war das Haus von dem etwa 60jährigen Bergrat Scholz bewohnt und ein wenig in der Weise eines Junggesellen bewirtschaftet. Da er einen Anteil an jener Hälfte des Werkes hatte, die Gebr. Gutmann vor 4 Jahren von dem Hause Rothschild erwarb, ließ er sich Gewerke titulieren.

Ein schon recht alter, aber geschickter Diener des Vaters des Baron Albert Rothschild, hatte mit seiner wenig sichtbaren Frau als eine Art Altersversorgung die Stelle eines Hausmeisters und Dieners zu versehen, ein französischer Koch für die kulinarischen Bedürfnisse zu sorgen.

Gewerke Scholz empfing mich etwas verlegen, aber höflich, offerierte mir eine Tasse Tee und zeigte mir darnach den schönen parkartigen Garten, der das Schloß umgab, und den er sichtlich mit viel Liebe und Verständnis seit 4 Jahren zu verschönern und muster-

haft zu halten bemüht war. Dann folgte ein reichliches gutes Abendessen. Ein noch junger, aber schon stark kahler Mann, Herr Czermak, angeblich etwas verwandt mit dem Herrn Gewerken und im Schloß wohnend, teilte dasselbe. Die Gespräche wollten nicht recht in Fluß kommen. Es war mir bald klar, daß meine Erscheinung eine Überraschung war und Gewerke Scholz vielleicht gar nicht wußte, wozu ich mich verpflichtet hatte. Ich beabsichtigte, ihm am nächsten Morgen meinen Kontrakt vorzulegen, und fragte ihn deshalb, wann ich bei ihm vorsprechen dürfte. Mein Frühstück würde ich auf's Zimmer bekommen zu der von mir gewünschten Stunde und dann könnte ich mich im Werke umsehen, Gute Nacht! Das schien kein erfreulicher Anfang zu werden.

Mein erster Weg am nächsten Morgen war durch den schönen blühenden Garten in die Kanzleien und dort stellte ich die Frage, welcher der Herren der erste Buchhalter sei. Es präsentierte sich ein älterer Herr namens Peikert und ich bat ihn, mir die heute eingelangte Post vorzulegen, sonst aber zu amtieren, wie er gewohnt sei. Etwas betroffen und zögernd und erst nach Vorweisung meiner Vollmacht bot er mir seinen Arbeitstisch an. Ich las rasch die Briefe durch — es waren zumeist Klagen zumal des Wiener Vertreters Rothballer über nicht erfüllte oder beanständete Lieferungen. Ich wollte auch die heute abgehende Post vor ihrem Abgange durchsehen. Für einen der nächsten Tage sollte er mir das Resultat des letzten Jahresabschlusses an Hand der Bücher vorlegen und bereit sein, alle etwa von mir zu erwartenden Fragen präzis und verständlich beantworten zu können. Dann tat ich, was Gewerke Scholz mir empfohlen hatte, „im Werke umsehen"; vorerst jene Betriebe aufsuchend, deren Leiter ich schon bei meinem ersten Besuch kennen gelernt hatte. Meine Fragen gingen dahin, zu erfahren, was jeder derselben an seinem Betriebe gut fand und was er alles für verbesserungsfähig bezeichnen würde.

Vor dem Mittagessen ergab sich die Gelegenheit, mit Herrn Direktor Scholz einige Worte über die mir von Gebr. Gutmann und Baron Rothschild übertragenen Aufgaben zu sprechen. Meinen Kontrakt wollte er nicht lesen. Er sei über alles informiert. Ich hatte aber die Vermutung, und diese verstärkte sich später zur ziemlich sicheren Überzeugung, man hatte ihm nur mitgeteilt, daß man mich für Witkowitz gewonnen habe und daß ich am 4. Juli eintreffen würde.

Alles andere schien er selbst nicht wissen zu wollen, vielleicht damit rechnend, oder wenigstens hoffend, daß er noch immer der maßgebende Direktor bleibe und ich nur ein ihm aufgezwungener und geduldeter Adlatus werden sollte. Um dies besser erreichen zu können, befliß er sich besonderer Höflichkeit und Aufmerksamkeit gegen mich, die damit begann, daß mein Bruder Max, den ich bisher noch nicht aufgesucht hatte, zum Mittagmahle geladen wurde, an dem, wie es schien, immer auch Herr Czermak teilnahm. Ja, er ging noch weiter, mein Bruder erhielt schon diesen Abend eines der Gastzimmer, neben dem schon Herr Czermak untergebracht war, als sein Wohnzimmer, das er auch nach dem Abgange des Herrn Gewerken viele Jahre behielt, bis seine Verheiratung das Verlassen desselben veranlaßte.

Es folgten 14, mir nach vielen Richtungen hin recht peinliche Tage. Ich mußte mich bemühen, mich den vielen Aufmerksamkeiten und Plaudereien möglichst und doch höflich zu entziehen, um nicht die Zeit zu verlieren für das Viele, was mir dringend nötig schien.

Schon am ersten Tage, als ich die mir vorgelegte Korrespondenz durchlas, fand ich, daß dieselbe in völlig unfähigen Händen lag. Abgesehen von dem meritorischen Inhalt, konnte ich Briefe nicht unterschreiben, die Sätze enthielten, wie: „Das Werk kann sich doch nicht einen solchen Rehfuß gefallen lassen“ (ein Satz, der mir heute nach 40 Jahren noch erinnerlich ist und sich auf Zurückweisung eines von Witkowitz gelieferten Fabrikates bezog). Von nun an sollten alle einlangenden und abgehenden Briefe durch meine Hand gehen, ich diktierte sie dem Sekretär (ein Stenograph war nicht vorhanden), bis ich meinen sehr geschickten Stenographen Mayer von Teplitz erhielt und mit ihm die erste neue Arbeitskraft für Witkowitz engagierte. Diese von nun an durch mich besorgte Korrespondenz des Werkes war indes nicht umfangreich. Das Werk war unter der Leitung des Direktors Scholz fast zum Stillstande gekommen.

Ein Hochofen, und zwar der neueste und beste, war noch in schwachem Betrieb und legte täglich neue kleine Quantitäten Roheisen auf den Platz zu dem Vielen, was sich schon seit Jahren dort angesammelt hatte. Es war Roheisen geringer Qualität und diese letztere angeblich die Ursache, mit der jeder Betriebsleiter die geradezu ruinöse Menge von Ausschuß und die häufige Zurückweisung der

Ware seitens der unendlich klein gewordenen Kundschaft zu entschuldigen suchte.

Von 600.000 Meterzentnern ähnlichem unverkäuflichem Roheisen wurde gesprochen, das bei den außer Betrieb stehenden, erst 1871 errichteten 2 Hochöfen der österr.-ung. Hochofengesellschaft in Ostrau liegen sollte, einer Gesellschaft, an der auch Baron Rothschild und Gutmann, die Besitzer von Witkowitz, starken Anteil hatten, in diesem Falle assoziiert mit Graf Emanuel Andrassy, Graf Larisch und anderen. Von dem Zustand der Erlahmung des Werkes kann man sich vielleicht einen Begriff machen, wenn ich anführe, daß ich bei meinem Eintritte in Witkowitz 2400 Arbeiter in den Lohnlisten verzeichnet fand, und hinzufüge, daß diese 2400 Mann in 3 Partien geteilt waren, von welchen jede nur jede vierte Woche arbeitete und von dem in dieser Woche erworbenen Lohn 4 Wochen hindurch leben sollte. Man denke sich diese 800 Mann verteilt auf eine im Betrieb befindliche Hochofenanlage, mit eher ungünstigen Transportmöglichkeiten, auf ein Bessemerstahlwerk, eine Walzhütte mit 14 Walzenstrecken und angeblich 115 Puddel- und Schweißöfen, eine Walzendreherei und Hüttenschmiede, eine Räderschmiede, eine Eisengießerei und eine Maschinenwerkstätte, die noch immer für die umliegenden Bergbaue etwas Beschäftigung hatte. Alle diese Einrichtungen, wenn auch heute verfallen, waren doch einmal mit viel Aufwand errichtet worden und hatten Arbeit geleistet. Wie verhältnismäßig wenig Arbeitskräfte konnten bei sehr ungleicher Verteilung auf jeden einzelnen dieser Betriebe fallen? Und was für Arbeitskräfte?

Alle nur irgend brauchbaren Arbeiter mußten schon längst anderwärtig Verwendung gesucht und gefunden haben, wo sie 4 Wochen des Monates Arbeit und Verdienst hatten, statt der einen Woche im Monat in Witkowitz. Nur die Hilflosesten, Schwächsten und Ärmsten konnten hier geblieben sein, meist unfähig für eine bessere Arbeitsleistung, aber außerdem auch noch durch das von Direktor Scholz eingeführte Lohnsystem höchst arbeitsunwillig gemacht. Angeblich ein Akkordlohn; mehr Arbeitsleistung, mehr Lohn; aber was über eine sehr mäßig fixierte Leistung hinausging, das wurde vom Lohn gestrichen und nicht ausbezahlt. Dieses, Jahrzehnte zurückliegend, vielleicht in Österreich mehrfach geübte Lohnsystem rechnete mit der Möglichkeit, einen Teil der Leistungen überhaupt nicht zu

bezahlen, also unentgeltlich zu erhalten. Mir erschien es und es erscheint mir auch heute noch als ein Betrug der Armen und nebenbei eine große Torheit. Daß ich diese Praxis sofort einstellte, sobald ich sie erkannte, wird man selbstverständlich finden. Aber daß ich diese und andere Torheiten so rasch erkannte und abstellen konnte, verdankte ich meinem Bruder Max, der schon $1^1/_2$ Jahre vor mir in Witkowitz lebend, mich auf Vieles aufmerksam machte, was ich in der Fülle des vorliegenden Stoffes vielleicht erst später gefunden haben würde.

Mein rasches Eingreifen in die Korrespondenz und in das Lohnsystem, wie Alles, was ich anfaßte, schien dem Direktor Scholz sichtlich unbehaglich. Nach 14 Tagen sagte er, er wolle auf 8 Tage zu seiner Familie, ich glaube, nach Mährisch-Schönberg gehen. Er fuhr von Witkowitz ab und kam nicht wieder, was mir eine große Erleichterung der Arbeit war. Ich glaubte stets, ihm meine Maßnahmen besonders begründen zu müssen, und dies raubte mir viel Zeit.

Einige Wochen später sagte mir Herr Wilhelm v. Gutmann, ich sollte ruhig meine Familie nach Witkowitz kommen lassen, Herr Bergrat Scholz werde nicht mehr nach Witkowitz zurückkehren. Ich mußte das große, ziemlich leere Haus einrichten. Durchaus nicht luxuriös, aber wohnlich sollte es sein. Nach meinem Abgange von Witkowitz kam ein Teil dieser Möbel in meine kleine Villa in Pörtschach, die ich eben ein wenig vergrößert hatte, später ein Teil nach Brioni. Dorthin kamen auch Kartons und Kohlenzeichnungen meines Vaters, die mir in Witkowitz helfen mußten, die großen Wände des stattlichen Wohnhauses zu schmücken, das nun durch 17 Jahre mir und meiner Familie dienen sollte und mir doppelt großartig erscheinen mußte nach den kleinen Räumen, die ich in unserer Arbeiterkolonie in Teplitz bewohnt hatte. Nun konnte auch meine Frau und Kinder und das dazugehörige Dienstpersonal in Witkowitz eintreffen. Nach einigen Wochen war der zurückgebliebene Koch abgefertigt worden, dessen Geschicklichkeit in seiner Kunst nicht gering zu schätzen war, aber bezüglich der in der Küche herrschenden Reinlichkeit meiner Frau durchaus nicht entsprechen wollte. Mit meiner gescheiten und selbstlosen Frau erschien mir in Witkowitz sofort eine wesentliche Hilfe. Bei den Verschiebungen mancher Art, die ich bezüglich des vorgefundenen Personals vornehmen mußte,

waren mancherlei Härten und Unbequemlichkeiten für die Betroffenen unvermeidlich und die Frauen oft härter betroffen wie ihre Männer, zumal wenn Wohnungsänderungen vorlagen. Die einfache und liebenswürdige Weise, mit der meine Frau mit Rat und Tat an die Hand ging, gewann gleich die Liebe und das Vertrauen Aller und nachdem die Frauen der Zahl nach ziemlich die Hälfte der Gesellschaft eines kleinen Ortes bilden, war mir das Gewinnen dieser Hälfte eine große Hilfe. Es kam bald ein freundlicher, vertrauensvoller Zug in die Physiognomie der Witkowitzer Gesellschaft, die sich von nun an immer durch einfaches, bescheidenes und durchaus vornehmes Wesen auszeichnete.

Bei der erfolgten Einsicht in die Bücher sah ich, daß die Witkowitzer Werke in den, ich glaube 4 Jahren der Leitung durch Direktor Scholz einen Verlustsaldo von 840.000 Gulden angesammelt und für das laufende Jahr vorgeschrieben hatten. In der Kassa fand ich kein Geld, die Forderungen an die Kundschaft waren ganz unbedeutend, keine derselben fällig. So bettelarm hatte sicher noch nie der Direktor eines großen Eisenwerkes seine Tätigkeit begonnen. In wenigen Tagen waren Löhne zu bezahlen, und ich mußte mich an Gebr. Gutmann mit der Bitte um Geld wenden und diese Bitte doch schon begründen und für die nächsten Monate Vorsorge treffen, welcher eine Art Programm als Unterlage dienen sollte.

Dieses Programm war sehr bescheiden und bestand aus:

1. Fortbetrieb des neuen Hochofens, sobald es irgend möglich wäre, mit besseren Erzen, die auch eine bessere Qualität des Roheisens, auch billigere Gestehungskosten erwarten lassen.

2. Möglichst rasche Herstellung wenigstens eines mittelgroßen Walzwerkes und 4 guter und neuer Schweißöfen, sowie von vorläufig 6 Puddelöfen. Dies würde einen Aufwand von zirka 300.000 Gulden erfordern, aber schon viel mehr und viel besseres leisten als die 14 Walzwerke und 115 Schweiß- und Puddelöfen, deren Fortbestand sich Alt-Witkowitz damals noch mit Stolz rühmte.

3. Für diese Einrichtungen Platz schaffen durch allmähliches Abreißen des völlig Unbrauchbaren und im Wege Stehenden.

Dieser Kredit von 300.000 Gulden wurde mir bewilligt; Herr Dub, der bei meinem Engagement wenig befragt wurde und schon damals Regungen von Eifersucht bemerken ließ, bestand aber

darauf, daß ich diesen Kredit mit 8% verzinsen müsse. Als kaufmännisches Kuriosum führe ich an, daß ich die 17 Jahre hindurch, die ich Witkowitz leitete, diesen hochverzinslichen Kredit nicht zurückzahlen durfte, während im Kontokorrent Aktiv- und Passivzinsen, erstere mit 1% unter, letztere mit 1% über dem jeweiligen Bankzinsfuß berechnet wurden.

Um dieses Programm zu verstehen, muß ich doch ein wenig die Werke beschreiben, wie ich sie gefunden hatte.

Wenn ich von dem Fenster meiner Arbeitskanzlei hinaussah, konnte ich links die Tiefbauschachtanlage sehen, die mit ihrer Kohlenwäsche und Kokerei unmittelbar an den Werksbesitz grenzte. Diese Schachtanlage war Besitz des Hauses Rothschild und ein Teil eines größeren Grubenbesitzes, der von dem Hause Rothschild an eine Gesellschaft, bestehend aus dem Haus Rothschild, Gebr. Gutmann und Wondraček, verpachtet war. Zwei andere solcher Grubenbesitze, durch zwischenliegende Grubenmaße anderer Besitzer getrennt, waren für etwas andere Zeitperioden und andere Quoten der Teilnehmer, ebenfalls vom Hause Rothschild an das Haus Rothschild, Gebr. Gutmann und Wondraček verpachtet. Dem alten, nicht gerade als Mensch, aber als Bergmann unfähigen Bergdirektor des Hauses Rothschild, dessen ihm früher anvertraute Gruben man nun sämtlich verpachtet hatte, blieb nur eine angebliche, in Wirklichkeit kaum geübte Kontrolle der vertragsmäßigen Pachterfüllungen der Pächter. Der oberste bergmännische Leiter dieser 3 Pachtgesellschaften war der Mitpächter Herr Wondraček. Der einzige Abnehmer der Kohlenproduktion dieser 3 Pachtgesellschaften waren Gebr. Gutmann, die Kohle und Koks an Witkowitz und an andere Abnehmer verkauften. Überall war und ist man, heute erst recht, bestrebt, die Fabrikation, wenn irgend möglich, auf den Besitz der wesentlichsten Rohmaterialien zu basieren. Hier hatten eigenartige Umstände dazu geführt, daß die Gewinnung des einzigen, an Ort und Stelle befindlichen Rohmateriales, die mineralische Kohle, nicht durch Witkowitz selbst für seine Zwecke erfolgte. Dies hat sicher sehr die Entwicklung gehemmt und die möglichen Fortschritte zu viel besseren Qualitäten von Koks sehr verzögert.

Es scheint mir wahrscheinlich, daß Jahrzehnte hindurch das Haus Rothschild, damals wohl die größte Finanzmacht Mitteleuropas, von anderen, viel größeren Geschäften in Anspruch genom-

men, seinem wertvollen Kohlenbesitze und der auf demselben erstandenen Eisenindustrie außerordentlich wenig Aufmerksamkeit zugewendet hat. Dies ergab die Möglichkeit, und so lange die Verhältnisse so lagen, auch die Zuträglichkeit, daß andere Faktoren an Stelle der mangelnden Obsorge des Hauses Rothschild eintraten und sich in einem gewissen Sinne der Chancen bemächtigten, die das Haus Rothschild zu benützen unterlassen hatte.

Herr W. v. Gutmann hatte schon in jungen Jahren den Bedürfnissen der damals entstehenden Industrien, zumal der Zuckerindustrie, mit ihrem stetig wachsenden Bedarf an mineralischer Kohle, Rechnung zu tragen sich bemüht. Diese Bemühungen hatten sich sehr nützlich und für ihn selbst sehr gewinnbringend gestaltet.

Da die heimische Kohlenproduktion außerordentlich rückständig war, mußte er auf die Kohle des nahen oberschlesisch-preußischen Kohlenreviers greifen, das wesentlich früher und rascher entwickelt, viel leistungsfähiger war als das österreichische Kohlenrevier.

Ich glaube, es war vorwaltend der Handelsgewinn an oberschlesischer Kohle, aus dem sich die verhältnismäßig große Kapitalsansammlung bildete, über welche W. v. Gutmann schon verfügte, als er seinen jüngeren Bruder David in sein Geschäft aufnahm, in demselben einen höchst eifrigen und wertvollen Gehilfen fand, ihn deshalb mit $^2/_5$ an seinem Geschäfte beteiligte und dem nun protokollierten Handelsgeschäfte den Namen „Gebrüder Gutmann“ gab.

Der rasch wachsende Bedarf an Kohle machte es höchst wünschenswert, auch die österreichische Kohlenproduktion zu steigern, um das allmählich schon sehr großartig gewordene Handelsgeschäft zu erweitern.

Der Beginn dieser Einflußnahme der Herren Gebrüder Gutmann auf das österreichische Kohlenrevier war, so glaube ich, die Pachtung eines Kohlenbesitzes des Erzbistums Olmütz, die durch die Herren Bergrat Scholz und Wondraček vermittelt wurde. Das verhältnismäßig befriedigende Resultat dieser ersten Pachtung, bei der Wondraček die bergmännische Entwicklung dieser Gesellschaft zufiel, schien dem Hause Rothschild nahe zu legen, diesem Beispiel des erzbischöflichen Domkapitels folgend, durch Pachtverträge, die

in 3 Stufen aufeinanderfolgten, seinen großen Kohlenbesitz durch dieselben Männer zu betreiben, die augenscheinlich dem Domkapitel größeren Nutzen brachten, als es, sich seiner eigenen intellektuellen und materiellen Kräfte bedienend, bisher zu schaffen in der Lage war.

Aus diesen Verhältnissen erwuchs es, daß Herr Wondraček eine bergmännische Autorität in dem Gebiete des Ostrauer Kohlenrevieres wurde. Er suchte diese Position noch zu verstärken, indem er die nationalen Ideen der in diesem Orte vorwaltend slawischen Bevölkerung in seine Dienste stellte.

Die Eisenindustrie, die in Witkowitz entstanden, war von deutschen Kräften ins Leben gerufen. Deutsche mußten immer in größerem Maße herangezogen werden und so hatte sich eine Kluft gebildet, die den vorwaltend slawisch gebliebenen Bergbau von dem vorwaltend deutsch gewordenen Hüttenbetrieb schied und die Entwicklung beider Teile eher erschwerte und verzögerte.

Als das Haus Gebr. Gutmann in seinem Expansionsbestreben die Eisenindustrie mit ihrem voraussichtlich steigenden Kohlenbedarf als Abnehmer zu gewinnen sich bemühte, empfahl Wondraček, der befähigter und weitsichtiger war wie sein Freund Bergrat Scholz, diesen letzteren, von dem er voraussetzte, daß er ein williges Werkzeug seiner Zwecke sein würde, für die Leitung der von Gebr. Gutmann beabsichtigten Hebung der dortigen Eisenindustrie. Als es Herrn Bergrat Scholz nicht gelang, die Eisenindustrie von Witkowitz wesentlich vorwärts zu bringen, und ich an seine Stelle trat, hatte ich mit dem Mißtrauen, ja Übelwollen des ganz slawischen Bergbaues zu rechnen, über das ich hinwegzukommen trachten mußte.

Daß der Witkowitzer Tiefbau nicht ein Teil meines Reiches sei, war mir immer ein großer Schmerz. Und als 3 Jahre später ein an den Tiefbau anschließendes großes, aber noch unaufgeschlossenes Kohlenterrain mir von den Besitzern Gebr. Klein um 42.000 Gulden angeboten wurde, und der Ankauf desselben trotz wärmsten Eintretens meinerseits und der Befürwortung des Herrn Wilhelm Ritter v. Gutmann, von Herrn Dub namens des Baron Rothschild und Herrn David Ritter v. Gutmann brüsk abgelehnt wurde, unter dem Vorwand, Baron Rothschild und Gebr. Gutmann hätten genügend Kohle, erschien mir dies eine für Witkowitz höchst

bedauerliche Torheit und ist mir noch heute schmerzlich. Dieser Besitz ist, von Witkowitz damals abgelehnt, von Herrn Wondracek übernommen und hoch verwertet, endlich in den Besitz der österr.-ung. Berg- und Hüttengesellschaft übergegangen, jener Gesellschaft, die Witkowitz die lästigste Konkurrenz zu bereiten in der Lage ist.

Von hier begann der Grundbesitz von Witkowitz und das kleine Reich, in dem ich von nun an zu schalten und zu walten hatte. Zur Rechten, unmittelbar vor der Kokerei des Tiefbaues, stand der im Betrieb befindliche Hochofen von Witkowitz, mit den vor und hinter denselben einlaufenden Geleisen für die Zufuhr der Erze, die Abfuhr der Schlacke und des erzeugten Roheisens. Auch ein Straßenzug ging von dort aus, der die durch Pferdegespann zugeführten Kalksteine von einer kleinen Kalkscholle bei Altbiela zum Erzplatz zu bringen ermöglichte.

Wieder weiter rechts befanden sich zu einem Mitteltrakt aneinandergereiht, in verschiedenen Zeiten entstandene Baulichkeiten mit zersprungenen, nach einwärts oder auswärts geneigten Mauern, notdürftig durch die verschiedenen Dachkonstruktionen zusammengehalten, jedoch dem Zusammenbruch nahe; dieser schien jederzeit zu gewärtigen. In diesem breiten und langen Mitteltrakt war zunächst eine kleine Bessemerhütte und die 14 Walzwerke und 115 Puddel- und Schweißöfen untergebracht. Aber der vor Jahren erfolgte Abbau eines mächtigen Kohlenflötzes unter diesen Anlagen hatte den einst horizontalen Boden ganz unregelmäßig gesenkt, so daß einzelne Teile bis zu einem Meter höher, andere bis zu einem Meter tiefer lagen, als jene Horizontale, die ich wieder herstellen mußte, um nicht zu mühsam zu arbeiten. Man kann sich die Folgen dieser unregelmäßigen Senkung für darüber befindliche Baulichkeiten, Fundamente, Maschinen und Öfen kaum vorstellen, wenn man sie nicht gesehen hat.

Zur Rechten an diesen Mitteltrakt anschließend kam das Wassergerinne, einige Kilometer südlich von dem Flüßchen Ostravitza abgezweigt, das bei der ersten Entstehung des Werkes die Kraft lieferte, auf die der Betrieb desselben ursprünglich basiert war. In diesem Wasserlauf, der auch sämtliche Kühl- und Kesselspeisewasser spendete, waren 4 Wasserräder eingebaut. Drei derselben betrieben nach links 3 völlig unbrauchbare Feinstreckwalzwerke, das vierte Rad einige Walzendrehbänke der rechts liegenden Hüttenschlosserei.

Diese 4 Wasserräder wurden von mir rasch durch eine Turbine ersetzt von etwa 70 Pferdekräften, gerade genügend stark, um eine Luppenstrecke und einige Walzendrehbänke zu betreiben. Vor der Hüttenschlosserei standen 2 alte kleine Hochöfen mit ihren Winderhitzungsapparaten und zwei höchst sonderbare, an einen Doppelkristall erinnernde, auseinandergebaute, ungleichartige und ungleich hohe Kamine. Wieder rechts von diesen beiden Hochöfen stand, einen Hof umschließend, eine ziemlich ausgedehnte Ränderschmiede, noch weiter nach rechts 2 lange Trakte, die Maschinenfabrik und die Eisengießerei, von einer öffentlichen Straße begrenzt, die auf dieser Seite den Grundbesitz des Werkes abschloß. An den östlichen Seiten all dieser langen und parallelen Trakte bestand zwischen den vielen, zu diesen Trakten führenden Bahngeleisen eine wie es schien, allmählich verschwindende Arbeiterkolonie, das Werkshotel und eine kleine Anlage für Erzeugung feuerfester Steine.

Witkowitz war in der Tat in Anbetracht der Vielseitigkeit seiner Fabrikate und der räumlichen Ausdehnung seiner Anlagen damals das größte Eisenwerk in Österreich. Aber diese Größe war nur ein äußerer Schein. Es gab in Wirklichkeit in Österreich kein Eisenwerk, das bezüglich seiner Fabrikate und der Verläßlichkeit der Lieferungen so diskreditiert war und dem Spotte seiner Konkurrenten diente, wie Witkowitz. Und doch hatte es immer infolge der bei Eisenbahnen höchst einflußreichen Stellung des Hauses Rothschild Bestellungen und genoß die größte Nachsicht bei Übernahme von Waren. Wäre ihm diese Protektion und Fürsprache seiner reichen und angesehenen Besitzer nicht zustatten gekommen, es hätte infolge eigener tüchtiger Leistung sicher keinerlei Bestellung erhalten.

Der obigen Schilderung der vorhandenen Einrichtungen will ich eine kurze Schilderung des vorhandenen Menschenmateriales folgen lassen.

Der Hochofen wurde betrieben von einem jungen Mann aus guter Familie. Seinen Eltern gehörte noch damals ein guter Teil der Waldungen, welche heute im Besitze der krainischen Eisenindustrie-Gesellschaft sind. Ich hatte ihn schon von der Leobner Bergakademie her gekannt, die er 2 Jahre später als ich absolvierte. Nicht unbegabt und gutartig, hatte er in Leoben als Korpsstudent viel gefochten, nicht wenig getrunken und mäßig viel gelernt. Aber sein Hochofen parierte ihm ziemlich, trotz sehr bescheidener Ein-

richtung, über die er immer klagte, ohne eine Besserung dieser Einrichtung durchzusetzen. Man konnte zur Not durchkommen, bis man einen tüchtigeren Mann fand.

Große Massen von unverkäuflichem Roheisen, das erst weggearbeitet werden mußte, lagen in Witkowitz und in Ostrau bei der Hochofengesellschaft, so daß es nicht nötig schien, die Roheisenproduktion rasch zu steigern. Wenig Roheisen machen, aber dies möglichst gut, um mit der Zugabe des vorhandenen schlechten Eisens, dies möglichst rasch als verkäufliche Ware wegzubringen, war die dringendste Aufgabe.

Dem Hochofen angeschlossen war ein chemisches Laboratorium, dessen Chemiker Mikolos ich bald beim Hochofenbetrieb sehr nützlich verwenden konnte und in Herrn Schindler einen hervorragend tüchtigen Nachfolger erhielt. Der Chef des Bessemerwerkes, Herr Drischel, war ein etwas zartes Männchen, sehr willig und gelehrig in allem, was man ihm angab. Auch mit diesem war vorläufig durchzukommen, obschon er, nur aus der Praxis hervorgegangen, kein großes technisches Wissen besaß. Viel schlimmer stand es mit dem Walzwerksbetriebe.

Ein Hüttenmeister (ich will seinen Namen nicht nennen, weil ich nichs Gutes von ihm weiß), kriechend vor Direktor Schulz, falsch von Natur, von Scholz offenbar nicht wegen seiner Geschicklichkeit engagiert, sondern weil er, im Besitze einer kleinen Pension aus früherem Staatsdienst, sich mit einem sehr kleinen Gehalt begnügte, seinem Direktor nie widersprach und etwaige Torheiten desselben mit Vergnügen auszuführen bereit war. Als Assistenten hatte dieser für den Betrieb der Walzwerke meinen Bruder Max und einen Herrn Schmiedl, einen gescheiten, liebenswürdigen und hübschen Mann, der alten Witkowitzer Beamtenhierarchie entstammend, leider damals schon lungenkrank. Schmiedl hatte die Puddelöfen und Feinstrecken unter sich, mit einem körperlich sehr schwachen Arbeitspersonal, mein Bruder die Grobwalzwerke mit ihren Schweißöfen. Sie beide mußten schlechtes Eisen und Stahl verarbeiten und hatten infolgedessen mit viel Ausschuß zu kämpfen, der dann mühsam mit viel Flickarbeit ein nur mit besonderer Protektion übernehmbares Fabrikat ergab. Besser stand es in der Maschinenwerkstätte und Eisengießerei.

Ein alter, angeblich tüchtiger Konstrukteur von Maschinen war wegen Alter und Gebrechlichkeit im Begriffe, in Pension zu gehen und nicht zu halten. Seine beiden Hilfskräfte, einer sich vom Arbeiter zum Konstrukteur von Kesseln und Brücken hinaufarbeitend, ein tüchtiger Mann, der zweite, ein älterer Techniker der Wiener Schule, mit, wie es schien, nicht völlig zureichender Energie. Hier brauchte ich schon für die eigenen Einrichtungen einen fähigeren Mann und mußte ihn suchen.

Unter den Meistern der einzelnen Werkstätten waren tüchtige alte Leute trotz der elenden Verhältnisse an Witkowitz haften geblieben. Außerdem fand ich 2 junge Techniker, Krueg und Beutel, bisher nur zu den kleinen Aufräumearbeiten und Geleisebauten verwendet, mit welchen Direktor Scholz eine Verbesserung der Transportverhältnisse anstrebte und auch erreicht hatte. Direktor Scholz schien mir ein durchaus nicht unfähiger, ja schlauer Mann zu sein. Aber seine Schlauheit schien seine Fähigkeiten wenigstens in Witkowitz nicht recht zur Geltung kommen zu lassen. Sehr billige Leute in oberen wie in unteren Stellungen sollten es sein, die ihm dienten. Dies schien ihm die Hauptsache, und wenn man nur Geduld hätte, fänden sich schon dieselben. Aber eine neue Zeit war gekommen, die keine Geduld haben wollte, nicht haben konnte und so war er der Typus eines veralteten Mannes, der in die neue Zeit nicht mehr recht paßte.

In dem Oberbuchhalter Peikert glaubte ich vom ersten Tage an einen etwas pedantischen, aber sehr genauen und gewissenhaften Mann zu finden, auch mich auf den Kassaführer Kořinek durchaus verlassen zu können. Beide haben die rasch anwachsende Arbeit mit herangezogenen Kräften, darunter auch der Nachfolger Peikerts, Direktor Krömer, der später auch Bürgermeister von Witkowitz wurde, stets musterhaft bewältigt und der jährlich vom Hause Rothschild zur Prüfung der Bücher gesendete, sehr gewissenhafte Buchhalter Springer hat dies immer anerkennend bestätigt. Auch der Wiener kommerzielle Vertreter Rothballer, wie er mir sagte, seit einigen Jahren fast ohne Beschäftigung für Witkowitz, und seinen und seiner Familie Lebensunterhalt nicht durch die unendlich kleinen Einnahmen von Witkowitz, sondern durch die Einnahmen aus anderen Geschäften bestreitend, erwies sich in der Folge als sehr tüchtig.

Die vom Werke gehaltene Schule für die Kinder der Werksangehörigen hatte einen, wie ich mich zu erinnern glaube, beflissenen, nicht unbefähigten Lehrer, das Werksspital, unglaublich verschmutzt und vernachlässigt, besaß keinen Medizinae Doktor als Leiter, sondern nur einen ganz besonders wenig befähigten Mann jener Kategorie, die man früher Bader nannte.

Obschon 20 Jahre an diesem Platze, konnte er nur 2 Fragen an seine meist tschechisch sprechenden Patienten mit einer, behufs besseren Verständnisses entweder vor der Stirn oder vor dem Bauch kreisenden Handbewegung stellen. Die eine Frage war: „mate huhu“, dies bedeutete „Habt Ihr Kopfweh?“, die zweite: „mate rumplipumpli?“ dies bedeutete: „Habt Ihr Bauchweh?“ Für jede dieser beiden, seine ärztlichen Begriffe völlig umfassenden Krankheiten soll er auch 2 verschiedene Mittel gehabt haben, deren gelegentliche Verwechslung indes nichts zu bedeuten hatte. Hier mußte ein Wechsel geschaffen werden.

Herr W. v. Gutmann wollte nach einem tüchtigen Arzt für Witkowitz Umschau halten und fand ihn in der Person des Herrn Dr. Maximilian Munk. Nach mehrjähriger Spitalpraxis, ich glaube von Herrn Professor Dr. Salzer und Regierungsrat Gersuny empfohlen, brachte er, mir zum erstenmal erinnerlich, 1878 das Thermometer zum Messen der Körperwärme in Anwendung. Er erwies sich als außerordentlich fleißig und tüchtig. Als schon bald eine sehr rasch wachsende Zahl an Arbeitern und Bediensteten die Errichtung großer Kolonien notwendig machten, war er es, der eifrigst die Anlage eines neuen Werksspitals anregte. Ein Spital, für die damalige Zeit so hervorragend zweckmäßig und vollkommen eingerichtet, daß es das von Vielen besuchte und bewunderte Muster wurde, nach welchem dann bald darauf auch an anderen Industrieplätzen Spitäler hergestellt wurden.

Auch will ich anführen, daß wir damals unter vielleicht schon 3000—4000 Arbeitern 600 Fälle von Malaria im Jahre zu verzeichnen hatte, welche Krankheit, wie ich glaubte, durch verbesserte Lohn-, Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse behoben wurde und binnen 2 Jahren auch völlig verschwunden war. Als ich Brioni, ein berüchtigt fieberisches Terrain, 1894 zur Bearbeitung übernahm, schätzte ich demzufolge die mir hieraus erwachsenden Schwierigkeiten

zu gering ein; ich war der sicheren, aber irrtümlichen Meinung, Malaria würde der allgemeinen Kultur weichen.

Heute, fast 40 Jahre später, noch immer unter kaiserl. Rat Dr. Munk, hat dieses Spital Erweiterungen und Verbesserungen erfahren, und ist, ganz ohne Rücksicht auf Kosten mit den allerneuesten und besten Behelfen versehen, sicher wieder an der Spitze ähnlicher Einrichtungen.

Ein tüchtiger Maschineningenieur, damit ich rasch wenigstens ein brauchbares Walzwerk in unseren eigenen Werkstätten anfertigen könnte, ein tüchtiger Walzmeister (hiefür hatte ich Hüttenmeister Wolzik von Teplitz zur Verfügung), um mit den zuerst geschaffenen Einrichtungen gut arbeiten zu können, ein tüchtiger Werksarzt und schließlich ein tüchtiger Hochofeningenieur, diese Kräfte schienen mir nötig. In der Wahl aller dieser war ich so glücklich, hervorragend Gutes zu finden und für Witkowitz zu gewinnen.

Werkshotel und Werksspital sollten gründlich gereinigt werden, was großes Aufsehen in Witkowitz erregte und durchaus nicht leicht war. Ich mußte lachen, als mir der sonst ganz geschickte Hotelier mit entrüstetem Stolz versicherte, daß in seinem Hause 40 Jahre nicht gewaschen worden sei, weder Fußböden, noch Fenster, noch Wände, noch Decken. Von nun an sollte es anders sein, und wenn alle 8 Tage gewaschen werden müßte. Grollend soll er abends seinen Gästen gesagt haben, der neue Direktor wird Witkowitz auch nicht anders machen, das haben schon ganz andere Leute vergeblich versucht. Vorläufig war er aber doch anders geworden und er hatte alle 8 Tage in seinem Hause irgend etwas gewaschen und mit gutem Erfolg und dann fast selbst Gefallen daran gefunden und meinen Wünschen nach Reinlichkeit ziemlich entsprochen.

Ich erinnere mich eines, 2 Jahre vor mir Leoben absolvierenden Herrn Geyser, der besonders gut für Maschinenkonstruktion veranlagt, etwas schrullig, aber sonst ein braver und tüchtiger Mensch, die böhmische Sprache beherrschte und bei einer mährischen Maschinenfabrik sehr geschätzt war. Ich konnte ihn mit einem Gehalt von 6000 Gulden für Witkowitz gewinnen, rasch erhalten und zum Oberingenieur der Maschinenwerkstätte und Gießerei bestellen. Mit seiner Hilfe und der Verwendung Kruegs und Beutels als Bau=

ingenieure wurde in 5 Monaten die erste neue Walzenstrecke auf den einstweilen hergestellten Fundamenten unter einem geräumigen Holzdache in Betrieb gebracht.

Ich hatte Schienenlieferungen für die Nordbahn übernommen und zum erstenmal konnte Witkowitz seine früher so beanständeten Lieferungen glatt abwickeln.

In derselben Zeit traten an die Stelle von 20 alten und schlechten 6 neue und gute Puddelöfen, bald auch an Stelle der 4 Wasserräder eine Turbine, die genügend Kraft für eine Luppenstrecke und noch etwas für den Betrieb einer Walzendreherei übrig hatte. Und als ein Jahr um war, ergab es zwar noch keinen Gewinn für mich, aber schon für Rothschild-Gutmann. Mehr als die Hälfte der vorgetragenen Schuld von 840.000 Gulden war getilgt. Die vorgeschossenen 300.000 Gulden hatten genügt, um alle diese Einrichtungen zu schaffen und alles, was von nun an im raschen Zuge weiter geschaffen wurde, geschah nicht mehr mit frisch eingezahltem Gelde, sondern wurde mit Hilfe des ins Verdienen gebrachten Gewinnes bestritten, den ich nach meinem Kontrakte für Verbesserungen des Werkes verwenden konnte. Als ich nach 17 Jahren Witkowitz verließ, war der in den Büchern eingetragene Wert seiner Anlagen noch immer 4,640.000 Gulden geblieben, in Wirklichkeit waren es Werte von 15—20 Millionen Gulden oder das Doppelte in der heute bestehenden Kronenwährung, auf welche, abgesehen von dem in Geld herausbezahlten Gewinne, der Wert des Werkes gestiegen war.

Unter den Hilfskräften, die ich vom Anfang an für Witkowitz nötig fand, war ein befähigter Mann für die Entwicklung der Roheisenindustrie der letzte, aber auch derjenige, in dessen Wahl ich besonders glücklich zu sein wünschte.

Von den Männern, die mir mein Bruder Franz aus der zahlreichen Reihe seiner Schüler vorschlug, konnte ich keinen erkennen, der mir volle Sicherheit zu bieten schien. Meine Wahl fiel auf Emil Holz, einem Württemberger, der 4 Jahre vor mir die Leobner Bergakademie absolviert hatte, den ich dann zusammen mit seiner lieben Frau im Jahre 1870 persönlich in Dortmund kennen lernte, wo er eben, ich glaube, die ersten 2 Hochöfen der Dortmunder Union errichtete. Etwa 1875 trat ich abermals in Beziehungen zu ihm. Er offerierte persönlich bei mir in Teplitz Bessemer-

roheisen, das er in einer in Pirna a. E. gelegenen, von ihm erbauten Hochofenanlage erzeugt hatte.

In der gleichen Angelegenheit kam er mehrmals nach Teplitz und ich einmal nach Pirna. Bei allen diesen Angelegenheiten lernte ich ihn, obschon mir seine Bauten weder in Dortmund, noch in Pirna besonders imponierten, doch als einen sehr fähigen und vielseitig gut unterrichteten Mann kennen. 1873, in der Zeit des Niederbruches so vieler spekulativer Unternehmungen, war die Gesellschaft, der er damals in Pirna diente, in schwere Verlegenheit geraten. Ich hatte ähnliche Verlegenheiten finanzieller Natur in Teplitz glücklich überwunden, Holz war nicht so glücklich in Pirna. Der Rücktritt aus der Stelle eines leitenden Direktors in jene des Leiters einer Betriebsabteilung eines größeren Ganzen fiel ihm schwer und ich glaube, daß seine Frau, eine feine, liebenswürdige und selbstlose deutsche Hausfrau, ihren unruhigen, bisher mehrfach seine Stellungen wechselnden Gatten dazu bestimmte, die angebotene Stelle in Witkowitz als Oberingenieur des Hochofenbetriebes mit 6000 Gulden Jahresgehalt anzunehmen.

In den Briefen, die dieses Engagement vermittelten, waren unter den Erzen, mit welchen er in Witkowitz zu tun haben würde, schon die Kiesabbrände naher chemischer Fabriken, die ich schon gekauft hatte, erwähnt und daß eine der ersten Arbeiten, die er auszuführen haben werde, eine Extraktionsanstalt für diese Kiese sein würde, um dieselben von dem in Witkowitz gefürchteten Kupfergehalt zu befreien, aber auch an dem gewonnenen Kupfer einen nicht unbedeutenden Gewinn zu erzielen.

Zur Zeit seines Eintrittes in Witkowitz am 1. Jänner 1878 war schon die österr.-ung. Hochofengesellschaft in Ostrau mit ihren Gruben und Vorräten an Witkowitz übergegangen und schon der dem Grafen Emanuel Andrassy gehörige Anteil der später so ausgedehnten Gruben von Rudabanya im Borsoder Komitat gekauft und die Unterhandlungen bezüglich des an dieselben anschließenden großen Erzterrains des ungarischen Staates im Zuge.

Das Engagement der mir wichtigen Hilfskräfte, Geyser, Wolzik, Munk, Holz, erfuhr bald eine weitere Vermehrung durch Oberingenieur Albert Seiler, 1. April 1878, wobei ich nicht so sehr den momentanen Bedürfnissen als anderen Umständen Rechnung trug, die ich später berühren werde.

Zwischen Witkowitz und der österr.-ung. Hochofengesellschaft gelegen, befand sich ein kleines Eisenwerk, die Schillerhütte, die etwa 1870 von einem belgischen Unternehmer namens Gobiet (der für die umliegenden Bergbaue Koksöfen baute und hiebei einiges Geld verdient hatte) errichtet und in Betrieb gesetzt worden. Infolge der finanziellen Krise von 1873 kam dasselbe wieder zum Stillstand. Witkowitz konnte das Werk zu einem Preise kaufen, der kaum höher war, als das in den Werksanlagen steckende Gußbrucheisen repräsentierte.

Die in Witkowitz befindlichen, von mir errichteten 6 Puddelöfen reichten für den Bedarf bald nicht mehr aus. Ich beschloß, die Vermehrung der Puddelöfen in die Schillerhütte zu verlegen, wo ich die Produktion ziemlich beliebig vergrößern konnte. Ich glaube, 1878 bestellte ich Oberingenieur Piezka als Chef dieser Puddelhütte und wies ihm dann auch den Betrieb der Feinstrecken zu, da die Erkrankung des Ingenieurs Schmiedl eine Entlastung desselben nötig erscheinen ließ. Oberingenieur Piezka erwies sich sehr tüchtig und daß das Witkowitzer Stabeisen schon bald selbst höhere Verkaufspreise erzielte, als man für steirisches Eisen bezahlte, hatte Witkowitz der Geschicklichkeit des Direktor Holz in dessen richtiger Mischung der verschiedenartigsten Erze und dem besonders aufmerksam geleiteten und entwickelten Puddelprozeß des Oberingenieurs Piezka zu verdanken.

Ein junger Mann, H. Heindl, ich glaube schon von Bergrat Scholz gleichzeitig mit den Herren Ingenieuren Krueg und Beutel aufgenommen, mehr mit Rücksicht auf die Billigkeit, um welche man denselben haben konnte, und bisher fast ohne Verwendung für irgendwelche bestimmte Zwecke, war ein vortrefflicher Zeichner mit ausgesprochen künstlerischer Begabung. Er konnte bis zu einem gewissen Grade einen Architekten ersetzen und unterstützte mein Bemühen, alles, was an Kolonien und Anlagen zu schaffen war, ohne besonderen Mehraufwand auch schön und harmonisch zu gestalten.

Was ich an alten Arbeitskräften in Witkowitz vorfand, hatte, wenn es dem Stande der Beamten angehörte, Pensionsrechte. Die Arbeiter gehörten einer Bruderlade an, deren wesentlichste Leistung auch in einer Alterspension bestand.

Ein Deckungskapital, das für die Leistungen dieser Institutionen aufkommen sollte, war nicht vorhanden. Die Arbeitsleistung

der Gegenwart sollte die in der Vergangenheit erworbenen Ansprüche in der werdenden Zukunft bestreiten.

Ich hatte schon 1866 im Staatsdienste in Eisenerz diese Institutionen als ein sehr wesentliches Hindernis erkannt, die Quantität und vor allem die Qualität der Arbeitsleistung auch nur annähernd auf jenes Maß zu steigern, das, noch weit entfernt von einer Überanstrengung der vorhandenen intellektuellen und körperlichen Kräfte, gestatten würde, dem Arbeitgeber wie dem Arbeitnehmer viel größeren Nutzen zu gewähren, als es damals der Fall war. Gleichgültigkeit, geistige und körperliche Trägheit und Unlust zur Arbeit mit seltenen, mir dann besonders respektabel erscheinenden Ausnahmen war fast die Regel.

Von dem ganzen, für Erzgewinnung verwendeten Personale gehörten dort der Zahl nach drei Viertel der Bruderlade an. Die Arbeitsleistung dieser drei Vierteile betrug, wie mir der tüchtige Oberhutmann Heigl mitteilte, kaum ein Viertel des ohnedies damals noch sehr mäßigen Quantums benötigter Erze. Die noch unentbehrlichen drei Viertel der Erzgewinnung wurden von einem Viertel, allerdings besser bezahlten, aber der Bruderlade nicht angehörenden Arbeitskräften gewonnen. Wenn man nachrechnete, erwiesen sich die drei Viertel scheinbar so billigen Arbeitslöhne der Bruderladearbeiter außerordentlich hoch und dennoch die Lebensführung dieser Arbeitskräfte so dürftig, daß man staunen mußte, mit wie wenig materiellen Mitteln oft kindergesegnete Familien von denselben noch leben konnten. Eine Analogie ähnlicher Verhältnisse schien auch, zumal bei den unteren Klassen der Beamten des Staatsdienstes unverkennbar.

Mit diesen Einrichtungen wollte ich von Anbeginn an in Witkowitz brechen und an die Stelle des alten, als schlecht erkannten, Besseres setzen.

Was neu aufgenommen wurde an Beamten und Arbeitern, erhielt keine Rechte auf irgendeine Pension. Aber irgend etwas mußte an deren Stelle treten und ein gemeinsames Interesse sollte Dienstgeber und Dienstnehmer verbinden.

Es schien mir durchaus möglich, daß eine treu und fleißig arbeitende Arbeitskraft so entlohnt werde, daß sie ihren Verhältnissen entsprechend leben konnte und zugleich mindestens 10% ihrer Bezüge erspare und für die Zeit übrig behalte, in welcher die Kraft

sich mindert oder ganz versagt. Sollte dieses Minimum unter allen Umständen für die Zukunft sichergestellt werden, so waren noch Mittel nötig, die für die sehr variablen Zufälle der Gegenwart aufkommen mußten, das sind Krankheiten und Unglücksfälle aller Art und daraus erfolgende Hilfsbedürftigkeit. Ich konnte mich nicht auf statistische Daten stützen und wählte folgende Ziffern:

Die Beamten sollten von ihren monatlichen Bezügen an Geld 7% zurücklassen, das Werk den gleichen Betrag zuschießen, so daß in Summa 14% der erworbenen Bezüge zur Verfügung standen. Von diesen 14% sollten 10% jedem Beamten als eine ihm gehörige, Zinsen erwerbende Kapitalsansammlung verwahrt werden, und 4% für die Bestreitung der laufenden Auslagen im Falle von Krankheit, Unglücksfällen und Hilfsbedürftigkeit aller Art zur Verfügung stehen. Die Lösung des Arbeitsverhältnisses sollte jederzeit mit Hinausbezahlung des angesammelten Kapitals möglich sein, um der Erschlaffung entgegenzuarbeiten und die Möglichkeit zu geben, untauglich gewordene Arbeitskräfte abzustoßen und durch taugliche zu ersetzen, wenn es nicht möglich wäre, bei geminderter Arbeitsfähigkeit eine minder anstrengende Arbeit zu finden.

Die Arbeiter sollten 5% ihres Lohnes zurücklassen, 5% die Gewerkschaft zuzahlen. Wieder sollten 4% der Hilfsbedürftigkeit der Gegenwart dienen und 6% auf Kapitalskonto jedes einzelnen gutgebracht werden. Die Rücksicht auf die viel größeren Geldbeträge, die hier bei der vielfach größeren Zahl der Arbeiter für das Werk in Frage kamen, hat mich zu dieser Differenzierung bestimmt. Lieber hätte ich Beamten und Arbeitern ein gleiches Minimum der Fürsorge zugewendet, was sicher besser gewesen wäre.

Die Vorzüge dieser, als etwas Besseres erstrebten Einrichtungen schienen mir zu sein:

a) Eine eher reichliche Fürsorge für die Bedürfnisse der jeweiligen Gegenwart, mit 4% des Verdienstes bemessen und in autonomer Weise eine den vielseitigen, von Fall zu Fall sich einstellenden Bedürfnissen entsprechende Verwendung gestatten. Als eher reichlich hat sich diese Quote in der Tat erwiesen in vortrefflicher Krankenpflege, Spitalseinrichtungen und ausreichender Hilfe in allen möglichen Fällen von Unglück des Einzelnen. Die hiebei erzielten Überschüsse haben einen namhaften Teil der Auslagen für die Er-

richtung des Werksspitales bestritten, ebenso wie später die Überschüsse des Konsumvereines unter Zustimmung der gesamten an diesem Konsumverein teilnehmenden Bevölkerung, wie ich glaube, die größere Hälfte der Baukosten der Kirche von Witkowitz deckten. Ohne diese Hilfe wäre es mir nicht möglich gewesen, beide Objekte so durchzuführen, wie es geschah, denn nur Herr W. v. Gutmann hatte damals schon einen so weiten Blick, die Richtigkeit meiner Maßnahmen zu erkennen, ein Verständnis, das bei Herrn Dub und Herrn David Ritter v. Gutmann noch völlig fehlte.

b) Die Qualität in der Aufwendung von Intelligenz und Fleiß jedes Einzelnen sollte eine steigende werden. Schon das Bewußtein eines, wenn auch noch so kleinen Kapitalsbesitzes hebt den Menschen, übt einen Anreiz, dieses Kapital zu vermehren, sei es durch Sparsamkeit in der Lebensführung, sei es durch Aufwand von mehr Intelligenz, mehr Fleiß, auch Mehrausgabe von körperlicher Kraft, sei es durch die immer hochgeschätzten Eigenschaften der Ehrlichkeit und Verläßlichkeit. Daß größere, auch längere Zeit hindurch geleistete Dienste eine entsprechend größere Kapitalsansammlung erzielen, müßte von Jedermann begriffen und für recht und billig erkannt werden.

c) Die große Zahl der durch tüchtige Arbeit erworbenen kleinen oder größeren, wenn auch als mäßig zu erwartenden Kapitalsansammlungen würden in der Regel bei schwindender Arbeitskraft, von den bei tüchtiger Arbeit viel intelligenter gewordenen kleinen Kapitalisten zum Ankauf eines Stückchens Grund und Boden, zur Errichtung von Wohnstätten, zu intensivem Feld- und Gartenbau verwendet, schon als mögliches Erbe gute und hilfreiche Beziehungen der jüngeren zur älteren Generation sichern. Dies, so gaubte ich, würde die Regel sein. Die etwaige Abweichung von dieser Regel schien mir ein Mangel des Systems zu sein.

Möglich ist es, und auch während der durch 16 Jahre geübten Praxis der öfter erfolgten frühzeitigen Lösung des Arbeitsverhältnisses beobachtet worden, daß das bisher angesammelte Kapital leichtsinnig vergeudet wurde. In Fällen, in welchen man dies vermuten durfte, konnte die Hinausbezahlung des Kapitals in die Form einer Leibrente bei einer Versicherungsgesellschaft gebracht werden.

Ich glaube, daß Witkowitz in so kurzer Zeit so ausgezeichnete Arbeitsleistungen sowohl bei Beamten wie bei Arbeitern aller Art erreichte und daran festhielt, verdankte es zu gutem Teile diesen Institutionen. Die denselben anhaftenden Mängel haben sich nur in verschwindend kleinem Maße fühlbar gemacht.

Als ich Witkowitz im April 1893 verließ, war die Summe der Kapitalsansammlung unserer Beamten K 723.000, unserer Arbeiter K 4,583.000.

Leider konnte dieses Experiment nicht zu einem völligen Erkennen seiner Güte fortgeführt werden, 16 Jahre waren dafür zu kurz, 25, ja 30 Jahre treuer fleißiger Arbeit hätten einige Sicherheit bezüglich seiner Güte oder Mängel gewinnen lassen.

Die Mängel der alten Bruderladen waren indes so auffällig geworden, daß sich endlich die Gesetzgebung damit beschäftigte, sie zu beheben. Den Mangel an Deckungskapital für die übernommenen Verpflichtungen hat man durch das Gesetz in der Tat behoben, der Gestaltung von Anreiz zu intelligenterer und größerer Arbeitsleistung hingegen keine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Und doch scheint mir die durchaus mögliche Anregung zu größerer Intelligenz und zu größerem Fleiß der Massen das einzige Mittel zu sein, die entsetzlichen Schäden des heute waltenden Weltkrieges verhältnismäßig rasch wieder gut zu machen. Ich bin fest überzeugt, daß es auch, auf die Entlohnung der im Staatsdienste arbeitenden Kräfte richtig angewendet, eine außerordentlich quantitative Ersparnis und eine außerordentliche Steigerung der Qualität dieser Diener des Staates mit sich bringen würde. Es würde Staunen erregen, was das vorhandene Menschenmaterial zu leisten imstande ist, wenn sich die Umstände so gestalten ließen, daß Intelligenz, auch Fleiß, annähernd sicher ihren Lohn fänden, geistige und körperliche Trägheit dagegen sich mit dem schmalen Brot, man könnte es mit Recht Gnadenbrot nennen, begnügen müssen, das ihnen gebührt. Aber Hilfe in allen nie vermeidlichen Unglücksfällen, das ist kein Gnadenbrot und man kann ersehen, wie hoch ich diese Fürsorge einschätzte, da ich sie mit 4% der Rücklagen in Rechnung stellte.

Ein Beispiel, welch schädliche Folgen aus einer oberflächlich bedachten Gesetzgebung erwachsen können, weist heute die englische Gesetzgebung auf, die das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und

Arbeitnehmer regelt. Sie läßt aber auch erkennen, welch großen Einfluß jede Gesetzgebung auf die Gestaltung der jeweiligen Umstände nimmt. Gestalten sich die Umstände so, daß kein oder nur ungenügend Anreiz dafür vorhanden, größere Intelligenz und Arbeitskraft aufzuwenden, so ist ein Rückschritt, mindestens ein Stillstand gegenüber der bisher erreichten Qualität der arbeitenden Menschen eine unvermeidliche Folge.

Bis in die achtziger Jahre sehen wir fast alle Fortschritte in der Eisen- und Stahlindustrie von England ausgehen, mit Ausnahme des Regenerativsystems Siemens, das in Deutschland erdacht, seine Anwendung und Fortbildung in den Winderhitzungsapparaten Cowpers und Witthwels und in den Flammöfen von Martin fand. Die geschlossene Brust der Hochöfen ist zuerst in Österreich angewendet, der mechanische Einsetzapparat zuerst in Witkowitz in Gebrauch gekommen, aber bis dahin ist mit allen Fortschritten der Technik England vorausgegangen. Der Gebrauch der mineralischen Kohle, der Puddel-, der Bessemerprozeß, die Anwendung der Ideen Siemens in den Cowper- und Witthwelapparaten, der Thomasprozeß mit seiner Nutzbarmachung des Phosphors für die Landwirtschaft, die Soaking pits von Giers, die Konstruktion von immer größeren Werkzeugen aller Art, mit alledem ist England vorausgegangen und hat hiedurch der Menschheit die größten Dienste geleistet. Von nun an nimmt Deutschland die Führung, dank seiner besseren und allgemeineren Schulbildung. Liebig, Hoffman und vor allen Siemens sind nun die Führer des technischen Fortschrittes. Die Heranziehung der Elektrizität durch Siemens nimmt nun den gewaltigsten Einfluß in allen technischen Fortschritten.

Nun scheint dieses Fortschreiten Englands plötzlich aufzuhören. Gesetze stabilisieren dort mehrfach geübte und bequem gefundene Gebräuche. Sie schränken die Freiheit des Unternehmers ein, er kann nicht mehr seine Arbeitskräfte wählen, er muß sie nehmen, wie die Gewerkschaften sie ihm bieten. Er kann nicht mehr schlechte Arbeitskräfte abstoßen, gute bevorzugen, beide müssen in gleicher Weise bezahlt werden. Es fehlt der Anreiz für bessere Leistungen, es fehlt aber auch jede Aneiferung, bestehende Einrichtungen zu verbessern. Als ich das letztemal in England war, schien dies schon deutlich bemerkbar. In Deutschland, Amerika, wohl auch in Japan entwickelte sich die Industrie unter Umständen, die einen größeren An-

reiz bieten für die Aufwendung von Intelligenz und Fleiß. Und alles Bemühen, durch Gewalt tüchtiger gewordene Konkurrenten zu erdrücken, wird England nichts nützen, wenn es nicht die Fehler in seiner Arbeitergesetzgebung erkennt und verbessert.

In den die Arbeitergesetzgebung der industriell entwickelten Länder beeinflussenden Ideen sind 2 weit auseinandergehende Richtlinien erkennbar. Die eine derselben führt zu einem beständigen Kampfe der Arbeiter, um einen möglichst hohen Lohn zu erreichen, ja, wenn nötig, durch Massenwirkung zu erpressen. Das Unverständnis der großen Massen ermöglicht dann ehrgeizigen, auch selbstsüchtigen Führern derselben, dies Ziel auch zu erreichen bis an die Grenze hin, wo die Existenzmöglichkeit der ganzen Organisation in Frage kommt, weil die für Erhaltung und Verbesserung der Werkseinrichtungen nötigen Mittel nicht in genügendem Maße erübrigt und verwendet werden, und der Unternehmer oder die denselben vertretenden Direktoren, jene der Gesamtorganisation völlig unentbehrlichen Arbeitskräfte, schon durch Minderbefähigte ersetzt werden müssen. So ist es in England der Fall.

Ich bin mir völlig klar bewußt, daß die Teilung und fast feindliche Gegenüberstellung von einander völlig unentbehrlichen Gliedern derselben Organisation ein verhängnisvoller Irrtum ist. In Verhältnissen, wie sie heute bestehen, in welchen nicht mehr die Knute oder noch grausamere Zwangsmittel eine erhöhte Arbeitsleistung erzwingen können, ist es nur eine willige, ja freiwillige Mehrleistung, zu der die zweite Richtlinie führt. Nicht die Trennung, das möglichste Zusammenfassen des Interesses des Arbeitnehmers wie des Arbeitgebers scheint mir die Grundbedingung jeder gesteigerten Leistung für Beide. Arbeitsorganisationen, wie sie z. B. Krupp, ja auch Witkowitz seit mehr als einem Vierteljahrhundert besitzen, und heute bei den meisten blühenden Großindustrien Deutschlands und Österreich-Ungarns bestehen, weisen glänzende Erfolge des Arbeitgebers auf, die Arbeitswilligkeit der arbeitenden Massen zu gewinnen und zu steigern, bei ebenso glänzendem Erfolg der ganzen Organisation durch die Summe der gesteigerten Arbeitsleistung jedes Einzelnen, seien es die höchst qualifizierten Arbeitskräfte, die so häufig die Stelle des Unternehmers vertreten müssen, seien es die minder qualifizierten, deshalb auch minder entlohnten Arbeitskräfte, denn auch ihnen wird die möglichste Fürsorge in der

Not des Lebens und die Möglichkeit des Aufsteigens in höhere Kategorien, zumal in den folgenden Generationen erleichtert.

Eine gleichmäßige, für Alles aus irgend welchen Lohnverhältnissen resultierende, durch Gesetz erzwungene Fürsorge erscheint mir besser als die heute gesetzlich festgelegten Fürsorgen, was ich damals immer lebhaft befürwortet habe, ohne ein genügendes Verständnis hiefür zu finden.

Wenn man die in Witkowitz von mir gewählten Ziffern zugrunde legen wollte, könnte ein Staatsgesetz verordnen: daß von allen zur Auszahlung gelangenden Löhnen und Gehalten ohne Ausnahme 7% gekürzt, und die Löhne und Gehalte bezahlenden Faktoren verhalten wären, diese 7% und weitere 7% des Dienstgebers in vom Staate gekauften Marken in ein Lohn- und Gehaltsbuch einzukleben. Hiemit wäre zunächst die finanzielle Deckung einer Fürsorge aller im Lohne oder für Gehalte arbeitenden Menschen gewonnen. Das mit vom Staate gekauften Marken an eine staatliche Behörde beständig einfließende Kapital wird von dieser Behörde gewissenhaft verwaltet und mit 4% pro rata temporis verzinst und gutgeschrieben. Was durch Ausleihen oder zweckmäßige Anlegung des Kapitals über 4% hinaus verzinst werden kann, würde voraussichtlich die Spesen der Verwaltung reichlich decken. 10% des Lohnes oder Gehaltes mit zulaufenden Zinsen wäre eine unter allen Umständen gesicherte Kapitalsansammlung, die nach erreichtem 60. Jahre seinem Eigner hinausbezahlt wird, wenn nicht Umstände vorliegen, welche die Umwandlung des Kapitals in Leibrente zweckmäßig oder aber auch eine frühere Hinauszahlung dem Eigner besonders dienlich erscheinen lassen. 4% des Lohnes oder Gehaltes können auf Wunsch des Lohnbuchbesitzers Krankenkassen und Unfallsversicherungen zugewendet und vom Staate an die vom Eigentümer bezeichneten Institute überwiesen werden. Was nicht so überwiesen ist, fällt der Kapitalsansammlung zu.

Irgend eine Erhöhung der minimalen Grundziffern auf 8% des Lohnes und Gehaltrücklasses, ja 10% und auch darüber hinaus und der gleiche Zuschuß seitens des Dienstgebers würde jederzeit beliebig möglich sein, ohne irgend eine Komplikation der Verrechnung mit sich zu bringen. Die Kapitalsansammlung würde dann rascher und ausgiebiger erfolgen.

Dies Thema hat mich in den letzten Jahren in Witkowitz lebhaft beschäftigt, aber ich habe nur wenige Menschen gefunden, die den hohen Wert der Verbesserung der Qualität der arbeitenden Menschen in seinem großen Einflusse zu begreifen schienen. Die große Mehrzahl ist ja leider immer außerordentlich oberflächlich (ich bin es ja selbst auch in gewissem Maße) und hängt an dem Bestehenden, wenn es auch als schlecht oder doch als unzureichend erkannt wird. Aber daß eine solche Organisation etwas viel Besseres an arbeitenden Kräften schaffen würde, viel intelligenter das in der Tat immer bestehende gemeinschaftliche Interesse des Arbeitgebers und Arbeitnehmers begreifend, und deshalb ein gewissenhafteres und pflichttreueres Menschenmaterial erzielen würde, ist heute noch ebenso meine Überzeugung wie damals, als ich in Witkowitz Verbesserungen durchzuführen mich bemühte und in Wort und Schrift hiefür eintrat.

In den 5 Monaten, die das Abreißen des Unbrauchbaren, die Nivellierung der Hüttensohle, die Eindeckung, Fundierung und Aufstellung der ersten Walzenstrecke und ihrer Öfen und Kessel erforderte, wobei sich die jungen Ingenieure Beutel und Krueg sehr tüchtig erwiesen und die von mir erhöhten Bezüge reichlich durch die freudig gesteigerten Arbeitsleistungen hereinzubringen sich bemühten, fand ich die Zeit für 2 Reisen. Die erste war eine Reise nach England, um dort zu lernen, was mir für Witkowitz nützlich erschien.

Die Roheisenproduktion nächst Middlesborough hatte, seit man ein früher als merglichen Kalkstein angesprochenes Material auf einmal als brauchbares, sehr gut zu verhüttendes Eisenerz erkannt hatte und in ausgedehnten Lagern vorfand, rasch eine riesige Größe angenommen. Oft waren es mäßig bemittelte aber begabte Männer, die entweder durch gelegentlichen Ankauf von Grundkomplexen, öfters noch durch Verträge mit Grundbesitzern das Recht des Abbaues der Erze erwarben und auf dem Wege der Hochofenpraxis Erz in Geld verwandelten. Die neuesten und großartigsten Einrichtungen hiefür mußten dort gesucht werden. Was ich vor 3 Jahren bei meinem ersten Besuche Englands infolge des Bruches meiner Walzwerkmaschine in Teplitz zu sehen versäumt hatte, wollte ich nachholen. Daß ich die gußeisernen Apparate für Erhitzung der Gebläseluft mit ihren häufig störenden Undichtheiten auswechseln und

an ihre Steile Cowper- oder Witthwel-Apparate stellen mußte, war mir klar. Beide Systeme, von denselben Grundideen ausgehend und dasselbe erstrebend, waren auch in ihrer Ausführungsform wenig verschieden. Die Wahl war zu treffen. Beide Systeme konnte ich in Middlesborough oft nahe nebeneinanderstehend vergleichen, und sie ergaben, wie mir vorkam, gleich gute Resultate; doch schien mir der etwas neuere Witthwel-Apparat kleine Vorzüge in der Konstruktion zu zeigen.

Der Erfinder der Witthwel-Apparate, fürchtend, ich könnte für Cowper gewonnen werden, gewährte mir sehr niedrige Ausführungslizenzen, die ihn zur Lieferung der Zeichnungen und Ratschläge aller Art verpflichteten.

Witthwel ist mir als großer, breitschultriger, intelligenter Mann in Erinnerung, viel mehr Techniker als Kaufmann. Er erzählte viel und eingehend von einem großen Erzvorkommen, das er wenige Monate vorher in Ohio (Vereinigte Staaten von Amerika) gesehen hatte und welches ermöglichen würde, Roheisen noch billiger herzustellen wie in Cleveland. Seiner Meinung nach wäre dies die Örtlichkeit, auf welcher Roheisen am billigsten herzustellen wäre.

Ich mußte mit ihm an den Festlichkeiten einer Horse and Dog Show (Ausstellung von Pferden und Hunden) teilnehmen, für die ganz Cleveland das größte Interesse zu haben schien. Selbst die Hochöfen hatten für den Tag der Eröffnung Feiertag.

Er machte mich mit seinem Bruder Thomas bekannt, einem besonders schönen Manne, augenscheinlich mehr Kaufmann als Techniker und nach dem bald darauf erfolgten Tode seines älteren kinderlosen Bruders (infolge einer Verbrennung bei einem Durchbruche des flüssigen Eisens) der Erbe des Namens und Vermögens seines schon berühmten älteren Bruders.

Ein Pferderennen, an dem auch die Söhne und Töchter der durch Verkauf erzführender Grundkomplexe reich gewordenen Grundbesitzer aktiv teilnahmen, gab mir Gelegenheit, viel englisches Volk aller Schichten zu sehen, mit vielen in der Eisenindustrie einen bedeutenden Rang einnehmenden Männern bekannt zu werden, auch mit Mr. Giers, dem Erfinder der vielfach ausgeführten patentierten Gichtaufzüge und Winderhitzungsapparate. (Beide, die neuesten ihrer Art, hatte ich erst kurz vorher in Schwechat bei Wien bei einer neuen großen Hochofenanlage der Innerberger Gewerkschaft gesehen.)

Viele Hochofenanlagen in Cleveland fanden es indessen schon damals konvenabel, nicht die billigen Clevelander Erze, für deren Verarbeitung sie errichtet waren (etwas phosphorhältig und deshalb eine mindere Qualität ergebend), sondern phosphorarme Erze aus Algier und Spanien zu verwenden, um ein für den Bessemerprozeß geeignetes und höher bezahltes Roheisen herzustellen und dann auch im Anschlusse an die Hochofenwerke große Bessemerstahlwerke zu errichten.

Es war eine 14 Tage währende Reise, auf Middlesborough und dessen Umgebung beschränkt.

Der zweite, nur 4—5 Tage in Anspruch nehmende Ausflug ging nach Eisenerz und sollte zwei Zwecken dienen.

Es war mir schon in den ersten Tagen in Witkowitz erkennbar geworden, daß ich vor allem die großen Quantitäten von Roheisen minderer Qualität, die in Witkowitz, aber auch bei der Hochofenanlage der österr.-ung. Hochofengesellschaft in Mähr.-Ostrau lagen, zu verarbeiten und zu Geld zu machen hätte. Alle Versuche, dieses Eisen, selbst zu sehr billigen Preisen, zu verkaufen, waren vergeblich geblieben. Hiezu kamen noch die großen Quantitäten von Gußbrucheisen, die sich beim Abreißen des alten Unbrauchbaren ergeben mußten.

Für die Verarbeitung des letzteren mußte Oberingenieur Geyser durch die Einrichtung für die Herstellung gußeiserner Rohre sorgen, was er schnell und mit gutem Erfolg fertig brachte, wobei gute Preise für das Fabrikat erzielt werden konnten. Aber besonders g u t e s Roheisen herzustellen, um viel schlechteres mit demselben aufarbeiten zu können, das war das Nötige.

Gebr. Gutmann bemühten sich eifrigst, billige Frachtsätze für Erze von Eisenerz nach Witkowitz zu erhalten und ich bearbeitete Generaldirektor Schuhardt der „Innerberger“, mir möglichst billige Preise ab Waggon Eisenerz zu stellen. Längere Zeit nicht zu einem befriedigenden Resultat kommend, beschloß ich, nach Eisenerz zu fahren und den Oberhutmann Heigl aufzusuchen. Dieser hatte, als ich vor 10 Jahren Eisenerz verließ, die Erzgewinnung am Erzberg mit so viel Energie und Geschicklichkeit betrieben, als dies einem tüchtigen Manne unter dem Kommando eines wenig fähigen und verschrobenen Bergrates irgendwie nur möglich war. Der Letztere hatte, bevor er nach Eisenerz kam, den im Staatsbetrieb stehenden

Goldbergbau in Rauris, wie ich vermuten konnte, eben zugrunde gerichtet. Vom Staate aufgelassen, wurde dieser Goldbergbau mit gutem Erfolg dann von einem zurückgebliebenen Hutmann wieder aufgenommen, dann nach dessen Tode zu allerlei spekulativen Schwindeleien mißbraucht und ist endlich nun wieder auf dem Wege zu achtbaren bergmännischen Leistungen.

Heigl und ich haben oft die Möglichkeit einer zukünftigen großen Entwicklung des Bergbaues am Erzberg besprochen. Von ihm konnte ich sicher erfahren, mit welch billigsten Preisen die Erze, in Waggons verladen, zu stellen möglich wäre, wenn er etwa eine Million Meterzentner Erze mehr im Jahre zu liefern und für die Gewinnung derselben freie Hand hätte. — Beide, sowohl den verschrobenen Bergrat, wie den tüchtigen Heigl, hatte der Tod mit sich genommen. Aber meine älter gewordene Wirtin, Frau Brod, empfing mich mit denselben Worten: „Was machen Sie denn hier, Kupelwieser?", wie sie mich vor 9 Jahren ansprach, als ich, über den 4 Tage verschneiten Prebichel kommend, ganz unerwartet in Eisenerz erschien. Obwohl der Bergbau nun schon das Vierfache leistete wie vor 10 Jahren, war die Gesellschaft, die sich bei Frau Brod zum Abendessen zusammenfand, sehr klein geworden. Ich, dann der Leiter der Hofjagden im dortigen Revier und Frau Brod, die sich an unseren Tisch setzte, konnten allein uns noch in Erinnerungen finden, die 10 Jahre zurückreichten. Und diese Erinnerungen waren auch schon Mythen geworden, mit hinzugefügten und weggelassenen Einzelheiten. War es vielleicht auch schon eine Mythe, daß Frau Brod sagte, ich hätte, als ich in Eisenerz war, ihr als Wirtin nicht viel zu verdienen gegeben, ob ich aber nicht gemerkt hätte, daß ich immer das beste Stück Fleisch erhielt? Ich antwortete, daß ich mich erinnere, sehr gut und zu billigen Preisen bei ihr gespeist zu haben. Oh, das ist nicht so, erwiderte Frau Brod, der Kellnerin habe ich immer gesagt, das beste Stück gehört für Kupelwieser und wissen Sie warum? Es waren viele junge Herren vor und nach Ihnen hier, aber Sie waren der Einzige, der mich immer pünktlich bezahlte und mir nie einen Kreuzer schuldig geblieben ist. Und für die Kellnerin haben Sie auch noch alle Monat einen Gulden übrig gehabt. — Ist es nicht doch Eitelkeit, der ich mich ja immer möglichst fernzuhalten bemühte, die mich diese Worte der Frau Brod nicht vergessen ließ?

Ein wenig besser orientiert darüber, welcher Teilbetrag für

die geförderten Erze, für Arbeitslöhne, und welcher für Gewinn der Gesellschaft in Rechnung zu stellen käme, kehrte ich zurück. Bei dieser Gelegenheit suchte ich meinen Bruder Franz, Professor der Eisenhütteninduſtrie, in Leoben auf und bat ihn, unter den vielen Schülern, die ihm in den letzten 10 Jahren untergekommen waren, mir den Geeignetsten zu nennen, den ich etwa für den Hochofenbetrieb in Witkowitz in Aussicht nehmen könnte. Dies war das zweite Motiv für diesen kurzen Ausflug in die steirischen Berge.

Ein Abschluß für die Lieferung von einer Million Zentner Innerberger Erze wurde fertig gebracht und zu so annehmbaren Preisen, daß das aus diesen Erzen erzeugte Roheisen vorzüglicher Qualität sich billiger stellte als jenes, das mein Vorgänger unter Benützung der eigenen mährischen und ungarischen Erze herzustellen in der Lage war. Hiedurch war zunächst die Möglichkeit gewonnen, Fabrikate von guter Qualität zu erzeugen, präzise Arbeit zu liefern und vereinbarte Termine einzuhalten.

Es hierin unseren Konkurrenten auf dem Markte gleich zu halten, ja dieselben möglichst zu übertreffen, schien die nächste Aufgabe zu sein. Sie wurde mit einer mich selbst überraschenden Schnelligkeit bewältigt, die mich mit Vertrauen und Liebe zu den beständig vermehrten Arbeitskräften erfüllte, die Witkowitz benötigte.

Meine Beziehungen zu den Besitzern von Witkowitz haben sich in den ersten Jahren fast ausschließlich auf den Verkehr mit Herrn Wilhelm Ritter von Gutmann beschränkt. Dessen Bruder David, der einige Jahre früher in das Geschäft seines Bruders aufgenommen worden war, hatte sich allmählich zum Chef und Leiter des großen Kohlenhandels des Hauses Gebr. Gutmann emporgeschwungen. Er hatte hiemit seinem älteren, viel begabteren Bruder Wilhelm einen großen Teil der Details des Kohlengeschäftes erspart und dadurch die Möglichkeit geschaffen, daß sein älterer Bruder (nicht wenig beeinflußt von den Anschauungen seiner zweiten Frau, einer gebildeten Dame) sich mit Ideen und Arbeiten beschäftigte, die weit über die, wenn auch noch so ausgedehnten Beziehungen eines Handelsgeschäftes hinaus gingen. Als ich dessen Haus kennen lernte, fand ich, daß eine besonders erlesene Gesellschaft der begabtesten Männer Wiens in warmem Kontakte mit dem Hausherrn und dessen Gattin stand. Ich brauche nur Namen zu nennen wie Eduard Sueß, Präsident der Akademie der Wissenschaften, den großen Künstler

Zumbusch, den berühmten Chirurgen Billroth u. v. a. Es ist begreiflich, daß ich bei einem solchen Manne die wärmste Aufnahme und die größte Sympathie für mein Bemühen fand, das unter meinen Händen werdende Geschäft immer in Beziehung zu bringen zu größeren und weiteren Aufgaben und zu einer würdigeren Gestaltung der sozialen Verhältnisse, in welche die moderne Industrie als ein wichtiger Faktor eintrat.

Daß es mir möglich war, einen so bedeutenden Anteil der Werkserträgnisse zur Schaffung humanitärer Einrichtungen aufzuwenden, verdanke ich ausschließlich dessen Verständnis und dessen warmer Förderung meiner Bestrebungen, wobei er in der Steckung wünschenswerter Ziele mich sogar nicht selten überbot.

Sein Bruder David stand allen diesen Bestrebungen anfangs gleichgültig, dann eher kühl und schließlich in den letzten Jahren eher feindlich gegenüber. Es war Ansichtssache. Er glaubte, daß sein Bruder und ich in dieser Richtung zu weit gingen. Auch meinte er wohl, es sei jederzeit, Allem vorangehend, in dem Interesse des Hauses gelegen, daß er immer auf Seite des mächtigen Prokuristen des Hauses Rothschild stehe, sich prinzipiell wenig kümmernd, was etwa recht oder unrecht, was verständig oder unverständig wäre.

Mit dem Hause Rothschild hatte ich in dem ersten Jahr nur mit der Persönlichkeit des Prokuristen zu tun, und Baron Rothschild hatte nach einem Jahre, oder darüber hinaus, noch immer nicht das Bedürfnis gefühlt, seinen, wie Herr von Gutmann meinte, verdienstvollen Direktor persönlich kennen zu lernen.

Herr Dub war ein begabter Mann, der vom kleinen Beamten sich als geschmeidige und geschickte Arbeitskraft zum ersten Prokuristen des Hauses Rothschild emporgearbeitet hatte und durch dienstwillige, niemals widersprechende Gefälligkeit sich bei seinem Herrn und Gebieter beliebt zu machen wußte, seinen Kollegen in der Prokura, Herrn von Goldschmied, eine vornehme und nicht streberisch veranlagte Natur, dagegen ziemlich bei Seite geschoben hatte.

Erst im zweiten Jahre nahm Baron Albert Rothschild in einzelnen Fällen vorübergehend persönlichen Einfluß auf einige Angelegenheiten des Werkes, was mich dann in persönliche Berührung mit ihm brachte. Ich hatte vom Anfang an den Eindruck, mit einem begabten Manne zu tun zu haben, der sich indes einer Reihe

von mit Liebe und Geschick betriebenen Beschäftigungen hingab, aber kein Interesse für die industriellen Einrichtungen hatte, die im Besitze seines Hauses waren. Er schien dieselben eher als eine unbequeme Last zu empfinden.

Es war leicht erkennbar, daß der Prokurist in seinem Interesse eifrig bestrebt war, diese Interesselosigkeit seines Herrn zu erhalten, womöglich noch zu steigern, weil sie die Quelle war, auf der seine Macht fußte und sich sein scharfer Verstand in nicht ganz uneigennütziger Weise geltend machen konnte.

Das rasche Herausarbeiten von Witkowitz, scheinbar durch die Gestaltungskraft seines neuen Direktors, in Wirklichkeit jedoch auch durch das Verständnis des Herrn Wilhelm v. Gutmann, hatte ihm keine Freude bereitet. Er erblickte darin eher eine Gefahr für seine damals große Position im Hause Rothschild und bemühte sich, Mißtrauen gegen mich und Herrn W. v. Gutmann bei Herrn Baron Albert Rothschild zu erwecken, und für ein wirkliches Verständnis und freudiges Zusammenarbeiten mit dem Hause Rothschild war leider durch diese Persönlichkeit kein Raum gelassen.

Daß die Erwerbung des Teplitzer Walzwerkes nicht so erfolgte, wie Herr W. v. Gutmann und ich beabsichtigten und dann hieraus später so komplizierte und widerliche Verhältnisse resultierten, wie ich sie in meinem Nachruf bei Wittgensteins Tod schon geschildert habe, daran waren die verwirrenden Intrigen des Herrn Dub schuld, der hiebei zunächst von dem Wunsche geleitet wurde, seinem Schwager in irgend einer Weise im Hause Rothschild Geltung zu verschaffen.

Herr W. v. Gutmann hatte so wie ich die Fähigkeiten Wittgensteins erkannt. Diese Fähigkeiten durch Vermittlung des Teplitzer Walzwerkes, auf dem Wege der Erwerbung desselben, in die Dienste des Hauses Rothschild und Gebr. Gutmann zu stellen, schien ihm und mir wertvoller als die Bestrebungen Dubs, seinen Schwager in die Dienste des Hauses Rothschild zu bringen. Diese Gelegenheit wurde aber durch die Intrigen des Prokuristen Dub versäumt, Wittgenstein hatte dann seinen eigenen Weg genommen, und dies in ziemlich großartiger Weise, die nicht immer ganz mit dem Interesse des Witkowitzer Werkes zusammenfallen konnte.

Als Herr W. v. Gutmann im Frühjahre 1877 erkannte, daß ich mit den Arbeiten in Witkowitz auf gutem Wege zum Besseren

sei, brachte er Herrn Grafen Emanuel Andrassy, den Präsidenten der österr.-ung. Hochofengesellschaft in Ostrau, zu mir nach Witkowitz. Beide Herren baten mich, auch dieser Industrie neues Leben einzuflößen. Ich sollte in den Verwaltungsrat eintreten, die Situation der Gesellschaft prüfen und Vorschläge für die Bessergestaltung machen.

Aber Witkowitz und auch Teplitz, dessen Direktor ich damals noch war, hatten mir so viel zu tun gegeben, daß ich bisher wenig Zeit für diese Nachbargesellschaft übrig hatte, obwohl ich wußte, daß die Häuser Rothschild und Gebr. Gutmann, wie ich glaube, mehr als drei Viertel sämtlicher Aktien besaßen. Das Teplitzer Walzwerk mußte nun doch einen eigenen Direktor erhalten. Ich konnte für die Dauer die Leitung von Teplitz unmöglich von Witkowitz aus besorgen. Karl Wittgenstein wurde, den Statuten der Gesellschaft entsprechend und im völligen Einverständnis mit Witkowitz, als mein Nachfolger dort bestellt. Ich hatte mit ihm vereinbart, daß wir bei allen Offerten und Lieferungen von Stahlschienen gemeinschaftlich vorgehen wollten, was ja ganz natürlich war, weil die Besitzer von Witkowitz die Majorität der Aktien von Teplitz besaßen. Dieses Zusammenarbeiten war schon der Beginn der späteren Gestaltung des Schienenkartells, in dem sich alle österreichischen Werke, die Stahlschienen fabrizierten, zusammenfanden. Den Anschauungen unseres Wiener Vertreters Rotballer schien dies vollkommen zu entsprechen. Er fand bei dem raschen Erstarken von Witkowitz, in der Lieferungsfähigkeit anderer Fabrikate die Möglichkeit, die ersten Eisenhandlungsfirmen von Wien, ich nenne hier nur die Namen Frankl, Bruckner, Szalley und Andere, als Kunden zu gewinnen und dauernd festzuhalten, zum Vorteile für Witkowitz, aber auch zum Nutzen dieser Firmen, deren Geschäfte mit dem rasch wachsenden Witkowitz an Ausdehnung sehr zunahmen.

Daß ich im ersten Jahre in Witkowitz noch der Direktor des Teplitzer Walzwerkes war, ist mir sehr nützlich gewesen. Ich konnte mir von dort leihweise Arbeitskräfte beschaffen und den Buchhalter Drasdik für einige Monate nach Witkowitz nehmen, um die mir so wichtig erscheinenden monatlichen Betriebskalkulationen bei unseren einzelnen Betrieben einzuführen, für welche die Rechnungsführer erst herangeschult werden mußten. Erst nachdem diese Aufgaben einigermaßen bewältigt waren, konnte ich den Wünschen des

Herrn W. v. Gutmann bezüglich der österr.-ung. Hochofengesellschaft nachkommen. Ich hatte vorläufig den Bezug guter Erze vom steirischen Erzberg gesichert und bald gefunden, daß das aus diesen Erzen erzeugte Roheisen nicht nur viel besser, sondern auch wesentlich billiger war als jenes, das unter Verwendung unserer eigenen mährischen Erze und der oberungarischen Spateisensteine unter meinem Vorgänger erzeugt wurde. Aber die Spateisensteine Oberungarns waren viel näher gelegen wie der steirische Erzberg und verdienten deshalb die größte Beachtung, und ich wollte bald dazu gelangen, diese Erzvorkommen gründlich kennen zu lernen. Es folgte etwa im Mai 1877 in Wien eine Verwaltungsratssitzung der österr.-ung. Hochofengesellschaft, in der ich in den Verwaltungsrat kooptiert wurde. Ich konnte aus den dringenden Bitten der damals anwesenden Verwaltungsräte Graf Emanuel Andrassy als Präsident, Graf Letellier in Vertretung des Grafen Larisch und W. v. Gutmann erkennen, welchen Wert sie darauf legten, daß ich die Interessen der Gesellschaft zu den meinen mache. Vor der Verwaltungsratssitzung hatte ich noch Gelegenheit, die, ich glaube 21 Protokolle sämtlicher Verwaltungsratssitzungen der Gesellschaft, seit ihrem Bestande, flüchtig durchzulesen. Es war ein tragisch-komisches Bild, das diese Protokolle boten. — Die großzügigen und kurzen Worte der ersten Protokolle ließen die Sicherheit erkennen, mit der man dem ganz unzweifelhaften Erfolg der Gesellschaft entgegensah. Aber jedes nächste Protokoll wurde länger, bis das letzte 27 Seiten umfaßte und ein Bild der Hilflosigkeit und Ratlosigkeit erkennen ließ, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Aus den polternden, oft witzigen Worten des Präsidenten war zu erkennen, daß er das schreckliche Fiasko der Gesellschaft ausschließlich den Organen der Majorität, also Rothschild und Gutmann, zuschrieb. Während die Vertreter der Letzteren fest überzeugt waren, daß die Ursache dieses Fiaskos bei Grafen Andrassy lag, der die Lieferungen geeigneter Erze als durchaus gesichert geschildert und auch die von der Hochofengesellschaft erworbenen Erzgruben empfohlen hatte. Die Ansicht des Letzteren war, es sei ein Unsinn gewesen, eine Semmeringbahn (er sagte immer Simmering) zu einer einzelnen, weit oben im Gebirge liegenden Grube zu bauen, wie es die Gesellschaft getan hatte. Aus 10, ja 12 kleineren Gruben, wie sie dort vorhanden wären, mußten die Erze zusammengebracht werden, so wie er es für seine eigenen Hochöfen machte.

Wiederholt wendete er sich an mich, ich sollte zu ihm kommen, er wolle mir zeigen, wie die Erzbeschaffung hätte stattfinden sollen. Diese Einladung kam mir sehr gelegen, da ich ohnedies lebhaft wünschte, das uns näher gelegene Erzrevier möglichst kennen zu lernen. Es wurde gleich der Tag vereinbart, an dem mich Gall, der Direktor des gesamten Besitzes des Grafen Andrassy, in Station Iglo der Kaschau-Oderberger Bahn erwarten würde. Direktor Gall hatte ich schon in Ternitz kennen gelernt, als er oberungarisches Roheisen offerierte und lieferte. Direktor Tammele, der die 6 kleinen Holzkohlenhochöfen des Grafen Andrassy betrieb, war ein fleißiger und von mir geschätzter Kollege an der Leobner Bergakademie und so zweifelte ich nicht, daß mir ein wertvoller Einblick in das dortige Erzrevier bevorstehe, als ich wenige Tage später das Zusammentreffen in Iglo einhielt.

Vor allem wollte ich den Grubenbesitz der österr.-ung. Hochofengesellschaft kennen lernen. Eine ziemlich großartige Anlage von Röstöfen und zugehörigen Sturzplätzen an der Bahn, von dort eine, von tüchtigen Eisenbahningenieuren trassierte und durchaus vornehm gebaute, weit ins Gebirge hineinführende Eisenbahn für Lokomotivbetrieb, an deren Ende sich hoch im Gebirge die Erzgruben der Gesellschaft befanden. Im Vergleiche mit ähnlichen Vorkommen, die ich in den nächsten Tagen zu sehen Gelegenheit hatte, mußte man es ein mittelgroßes nennen, es war indes damals noch wenig aufgeschlossen. Die mir sichtbaren Erzgänge schienen etwas unter oder über 2 Meter Mächtigkeit zu besitzen und bestanden aus einem sehr schönen Spateisenstein, der, wie alle die vielen im dortigen Revier vorkommenden Gänge (ziemlich gleichmäßig eingesprengt) etwas Kupferkiese enthielt, der auch von anderen, Arsen, Quecksilber und silberhältigen Mineralien begleitet war. Wie ich in den nächsten Tagen an den vielen zerstreuten Gruben des Grafen Andrassy ersehen konnte, wurde überall ein sorgfältiges Durchkutten geübt. Die größeren Stücke, wie sie die Sprengung mit Pulver beim Brechen des Erzes ergab, wurden mit der Hand zerschlagen und, so gut man es konnte, die Kiese und deren mineralische Begleiter ausgeschieden.

Wenn größere Mengen dieses Materiales beisammen waren, wurden dieselben an nicht sehr entfernte Metallhütten verkauft. Schon in den ersten Tagen glaubte ich die Ursache des völligen Miß-

erfolges der ersten Betriebsperiode der Hochofengesellschaft klar zu erkennen. Der noch wenig aufgeschlossene Bergbau sollte schon den Betrieb der großartig angelegten Bahnanlage rechtfertigen. Die ohnedies bei der Entlegenheit der Grube schwer zu beschaffenden Arbeitskräfte wurden fast ausschließlich zur Gewinnung von möglichst vielem Erz verwendet. Der Aussortierung der Kupferkiese wurde nur sehr wenig oder keine Arbeit zugewendet und so kam es, daß das aus diesen Erzen erzeugte Roheisen einen zu hohen Kupfergehalt enthielt und sich als unverkäuflich erwies. Dieser Fehler im Betriebe des Bergbaues konnte noch im Betriebe des Hochofens ein wenig korrigiert werden. Würde man beim Verschmelzen in Ostrau etwa $^1/_3$ kupferfreie Erze mitverschmolzen haben, so würde der Kupfergehalt des Roheisens gesunken und das Eisen doch schon verarbeitbar und deshalb verkäuflich geworden sein.

Abends auf einer hohen, in waldigen Bergen gelegenen Jagdhütte des Grafen Andrassy anlangend, traf ich denselben, in liebenswürdiger Weise die ja allenthalben gerühmte ungarische Gastfreundschaft übend, die sich stets durch vortreffliche Speise und Trank und ungebundene freie Rede und Herzlichkeit auszeichnet.

In den nächsten 4 Tagen zeigte mir Herr Andrassy in Gesellschaft seines Direktors seine eigenen vielen Gruben und seine in den großen Wäldern zerstreuten kleinen Hochöfen, aber auch, was sonst an Erzvorkommen aller Art sehenswürdig erschien. Darunter auch die Kiesgruben von Schmölnitz, die mich sehr interessierten, da ich ja die aus diesen Gruben stammenden Kiesabbrände der Witkowitz nahe gelegenen Schwefelsäurefabriken als einen wichtigen Faktor der Erzversorgung von Witkowitz erkannt hatte. Mein Interesse für diese Kiese bemerkend, erbot sich Herr Direktor Gall, mir diese für 36 000 Gulden zu verschaffen.

Das letzte Objekt, das mir Graf Andrassy zeigte, war ein erst kürzlich von ihm erworbener Grubenmaßen- und Freischurfbesitz in Rudabanya im Borsoder Komitat, in einem Terrain, das zwischen den waldreichen Bergen des Gömerer Komitates und der ungarischen Tiefebene lag. Was ich dort sehen konnte, war etwa folgendes:

Einem Weingarten entlang strich eine niedere Felsenwand von etwa 120 Meter Länge aus schönem Brauneisensteine. In den nahen Weingärten überall schöne Erzstufen. Fast alle Häuser des von rein magyarischer Bevölkerung bewohnten Ortes waren aus Brauneisen-

stein gebaut. Dieser schien der nächste und deshalb bequemste Baustein zu sein. Schon als wir uns ohne eigentlichen Weg über Weideböden, die von schütter gestellten, mächtigen Eichen überschattet wurden, Rudabanya näherten, fielen mir flache Bodenerhebungen aus Eisenfrischschlacke auf. Hier mußten einmal im Wald zerstreut liegende, sogenannte Wolfsöfen mit von Hand bewegten Blasbälgen eine Eisengewinnung betrieben haben.

In der kleinen Kirche des Ortes stand ein Grabstein eines deutschen Bergmannes, ich glaube aus dem 15. Jahrhundert. Also eine alte menschliche industrielle Tätigkeit, völlig unbeachtet und vergessen von den Menschen, die jetzt diese Scholle bewohnen.

In dem an den gräflichen Besitz anschließenden Grubenbesitz des königlich ungarischen Ärars stieß ein kurzer Stollen durch lehmigen Sand auf schönen Brauneisenstein. Nach den Grubenverleihungskarten, die Direktor Gall präsentierte, konnte man den verhältnismäßig kleinen Besitz des Grafen Andrassy und die große Ausdehnung des ärarischen Besitzes ersehen. Dies schien mir doch eine wertvollere Sache als alles, was ich die Tage vorher im Zipser und Gömerer Komitat gesehen hatte.

Das Gesehene war vielversprechend, aber Anhaltspunkte für Ausdehnung und Mächtigkeit der Lager waren noch nicht vorhanden. Deshalb schlug ich Graf Andrassy vor, er solle der Hochofengesellschaft, deren Präsident er sei, diesen Besitz für die Gewinnung von Erzen überlassen, so wie es in England allgemein gebräuchlich ist, gegen Zahlung eines entsprechenden Preises für jeden Zentner gewonnener Erze, die abgeführt und zur Verschmelzung gelangen. Ich stellte ihm vor, daß der Mißerfolg der Hochofengesellschaft, den er immer den Firmen Rothschild und Gutmann zuschrieb, eigentlich von ihm verschuldet sei.

Er, als Präsident der Gesellschaft, hätte die Pflicht und auch die Macht gehabt, einen fähigeren Direktor zu bestellen, wenn er, wie er behauptete, gleich gesehen habe, daß die Sache ungeschickt angefaßt wäre. Daß er das nicht getan habe, sei sein Verschulden und er deshalb verpflichtet, soviel gut zu machen, als möglich wäre. Diesem Motive, wohl auch dem Umstande Rechnung tragend, daß Rudabanya die von seinem Waldbesitz entfernteste und deshalb für ihn unwichtigste Grube schien, unterschrieb Graf Andrassy einen von seinem Direktor und mir aufgesetzten Pachtvertrag, mit dem

er die ausschließliche Erzgewinnung auf seinem Grubenbesitze in Rudabanya bis zur Erschöpfung des Vorkommens der Hochofengesellschaft überließ, gegen Barzahlung von 4 Kreuzer für jeden Zentner des der Verschmelzung zugeführten Erzes.

Froh kehrte ich nach Wien zurück, um Herrn W. v. Gutmann die Resultate meiner Beobachtung mitzuteilen und die Ratifikation des von Graf Andrassy unterschriebenen Pachtvertrages durch die Hochofengesellschaft vollziehen zu lassen. So lange die letztere die Erze nicht brauchte, würde Witkowitz dieselben verwenden. Und wenn der Betrieb des Bergbaues den von mir vermuteten Wert bestätigen würde, sollten Schritte getan werden, auch den größeren anschließenden ärarischen Bergbau der Hochofengesellschaft zu sichern. Für diesen Fall hatte sich Graf Andrassy schon im Pachtvertrage zur möglichsten Hilfeleistung verpflichtet.

Von dem Erzgrubenbesitz der Hochofengesellschaft konnte ich Herrn W. v. Gutmann mitteilen, daß ich denselben dem großen Aufwand der Bahnanlagen gegenüber schwach in seinen Erzmitteln fände, daß der schädliche Kupfergehalt der schönen und reinen Erze nicht höher zu sein scheint als bei allen Spateisensteinen des dortigen Reviers. Ich hätte den Eindruck, daß in der Hast, dem noch wenig vorgerichteten Bergbau eine möglichst große, quantitative Leistung abzugewinnen, man das sorgfältige Ausscheiden der Kupfer- und Silbererze vor dem Röstprozesse sehr unvollkommen besorgt, ja vielleicht ganz unterlassen habe. Deshalb wurde ein zu hoch kupferhältiges Roheisen erzeugt, aus dem nur stark rotbrüchiger Stahl und Eisen gewonnen werden konnte.

Den Ankauf der Schmölnitzer Kiesgruben um 36.000 Gulden empfahl ich dringendst, irgend ein Verlustrisiko sei völlig ausgeschlossen. Herr v. Gutmann wollte und hat sicher hierüber mit Herrn Dub gesprochen, hatte aber eine schroffe Ablehnung seitens desselben erhalten. Diese Gruben wurden noch einige Jahre später zum Preise von 300.000 Gulden angeboten und leider wieder abgelehnt, obschon ich den Ankauf wieder in gründlicher Motivierung empfahl. Es waren Werte von Millionen, auf welche man durch diese Ablehnung verzichtete.

Der von mir für die Hochofengesellschaft proponierte und von Graf Andrassy schon unterschriebene Pachtvertrag für Rudabanya ist indes nicht ratifiziert worden. Es war das erstemal, daß

ich mit Herrn Baron Albert Rothschild in eine, wie ich bald erkennen mußte, wenig glücklich verlaufende Berührung kam. Der mir ganz unerwartete und sonderbar erscheinende Verlauf dieser Angelegenheit war zum Teile durch den bisherigen Mißerfolg der österr.-ung. Hochofengesellschaft verursacht. Graf Andrassy schrieb diesen Mißerfolg der unrichtigen Führung der Häuser Rothschild und Gutmann zu. In Wirklichkeit hatten Herr Wondraček und dessen Schwiegersohn als leitender Direktor der Gesellschaft sich hiefür zu verantworten.

Die Vertreter der Häuser Rothschild und Gutmann glaubten sich durch den von Andrassy empfohlenen, vielleicht auch von ihm gekauften Grubenbesitz betrogen. Mißtrauen und fast Haß konnte ich auf beiden Seiten erkennen, zumal bei Hern Dub, der Herrn Baron Albert Rothschild sicher völlig unrichtig informiert hatte. Herr Baron Albert Rothschild ließ mich kommen und sagte: „Er könne einen solchen Vertrag nicht auf seine Familie übernehmen". Er hatte offenbar den Wortlaut des Vertrages gar nicht gelesen. Ich bat ihn, dies doch zu tun, dann werde er sehen, daß von einer ewigen Last, die er immer wieder erwähnte, keine Spur im Vertrag enthalten sei. Nur wenn es uns konveniere, die Erze zu beziehen, würden wir einen kleinen Betrag für den Zentner bezahlen; wenn wir kein Erz beziehen, was ja ganz in unserem Belieben stand, hätten wir nichts zu bezahlen. Dies sei doch keine ewige Last. Es war aber ganz vergeblich, den Herrn Baron von seiner vorgefaßten Meinung, es liege eine ewige Last für seine Familie vor, abzubringen.

Meine Begründung, warum ich so großen Wert auf die Ratifikation des Vertrages lege, schien indes Eindruck auf ihn zu machen. Es sei heute noch nicht sicher, aber möglich, auch die ärarischen Gruben mit einem ähnlichen Pachtvertrag in die Hände zu bekommen und dann über Werte zu verfügen, die mit Millionen nicht zu teuer erkauft wären. Herr Baron Rothschild schien nachdenklich eine Lösung zu suchen. Er höre, Graf Andrassy sei in Wien, ich sollte denselben zu ihm bringen. Ich brachte Graf Andrassy. Die beiden Herren wollten die Sache allein besprechen und ich mußte im Nebenzimmer warten. In etwa 20 Minuten trat Graf Andrassy mit strahlendem Gesicht aus dem Zimmer des Herrn Baron heraus. Ich bin sehr zufrieden, sagte er. Herr Baron hat mir

650.000 Gulden für Rudabanya geboten und ich habe angenommen. Ich bin sehr zufrieden. Herr Baron Albert bestätigte mir dies dann und schien stolz darauf, die Sache in so großzügiger Weise gelöst zu haben. Auf die Frage, ob er für die Hochofengesellschaft oder für Witkowitz gekauft habe, antwortete er, für Witkowitz und die anderen Aktionäre werden wir hinaus bezahlen, Graf Andrassy hat es gewünscht.

Der Geldbetrag schien mir für ein noch so wenig gekanntes Vorkommen sehr hoch und ich hätte gezögert, den zehnten Teil in barem Gelde dafür zu bieten. Aber da war offenbar nichts zu machen, als sich in die Tatsache zu fügen.

Als wir aber schon nach wenigen Monaten die so prächtig zutage stehende Felswand aus Brauneisenstein weggenommen und etwa 380.000 Zentner Erze gewonnen hatten, war das Erz verschwunden. Wir hätten dem Grafen Andrassy nur 15.200 Gulden zu bezahlen gehabt, statt 650.000 Gulden, mit welchen Baron Rothschild die Gruben so großzügig gekauft hatte. Es waren ja wahrscheinlich an anderen Orten des Besitzes wieder Erze zu finden. Aber vorläufig hatte der von uns bestellte Bergdirektor Breitfuß zunächst das im ärarischen Besitz befindliche Erzvorkommen untersucht und sehr reich an Erzen gefunden. Diesen Besitz zu erwerben, schien uns nun besonders wichtig und hiebei hat uns Graf Andrassy, wie er versprochen, sehr geholfen. Er fühlte sich doch ein wenig geniert, etwas sich so minderwertig Erweisendes um einen so übertriebenen Preis verkauft zu haben.

Der Ankauf dieses sich sehr wertvoll zeigenden Teiles, ich glaube um die gleiche Summe, wie von Graf Andrassy, hat die Erwerbung des Gesamtvorkommens von Rudabanya, dem die Form einer ungarischen Gewerkschaft gegeben werden mußte, schließlich doch völlig gerechtfertigt. Ich glaube, weit über 100 Millionen Zentner Erze hat dieser Besitz bisher schon an Witkowitz geliefert und die Möglichkeit, weitere 60 Millionen Zentner zu liefern, sollen die bisherigen Aufschlüsse schon sichergestellt haben. Jedenfalls hat Witkowitz mit Rudabanya eines der größten bisher in Österreich bekannten Erzvorkommen erworben, vielleicht schon das zweitgrößte neben dem steirischen Erzberge.

Ein Bezugsrecht kleiner Quantitäten dieser Erze gegen Vergütung der Gewinnungskosten hat sich das königl. ung. Ärar

noch vorbehalten und eine kleine Zahl von Kuxen der Borsoder Gewerkschaft in seinem Besitz behalten.

Mit diesen Ereignissen war meine Tätigkeit für die österr.-ung. Hochofengesellschaft beendigt. Die übrigen Aktionäre wurden vom Hause Rothschild und Gebr. Gutmann ausbezahlt, die für mich erlegten Pflichtaktien mir geschenkt und deren Betrag gutgeschrieben. Mein kleines Reich in Witkowitz hatte hiemit eine sehr wesentliche Vergrößerung erfahren, die mir sehr erwünscht sein mußte, da die vorgefundenen großen Vorräte an Roheisen bald verschwunden waren und eine Vergrößerung der Produktion sich als dringend nötig erwies.

In Herrn Holz hatte ich nun 1878 auch den Mann bestellt, diese Aufgabe in ausgezeichneter Weise zu lösen.

Ich glaube, in diese Zeit fällt wieder eine kurze Reise nach England, die ich mit Holz unternahm, um dort befindliche Extraktionsanstalten für die Abbrände spanischer Kiese zu sehen, auch sollte er Witthwel- und Cowper-Apparate, mit welchen er bis dahin noch nichts zu tun hatte, kennen lernen, da mir die Anwendung derselben durchaus nötig erschien. Herr Max Ritter v. Gutmann, der Sohn des Herrn W. v. Gutmann, der, schon oft längere Zeit in meinem Hause weilend, demnächst seine Studien an der Leobner Bergakademie beginnen wollte, war uns ein lieber und angenehmer Reisegefährte.

Bald nachdem Witkowitz den Gesamtbesitz von Rudabanya erworben hatte, ließ mich Baron Rothschild rufen und beauftragte mich, Herrn Generaldirektor Bontoux der Südbahn aufzusuchen, dessen Vorschläge anzuhören und ihm zu referieren. Bontoux und dessen Organ, Herr Rappaport, beschäftigten sich damals mit der Idee, sämtliche großen Eisenwerke Österreich-Ungarns in einer Gesellschaft zu vereinigen. Ein Anbot Rappaports bezüglich des Ankaufes von Witkowitz war, wie mir Herr W. v. Gutmann mitteilte, abgelehnt worden. Eine gleiche Ablehnung war auch von Teplitz erfolgt. Nur bei den fürstlich Fürstenbergischen Eisenwerken, den auf gleichen Erzen basierenden Nachbarwerken der Prager Eisenindustriegesellschaft, muß er mit seinem Anerbieten Erfolg gehabt haben, denn schon kurze Zeit darauf führten diese Werke den Titel „Böhmische Montangesellschaft“ mit einer Belastung von 6 Millionen Kronen mit 6% in Gold verzinslichen Prioritäten, die wahr-

scheinlich Fürst Fürstenberg erhielt, und einem Aktienkapital, das zur Gänze bei französischen Aktionären untergebracht war.

Diesmal handelte es sich, wie Bontoux sagte, um die billige Erwerbung der Eisenwerke des ungarischen Staates in Diosgyör, die er an der Hand habe. Bontoux wollte indes irgend einen Betrag, der hiefür in Aussicht genommen werden mußte, auch nicht annähernd nennen. Die Bestimmung des Preises sollte ganz ihm überlassen werden und die Häuser Rothschild und Gutmann sich nur verpflichten, das für den Ankauf nötige Geld ihm zur Verfügung zu stellen.

Dies alles Herrn Baron Rothschild referierend, fügte ich hinzu, daß das Erstehen einer großen Eisenindustrie in der Mitte des sich rasch entwickelten Ungarn sicher Chancen habe, ein großes und rentables Geschäft zu werden, um so mehr, als die Häuser Rothschild und Gebr. Gutmann sich im Besitz der für die Eisenindustrie nötigen Rohmaterialien befänden, der kokbaren Kohle in Ostrau und der großen, Diosgyör nahe liegenden Erzlager von Rudabanya, die nun im Besitze von Witkowitz seien. Auch die auf weiten Strecken des Flachlandes um Diosgyör befindlichen ausgedehnten Lager einer wohl minderwertigen Braunkohle könnten sich bei der Herstellung von Eisenfabrikaten als wertvoll erweisen. Für Witkowitz sei allerdings die Entstehung einer großen Eisenindustrie in Diosgyör eine gewisse Gefahr, weil es möglich wäre, daß die für Witkowitz kaum erst gewonnene Basis der eigenen Erze in Rudabanya, demselben entzogen und diese Erze dann nicht in Witkowitz, sondern in Diosgyör verschmolzen werden würden.

Auch bei einer zweiten Besprechung mit Bontoux kam ich nicht weiter wie bei der ersten. Herr W. v. Gutmann erbot sich, die weiteren Verhandlungen mit Bontoux zu führen, was auch geschah. Aber es stellte sich heraus, daß Bontoux nichts in der Hand hatte und daß es sich nur um eine der vielen spekulativen Ideen dieses begabten Mannes handelte. Die ganze Sache verlief resultatlos, hatte indes dennoch eine Folge für Witkowitz.

Daß es für die Besitzer der Kohle in Ostrau und der Diosgyör sehr nahe liegenden Erzgruben in Rudabanya eine naturgemäße und sehr nützliche Aufgabe wäre, in der Mitte Ungarns ein großes Eisenwerk entstehen zu lassen, beschäftigte Herrn W. v. Gutmann lebhaft. Er scheint während der Verhandlungen mit Bontoux die

Verwirklichung dieser durchaus richtigen Idee schon ziemlich gesichert erachtet zu haben. Denn er teilte mir einmal mit, er hätte sicher erwartet, daß der Ankauf von Diosgyör zustande kommen würde, er hätte deshalb Herrn Ingenieur Albert Seiler, der seinerzeit auf meine Empfehlung mein Nachfolger unter Direktor Hall in Graz geworden war, schon ein wenig bindende Zusagen gemacht bezüglich seiner Verwendung in Diosgyör. Da der Ankauf von Diosgyör nicht zustande gekommen sei, Seiler aber im Vertrauen auf ihn seine Stelle in Graz gekündigt hätte, wäre es ihm sehr erwünscht, daß ich ihn in Witkowitz entsprechend verwende. Es bestand kein Grund, dem Wunsche des Herrn W. v. Gutmann nicht nachzukommen, im Gegenteil, unsere Stahlwerke bedurften in der Tat eines tüchtig gebildeten Fachmannes und so kam das Engagement Seilers als Leiter unseres Stahlwerkes, ich glaube April 1878, zustande. Wenn dieser auch an allgemeiner Begabung, verglichen mit Holz, zurückstand, hat er doch während der 15 Jahre, die er Witkowitz diente, die ihm zugefallene Arbeit mit großem Fleiß und auch mit Geschick bestritten und ein vorzüglich geschultes Arbeitspersonal zurückgelassen.

Es war ein kleines, altes, in seinen Räumlichkeiten sehr beengtes Stahlwerk, das er übernahm, in dem eine Entwicklung der Stahlgießerei, wie sie damals schon wünschenswert gewesen wäre, schon aus räumlicher Beschränktheit nicht durchführbar war. Es war nicht seine Schuld, daß dieser Teil der weiteren Entwicklung der Stahlindustrie in Witkowitz sich durch Jahre verschob.

Bei der Einführung des Thomasprozesses in Witkowitz, die ich etwas später bespreche, hat er sich als durchaus tüchtig erwiesen und in seinem Betriebe ausgezeichnete Resultate erzielt. Eine Reihe von Einrichtungen, die seinem begabten Schüler und unmittelbaren Nachfolger Herrn v. Kerpely (später der Gatte meiner Tochter) die Quelle reicher Geldeinnahmen wurden, rühren in ihren ersten Anfängen von Seiler her.

Die Extraktion der Kiesabbrände erwies sich über Erwartung rentabel. Es wurde ein sehr reiches, sehr reines und sehr billiges Eisenerz gewonnen, dessen Reinigungskosten von dem Werte des ausgeschiedenen Kupfers, des Silbers und des Goldes, später auch des gewonnenen Kobalts weit überwogen wurden. Nur die Bemühungen, auch noch die großen Mengen von Zink zu gewinnen, die

mit den Laugen abflossen, sind trotz eifrigster Versuche damals nicht gelungen und ich glaube, auch heute noch nicht erreicht.

In diese Zeit mag es gefallen sein, daß die Herren Gebr. Gutmann die Anteilnahme des Herrn Bergrat Scholz als Mitbesitzer von Witkowitz gelöst hatten. Herr Wondraček, ganz ohne Verständnis dessen, was ich für Witkowitz schon geleistet, hatte Herrn Bergrat Scholz, wie ich hörte, Schaudergeschichten erzählt, was ich alles in Witkowitz triebe. Dies dürfte die Auseinandersetzung mit dem sonst schlauen und nicht leicht zu behandelnden Bergrat Scholz sehr erleichtert haben. Herr W. v. Gutmann erzählte mir dies und bot mir an, den nun frei gewordenen Anteil des Herrn Bergrat Scholz an Witkowitz zu übernehmen. Ohne zu fragen, welche Geldmittel meinerseits hiefür erforderlich wären, erwiderte ich: Ich hätte nicht das nötige Geld, um statt Bergrat Scholz einzutreten. Großmütig, wie ich Herrn W. v. Gutmann immer fand, erbot er sich, mir die nötigen Geldmittel vorzustrecken, bis ich aus dem Ertrage von Witkowitz dieselben zurückerstatten könnte. Aber auch dies lehnte ich dankend ab, ihm vorstellend, daß Gebr. Gutmann, wenn sie schon nicht die Majorität in dem Besitze von Witkowitz hätten, ihre Position dem Hause Rothschild gegenüber nicht weiter schwächen sollten.

Ich war mir vollkommen bewußt, daß ich hiebei mein persönliches Interesse zurückstellte und für das Interesse der Herren Gebr. Gutmann eintrat. Denn an dem schließlichen Erfolg meiner Tätigkeit in Witkowitz zweifelte ich durchaus nicht. Ich hatte ja bisher in allen meinen geschäftlichen Bestrebungen immer gute Erfolge erzielt. Aber die Empfindung, daß ich das großmütige und selbstlose Anerbieten des Herrn W. v. Gutmann mit einer gleichen Selbstlosigkeit zu erwidern verpflichtet sei, und auch ein zweiter Ideengang nahm auf meine Ablehnung Einfluß.

Ich hatte nämlich in einer mir sehr unangenehmen Weise Herrn Bergrat Scholz aus seiner herrschenden Stellung in Witkowitz hinausdrängen müssen. Mich auch noch seines Besitzes zu bemächtigen und so vor der Welt als ein Räuber zu erscheinen, widerstrebte mir. Nicht ein Herrscher, ein selbstloser und treuer Diener wollte ich sein in allen Fällen, in welchen die Umstände mein Wissen und Erkennen nützlich sein ließen.

Heute zurückblickend, meine ich zu erkennen, daß ich nicht nur mir, sondern der Allgemeinheit vielleicht größere Dienste hätte leisten können, wenn ich das liebenswürdige und großmütige Anerbieten des Herrn W. v. Gutmann angenommen hätte.

Ich glaube mir die Beschreibung der weiteren Entwicklung der Werksanlagen bis zu meinem Abgang von Witkowitz durch Mitteilung eines mir damals, ohne daß ich davon erfuhr, gewidmeten Nachrufes erleichtern zu können.

Als ich Mitte Juni 1916, nach 23 Jahren, nach Witkowitz kam (der Anlaß hiefür waren schwere Unglücksfälle, die meine Nichte durch den Tod ihres Mannes Adolf Süß und die Verwundung ihres Sohnes betroffen hatten), wurde mir dort ein Bericht des Mährisch-schlesischen Grenzboten vom 9. April 1893 zur Kenntnis gebracht. Am 3. April dieses Jahres war ich von Witkowitz abgegangen. Um meinen Schmerz und meine Trauer über die Notwendigkeit dieses Abganges zu betäuben, reiste ich nach Rom und Süditalien, das ich noch nicht gesehen hatte, und so war mir dieser Nachruf nicht zur Kenntnis gekommen. Nun, 23 Jahre später, finde ich die darin angeführten Daten korrekt und genauer, als ich sie in meinem Gedächtnisse behalten habe. Ich weiß nicht, wer der Verfasser dieses Aufsatzes gewesen ist, sehe indessen, daß es eine sehr wohl informierte Persönlichkeit des Werkes gewesen sein muß, erkenne aber auch die Neigung zu liebevoller Übertreibung der Bedeutung meiner Persönlichkeit für Witkowitz.

Ich nehme mit diesem Vorbehalt diesen Bericht des mährischen Grenzboten wörtlich hier auf und beschränke mich in meinen Erinnerungen auf einige Themas, die mir von Interesse scheinen, und auf die Darstellung der Umstände, die mein, der weiteren Umgebung aber auch mir so unerwartetes Scheiden von Witkowitz zur Folge hatten, sowie auf den Anteil, den meine ausgezeichnete Frau als treue, fleißige und selbstlose Helferin an der harmonischen Entwicklung der sozialen Verhältnisse in Witkowitz und in meinem Hause genommen hat.

Ostrauer Zeitung vom 9. April 1893.

„Zum Direktionswechsel in Witkowitz.

Der Personalwechsel in der Direktion unserer Eisenwerke ist vor 8 Tagen formell vollzogen worden, und am Ostermontage hat

Herr Generaldirektor Kupelwieser Witkowitz samt Familie bereits verlassen, nachdem er vorher in den einzelnen Kanzleien und Betriebsabteilungen von seinen Beamten und langjährigen Mitarbeitern Abschied genommen hatte. Die Abreise des Herrn Generaldirektors erfolgte unvermutet, und deshalb kamen die ihm von Seite der Beamten, Meister und Arbeiter zugedachten Ovationen in Wegfall, was allseits nur mit Bedauern wahrgenommen wurde, denn in der ganzen Bevölkerung unseres Industrieortes hatte sich das Bedürfnis geltend gemacht, dem so hochverdienten, ausgezeichneten Manne, der das heutige Witkowitz geschaffen hat, bei dem Scheiden von der ihm liebgewordenen Arbeitsstätte noch Beweise der Liebe und Anhänglichkeit zu geben. Die Nachricht von der Abreise des Herrn Generaldirektors drang am Ostermontag früh nur in die ihn umgebenden engeren Kreise; trotzdem versammelte sich am Bahnhofe Schönbrunn eine stattliche Anzahl von Beamten und Meistern, um ihren unvergeßlichen Vorgesetzten die letzten Abschiedsgrüße darzubringen, und dieser spontane Abschied gestaltete sich außerordentlich herzlich und rührend. Mit Tränen in den Augen standen die Männer da und jeder einzelne suchte noch einen Händedruck oder doch einen freundlichen Wink des Chefs zu erhaschen, der selbst feuchten Auges nicht müde wurde, allen für die so oft bewiesene Treue und Anhänglichkeit zu danken. Er mochte im vorhinein davon überzeugt gewesen sein, daß ihm der Abschied von Witkowitz schwer fallen werde, und deshalb war die Abreise beschleunigt worden.

Nun, da Herr Kupelwieser fort von hier ist, ziemt es sich wohl, ihm und seinem Wirken an dieser Stelle einige Zeilen zu widmen; bildet doch seine siebzehnjährige Tätigkeit in Witkowitz eine Zeitepoche für unseren Ort, wie sie mit früheren Perioden, jene der Begründung der Eisenwerke ausgenommen, nicht verglichen werden kann. Als Herr Kupelwieser im August 1867 die oberste Leitung der Witkowitzer Eisenwerke übernahm, befanden sich dieselben in einem geradezu trostlosen Zustande. Es fehlte an modernen Einrichtungen, an geschultem Arbeitspersonal und an gutem Rohmaterial. Infolgedessen ließ die Rohproduktion der Werke in qualitativer wie in quantitativer Hinsicht viel zu wünschen übrig und sollte in diesen auf die Dauer unhaltbaren Zuständen Wandel geschaffen werden, so mußte dies in rationeller

Weise, vom Grunde aus geschehen. Herr Kupelwieser entwarf den Reorganisationsplan in großen Zügen und dieser fand die Billigung der Gewerken, welche in den neuen Direktor, der sein hervorragendes Organisationstalent bereits an dem Teplitzer Walzwerke glänzend erwiesen hatte, das vollste Vertrauen setzten.

Im Herbste 1867 wurden die Gebäude mehrerer alter Werksabteilungen niedergerissen und deren halbwegs brauchbare Einrichtungen unter Dach gebracht. Eine neue, in aller Eile selbst gebaute Maschine setzte wenigstens eine Walzenstrecke in die Lage, die einlaufenden Bestellungen auszuführen. Eine vorhandene Zwillingsmaschine wurde zu einer Reservemaschine umgearbeitet und im Jahre darauf ein neues Universal-Blechwalzwerk errichtet, welches bis heute die Erzeugung von Eisen- und Stahlblechen betreibt. Auf eine Verbesserung der Roheisenproduktion wurde der größte Wert gelegt, der vorhandene Hochofen tunlichst verbessert und mit den ersten Witthwel-Apparaten, welche in Österreich betrieben wurden, versehen. Die Heranziehung steirischer Erze im großen Maßstabe verbesserte die Qualität des Eisens auch für den Stahlwerksbetrieb und war schon nach kurzer Zeit das Renommee von Witkowitz wesentlich gefestigt, das früher gänzlich erschütterte Vertrauen der Kundschaft wiedergewonnen.

Die Produktion der Werke stieg von Jahr zu Jahr und mit dieser Produktionssteigerung mußte eine Reihe anderer Investitionen Hand in Hand gehen. Eine Anzahl wertloser Gruben wurde aufgelassen; schon im Jahre 1878 wurde für die näher und ferner liegenden Schwefelfabriken eine Extraktionsanstalt gebaut, welche die bis dahin zur Schotterung von Straßen verwendeten Abfälle der Eisenindustrie nutzbar machte. Heute wird von diesen Abfällen ein Quantum von mehr als 300.000 Meterzentner reicher und reiner Erze gewonnen und das aus diesen Erzen extrahierte Kupfer und Silber deckt reichlich die Kosten der Extraktion und Witkowitz ist gegenwärtig der größte Kupferproduzent in Österreich-Ungarn.

Neue Eisensteingruben wurden im Jahre 1879 in Rudabanya (Ungarn) erworben, ein Bahnanschluß von dort an die Station Barczyka der königl. ungarischen Staatsbahnen gebaut und eine große Röstöfenanlage errichtet. Im Jahre 1880 wurde ein Hochofen der „Sofienhütte" in Mährisch-Ostrau in Betrieb gesetzt, welche Hochofenanlage damals Eigentum der österr.-ung. Hochofen-

gesellschaft war, später aber in den Besitz des Eisenwerkes Witkowitz überging, worauf eine bedeutende Vergrößerung derselben durch Erbauung eines zweiten und dritten Hochofens vorgenommen wurde, so daß die Hochofenanlage „Sofienhütte" in Mährisch-Ostrau heute die größte ihresgleichen in Österreich-Ungarn ist.

Im selben Jahre 1880 erkaufte das Eisenwerk Witkowitz die sogenannte „Schillerhütte" in Mährisch-Ostrau; dieselbe wurde in ein Puddelwerk umgewandelt und bedeutend vergrößert, dasselbe ist in den Einrichtungen seiner Puddelöfen vielleicht das vorgeschrittenste des Kontinentes.

Im Jahre 1883 wurde die Errichtung eines Röhrenwalzwerkes, des ersten in Zisleithanien, begonnen und dasselbe schon 2 Jahre später auf eine Leistungsfähigkeit von 60.000 Meterzentner geschweißter Stahl- und Eisenrohre gebracht.

Im Jahre 1885 wurden hier in Witkowitz die ersten Koksöfen mit Gewinnung von Nebenprodukten in Österreich errichtet, und produziert diese Anlage aus den früher verloren gegebenen Gasen ein Quantum von 24.000 Meterzentnern Teer und 5600 Meterzentnern schwefelsaurem Ammoniak. Seither ist die ursprünglich 60 Öfen zählende Anlage um das Dreifache vergrößert worden.

Die früher mit der Maschinenfabrik verbundene Brücken- und Kesselbauwerkstätte wurde getrennt und eine separate große Anlage für Brückenkonstruktion und Kesselerzeugung errichtet.

Im Jahre 1888 kam ein neues Gußstahlwerk mit 4 Martinöfen und Stahlgießerei in Bau, dem sich ein Jahr später ein neues Hammerwerk mit großer hydraulischer Schmiedepresse angeschlossen hat. Es entstanden ferner mehrere neue Walzwerke und auch die Maschinenfabrik und Eisengießerei erfuhren große Erweiterungen. Eine Dampfziegelei mit 2 Ringöfen liefert ein vorzügliches Baumaterial und die Fabrikation feuerfester Waren in einer neuen, vollkommen modern eingerichteten Schamottefabrik deckt den eigenen und den Bedarf der benachbarten Industrie.

Im Jahre 1887 wurde die 6,5 Kilometer lange Bahnlinie Witkowitz-Schönbrunn erbaut und dem Betriebe übergeben; sie dient sowohl für die Transporte der eigenen wie für jene der anliegenden Fabriksetablissements und auch zur Personenbeförderung.

Vorstehende Skizze zeigt in großen Zügen die Rekonstruktion und Erweiterung der Witkowitzer Eisenwerke, wie sie unter Ge-

neraldirektor Kupelwieser durchgeführt wurde. Um alle diese Leistungen vollbringen zu können, war außer dem leitenden Kopfe ein Stab von tüchtigen Oberbeamten und Beamten, dann erprobte und verläßliche Meister und eine geschulte, disziplinierte Arbeiterschaft erforderlich. Alle diese drei unerläßlichen Faktoren wußte das Genie Kupelwiesers zu beschaffen und er verstand es auch, ein harmonisches Zusammenwirken dieser Kräfte zu erzielen, ohne welche so außerordentliche Resultate nicht denkbar waren. Gerade in dieser Beziehung zeigten sich die hervorragenden Eigenschaften des Geistes und des Herzens, welche den obersten Chef der Witkowitzer Werke in so hohem Grade auszeichneten und welche für die leitende Persönlichkeit an solcher Stelle notwendig waren; wenn anders solche Erfolge erreicht werden sollten, wie sie in der Tat erreicht wurden.

Der ungeahnte Aufschwung der Werke mußte selbstredend einen Aufschwung des Ortes mit sich bringen, in welchem diese Werke situiert sind. Witkowitz mußte wachsen und wuchs, weil es die Verhältnisse mit sich brachten; daß es aber in der Weise heranwuchs, wie es sich heute dem Auge vorstellt, ist das alleinige Verdienst des Generaldirektors Kupelwieser.

Durch die Erbauung einer Kirche und durch Errichtung einer selbständigen Seelsorge wurde die Selbständigkeit der Gemeinde Witkowitz auch in politischer Hinsicht besiegelt. Die Bewohner unserer Gemeinde haben dadurch außerordentliche Erleichterungen erfahren, die sich dann auch sofort geltend machten. Erst von da ab erhielt Witkowitz einen stadtähnlichen Charakter, früher war es nicht mehr als eine allerdings ungewöhnlich nett ausgestattete Beamten- und Arbeiterkolonie. Neben der Kirche muß der Schule gedacht werden, welche in Generaldirektor Kupelwieser den wärmsten und eifrigsten Förderer fand, was insbesondere gelegentlich der Christbescherungen zu Weihnachten in schönster Weise zutage kam, wo Herr Kupelwieser im Vereine mit seiner Gemahlin seine Liebe zur Schuljugend auf das glänzendste dokumentierte.

Die ehemals dreiklassige Volksschule zählt heute 26 Schulklassen in einer Knaben- und Mädchenvolksschule, darinnen 14 Lehrer und 12 Lehrerinnen für die Heranbildung eines besser geschulten und besser erzogenen Nachwuchses tätig sind. Eine gewerbliche Fortbildungsschule bietet Lehrlingen die kostenlose Gelegenheit, sich größere Kenntnisse anzueignen, und bildet die Pflanzstätte für künf-

tige Meister und Aufseher. Eine Knabenbürgerschule ist bereits begründet und wird im nächsten Jahre erstehen.

Eine besondere Fürsorge wendete Herr Kupelwieser dem Wohnungswesen seiner Untertanen zu. Wer da weiß, wie vielseitig der oberste Chef unserer Eisenwerke in Anspruch genommen war, und dann erfährt, daß dieser sich auch um jede einzelne Wohnung in den Kolonien kümmerte, da er deren Zuweisung sich fast immer selbst vorbehalten hatte, der wird zugeben, daß ihm nur eine warme Anteilnahme an dem Wohl und Wehe seiner Mitarbeiter eine solche Mehrlast der Pflichten diktieren konnte. Lichte, gesunde Wohnungen, Wasserleitungen, Kanalisation, Straßenbeleuchtung, kleine Gärten, ein hübscher Park und noch manche andere Einrichtungen geben gleichfalls ein glänzendes Zeugnis für diese Behauptung. Das großartig angelegte und mit allem Komfort ausgestattete Werkspital, das Epidemiespital, die Suppenanstalt, die Arbeiterkasernen, die Turnhalle, die Markthalle, der geplante Bau eines Asylhauses für altersschwache Arbeiter, eines Waisenhauses, einer Kinderbewahranstalt, sie sprechen immer wieder dasselbe Lob.

Daß Generaldirektor Kupelwieser ein Mann ist, in welchem sich Genialität mit seltener Tatkraft und Ausdauer, zugleich aber auch mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit vereinen, ist allseitig bekannt; daß er aber auch ein herzensguter Mensch ist, davon wissen neben seinen Untergebenen namentlich die Armen und Bedürftigen zu erzählen.

Herr Kupelwieser gab mit vollen Händen und half, wo immer er helfen konnte; nie verließ ihn jemand ungetröstet, der seine Hilfe nachgesucht hatte, und selten einer versteht es so wie er, den Nebenmenschen in schweren Stunden aufzurichten. Die angeborene Zuvorkommenheit und Freundlichkeit des Herrn Kupelwieser brachte es mit sich, daß er hier in Witkowitz den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete. Die Pflege edler Geselligkeit hatte überhaupt einen warmen Protektor an ihm; dies beweist der Bau des schönen Werkhotels mit geräumigem Saal, ferner die Begründung der Werkkapelle, seine Sympathien für die hiesigen Gesangvereine u. v. a. Der Verkehr zwischen Chef und Untergebenen trug einen freundschaftlichen Charakter und war stets für jedermann anregend und angenehm. Dies fanden auch jene vielen ausländischen Fachleute, welche Witkowitz aufsuchten, um dessen weltberühmte Anlagen zu sehen und zu stu-

dieren. Nicht selten waren die Fälle, wo in der Wohnung des Witkowitzer Generaldirektors die Konversation außer in deutscher auch in französischer und englischer Sprache geführt wurde; denn das Witkowitzer Schloß beherbergte gar oft neben Fachmännern aus Deutschland, Belgien oder Frankreich auch solche aus England, Rußland und Amerika und die Beziehungen, welche Herr Kupelwieser bei solchen Gelegenheiten anknüpfte oder fortsetzte, trugen vielfache Früchte. Wir wollen nur auf die eine bekannte Tatsache hinweisen, daß Witkowitz in allen Richtungen der Windrose Jünger hat, die hier ihre praktische Laufbahn begannen, um im Ausland ehrenvolle Stellungen einzunehmen. In Deutschland, Rußland, Frankreich und Belgien, ja in Asien und Amerika wirken Männer, die aus der Schule Kupelwiesers hervorgegangen sind, und wenn heute der Name „Witkowitz" in den ersten Kulturzentren der Welt einen guten Klang hat, so ist das vor allem ein Verdienst des eben geschiedenen Generaldirektors.

Daß das Scheiden des Herrn Kupelwieser aus unserer Gemeinde bei der gesamten Bevölkerung ohne Ausnahme aufrichtigstes und wahres Bedauern hervorrief, wird man nach dem Gesagten gerne glauben. Als Herr Kupelwieser seine Demission als Mitglied unserer Gemeindeverwaltung gab, welcher er durch volle 16 Jahre angehörte, berief Herr Bürgermeister Krömer eine außerordentliche Gemeindeausschußsitzung, in der diese Mandatsniederlegung zur Verlesung gelangte. Der Herr Bürgermeister hob sodann in trefflicher Rede die Verdienste des Scheidenden um das Gemeindewesen von Witkowitz hervor, dessen eifriges Eintreten für alle öffentlichen Angelegenheiten, für Kirche, Schule und Humanitätsanstalten, seinen Wohltätigkeitssinn, seine Herzensgüte und stete Fürsorge allen Mitmenschen gegenüber und stellte den Antrag, es sei Herrn Generaldirektor Kupelwieser das Ehrenbürgerrecht der Gemeinde zu verleihen und seinem Namen eine Gedenktafel im Vestibül des zu erbauenden Rathauses zu errichten. Dieser Antrag wurde mit lebhafter Akklamation aller Anwesenden einstimmig zum Beschlusse erhoben und bleibt sonach Herr Kupelwieser durch Annahme dieser Ehrenwürde für immer unserem Orte mit engem Bande verknüpft. So hat Witkowitz wenigstens zum kleinen Teile einen Dank abgestattet, welchen es einem Manne schuldet, der um diesen Ort unzählige Verdienste hat. Daß Herr Kupelwieser unser Witkowitz in

freundlichem Andenken behalten wird, glauben wir aus den namhaften Spenden entnehmen zu dürfen, die er vor seinem Abgange in hochherziger Weise widmete. Als Beitrag zum Baue einer Kinderbewahranstalt spendete er 10.000 Gulden und für Ortsarme zur Verteilung nach dem Ermessen des Herrn Bürgermeisters 500 Gulden. Indem ihm hiefür auch an dieser Stelle der wärmste Dank ausgesprochen sei, möge er die Versicherung hinnehmen, daß sein Andenken in uns und unseren Nachkommen fortleben wird bis in die fernsten Zeiten, daß sein Name für immer mit goldenen Lettern in der Geschichte von Witkowitz eingetragen ist, und daß seine Werke, vor allem unsere schöne St. Pauluskirche, Zeugen seines segenbringenden Wirkens sein und bleiben werden."

Mein Name deckt hierin die Leistungen einer großen Zahl tüchtiger und fleißiger Menschen, deren ich mich dankbar erinnere, ohne all die vielen Namen im Gedächtnisse behalten zu haben und hier anführen zu können.

* * *

Einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung von Witkowitz nahm die von England gekommene Erfindung, den im Roheisen enthaltenen Phosphor im Laufe des Bessemerprozesses von der Schlacke aufnehmen zu lassen und hiedurch die erzeugten Stahl- und Eisenfabrikate nahezu frei von Phosphor zu erhalten. Schon ein verhältnismäßig sehr kleiner Gehalt von Phosphor in den Erzen und in dem aus denselben erzeugten Roheisen und weiteren Fabrikate machte Roheisen und Fabrikate minderwertig. Der niedere Phosphorgehalt der steirischen, kärntnerischen und schwedischen Erze war die Eigenschaft, die vor allem die hochgeschätzten und viel höher bezahlten Preise der mit diesen hergestellten Fabrikate ermöglichten, und die Verwertung der größten Erzlager der Erde, wenn die Erze phosphorhältig waren, außerordentlich beschränkte. Die Erfindung des Mr. Thomas hatte zur Folge, daß man von nun an auch aus phosphorhältigen Erzen vorzügliche Qualitäten Eisens herstellen konnte, und es erwies sich bald, daß der in der Schlacke angesammelte Phosphor ein vorzügliches Düngemittel abgebe und bei phosphorarmen Feldern die Fruchtbarkeit derselben außerordentlich steigerte. Was bisher minderwertig, war nun hochwertig geworden.

Immerhin merkwürdig ist es, daß der Erfinder dieses wichtigen Prozesses weder ein Hüttentechniker, noch ein Fachchemiker, sondern in seiner gesellschaftlichen Stellung ein Beamter des Londoner Polizeiamtes war, der chemische Studien nur neben seiner Amtsbeschäftigung betrieb. In die Reihe der wenigen, besonders befähigten Menschen, die mir im Leben unterkamen, mußte ich ihn stellen, als ich ihn später in England und gelegentlich seiner wiederholten und längeren Besuche in Witkowitz näher kennen lernte.

Sein Vetter Gilchrist war in einem Stahlwerke beschäftigt und dieser Umstand war wohl die Veranlassung, daß Mr. Thomas sein Nachdenken diesem Betriebe zuwandte. Bisher hatten sich die ersten Techniker der Eisenindustrie mit der unvermeidlich erschienenen Tatsache abgefunden, daß der Phosphorgehalt der Erze sich im Roheisen und dem aus demselben erzeugten Fabrikate wiederfinde und in besonderer Sprödigkeit derselben, die man Kaltbrüchigkeit nannte, sehr unangenehm bemerkbar machte. Nur für aus Roheisen gegossene Ware bewirkt ein höherer Phosphorgehalt eine besondere Dünnflüssigkeit, die die Gußformen gut ausfüllt und sehr schönen Guß ergibt, aber allerdings die Zähigkeit der aus phosphorarmen Roheisen erzeugten, in den äußeren Formen unschöneren Gußstücke nicht erreicht. Töpfe, dünne Herdplatten, Öfen, Kunstgegenstände und Kunstgewerbegegenstände aller Art sind die hauptsächlichsten Fabrikate phosphorhältigen Gußeisens. Phosphorhältige Schmiedeeisenfabrikate waren immer minderer Qualität und hiedurch die Verwendung und der Markt derselben sehr beschränkt. Bei dem Verschmelzen der Erze mit Kohle oder Koks im Hochofen findet eine Trennung der Bestandteile des Erzes in 2 Produkte statt. In ein, nur mehr wenig unreines Metall, das sich durch sein spezifisches Gewicht von der über demselben schwimmenden, viel leichteren flüssigen Schlacke trennt. Dieses noch etwas unreine Metall, Roheisen genannt, von den noch enthaltenen Unreinlichkeiten zu befreien (unter Umständen an Stelle der schädlichen Verunreinigung verbessernde Bestandteile hinzuzufügen) und dann in die verschiedenartigsten, dem Käufer erwünschten Formen zu bringen, ist die Aufgabe des Eisenhüttentechnikers. Es erfolgt also die erste Trennung der großen Mengen von Stoffen, die das Erz enthält, im Hochofenprozeß. Die nur mehr sehr kleine Quantität von Unreinheiten des Metalles scheidet der Bessemerprozeß aus. Es sind also verhältnis-

mäßig kleine Quantitäten von Schlacken, mit welchen man beim Bessemerprozeß zu tun hat.

Hier hätte man mit Versuchen einzusetzen, diese kleinen Quantitäten von Schlacken so zu gestalten, daß der ganze oder mindestens der größte Teil des Phosphors von der Schlacke aufgenommen und von dem Metall getrennt würde. Dies ist die durchaus logische und einfache Idee und Erkenntnis, die der Erfindung des Mr. Thomas zugrunde liegt und in ihrer praktischen Verwertung nur wenige Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Die viel kleineren Quantitäten von Schlacken, wie sie der Bessemerprozeß bedingt, durch Zusatz von Kalk stark basisch zu machen, erwies schon eine wesentliche Zunahme des Phosphors in der Schlacke und eine Abnahme des Phosphors in dem Metall. Aber dieser Zusatz von Kalk in der Bessemerretorte griff die feuerfeste Auskleidung derselben in einer ruinösen Weise an. Ein feuerfestes Material mußte gesucht werden, das diesem Angriff besser widerstand. Dies wurde von dem Vetter Mr. Thomas', Mr. Gilchrist, in einem ihm zur Verfügung stehenden Dolomit gefunden, der infolge eines kleinen Gehaltes an Silikaten etwas frittete und hiedurch schon genügend mechanische Festigkeit gab, ohne dessen Feuerbeständigkeit zu sehr zu vermindern. Durch diesen höchst einfachen Ideengang war das Problem, dem Metalle den seine Qualität schädigenden Phosphorgehalt zu entziehen, gelöst, aber auch schon der Weg eröffnet, Phosphor, dies für die Landwirtschaft so wertvolle Material, einer höchst nützlichen Verwendung zuzuführen. Äußerst merkwürdig erscheint es mir, daß dieser so einfache Ideengang den eigentlichen Fachleuten, von anderen Erwägungen abgelenkt, entging und der Naivität eines Laien bedurfte (als einen solchen mußte man Mr. Thomas erkennen), um ein Ziel zu erreichen, das in seinen Folgen viel großartiger und weittragender war, als seinerzeit die Erfindung Bessemers. Die ausgedehntesten Eisenerzlager der Erde waren bisher minderwertig, wenn sie größere Mengen Phosphor enthielten, nun waren sie mit einem Male viel wertvoller, weil sie Phosphor enthielten.

Mr. Thomas hatte, um sich die Patentrechte in Österreich-Ungarn zu sichern, die Ausübung seiner Erfindung bei der Prager Eisenindustrie in Kladno veranlaßt, dem einzigen Werke, das in Österreich, wie man ihm sagte, mit phosphorhältigen Erzen zu tun

habe, und für die Bemühungen des Werkes in dieser Sache, demselben die freie Ausübung seiner Patente gestattet.

Er hatte indes die Ausübung seiner Patente in dem Rayon von Deutschland und Österreich-Ungarn dem Generaldirektor Massenez der Stahl- und Eisenwerke in Hörde in Westfalen gegen Entgelt überlassen. Ich glaube mich in meiner Erinnerung nicht zu täuschen, daß Mr. Thomas, während ich mit Mr. Gilchrist die Werke bei Middlesborough besuchte, um die Herstellung des feuerfesten Materials und die Ausübung des Prozesses selbst zu sehen, sich mit Generaldirektor Massenez verständigte, der uns gegen Zahlung einer verhältnismäßig kleinen Summe die Ausübung der Patente für Witkowitz überließ. Mit größter Beschleunigung fuhr ich nach Witkowitz zurück und ich glaube, es hat nicht 14 Tage gewährt, so hatte ich vorzügliche basische Ziegel aus dem in Witkowitz gebrauchten Kalkstein fertig gebracht und aus allerdings nur mäßig phosphorhältigen Erzen Stahl und weiches Flußeisen nahezu vollkommen phosphorfrei und in überraschend vorzüglicher Qualität hergestellt. Die Verwendung des Thomasprozesses für vorzügliche Qualitäten des Flußeisens ist, so glaube ich, zuerst von Witkowitz ausgegangen und Witkowitz wurde hiedurch in weiten Kreisen des Auslandes eine gewisse Berühmtheit zuteil, welche die Veranlassung war, daß es in den nächsten Jahren von den ersten Eisenhütteningenieuren Europas und Amerikas besucht worden ist. Ich glaube, ich könnte nachweisen, daß mancherlei Einrichtungen und Fortschritte der Stahlindustrie, die einige Jahre später in großartigen Konstruktionen der rasch hintereinander entstandenen Stahlwerke Amerikas wieder nach Deutschland kamen und in einem gewissen Maß das Muster großer deutscher Einrichtungen wurden, ursprünglich von Witkowitz stammen.

Auffallend war, daß gerade die Prager Eisenindustriegesellschaft in Kladno, die seit ihrem Beginn unter dem Phosphorgehalt ihrer Erze und der durch denselben bedingten geringeren Qualitäten des Fabrikates so sehr litt, mit der großen Erfindung, die ihr zuerst und kostenlos zugefallen war, ersichtlich nichts anzufangen wußte. Aber das Nachbarwerk, die Böhmische Montangesellschaft, die auf den gleichen, hoch phosphorhältigen Erzen basierte, trat an Massenez heran und wollte das Patentrecht für ganz Böhmen erwerben. Wittgenstein für sein Werk die Gefahr erkennend, in Zukunft von

einem voraussichtlich neu entstehenden Konkurrenten durch Patentlizenzen abhängig zu werden, war entschlossen, wenn es nötig wäre, auch zum Höchstpreise die Thomaspatente für ganz Böhmen zu erwerben. Er ging siegreich aus diesem Konkurrenzkampf hervor, allerdings mit der hohen Summe von 550.000 Mark, die innerhalb einiger Tage bezahlt werden mußten. Unter Mithaftung Karl Wolfrums stellte Wittgenstein den Betrag von 550.000 Mark bei der Leipziger Kreditanstalt dem Generaldirektor Massenez in Hörde zur Verfügung. Die Folgen dieses mutigen Vorgehens Wittgensteins waren vielseitiger Art. Vor allem war die Entstehung einer neuen gefährlichen Konkurrenz für die Teplitzer Walzwerke zunächst gehemmt, jedenfalls sehr erschwert.

Die bestehenden Differenzen zwischen dem Vorstand der Aktiengesellschaft des Teplitzer Walzwerkes, der über etwas weniger als die Hälfte der Aktien verfügte, und Witkowitz, oder eigentlich den Häusern Rothschild und Gutmann, bei welchen mehr als die Hälfte der Aktien erlag, waren noch immer nicht geschlichtet. Wittgenstein bestand immer darauf, daß er mit Herrn W. v. Gutmann gelegentlich der Erwerbung der Majorität der Aktien des Teplitzer Walzwerkes (das ihm zu einem sehr billigen Preis gelang) soviel Aktien gegen Vergütung der Kosten zurück zu erhalten hätte, daß ihm und seinen Kollegen im Vorstand des Werkes eine kleine nominelle Majorität verbliebe. Ich habe alle Ursache zu glauben, daß die mündliche Abmachung Wittgensteins mit Herrn W. v. Gutmann so gelautet hatte. Nun weigerte sich aber Herr Dub hartnäckig, dieser Abmachung nachzukommen. Nicht e i n e Aktie wollte er an Wittgenstein herausgeben. Mit Gewalt und gestützt auf die derzeit im Besitz der Häuser Rothschild und Gutmann befindliche Majorität, hatte Herr Dub seinen Schwager Langstein in den Verwaltungsrat des Teplitzer Walzwerkes gebracht, eine Persönlichkeit, die ebenso wie auch Herr Dub selbst, Wittgenstein sehr unsympathisch war. Herr Dub konnte sich allerdings denken, daß, sobald die Majorität der Aktien hinter Wittgenstein stünde, sein Schwager die Stellung als Verwaltungsrat des Teplitzer Walzwerkes verlieren würde. Herr W. v. Gutmann hoffte immer einen Ausweg zu finden, womit man den Wünschen beider Teile gerecht würde, und zögerte deshalb, klar zu bestätigen, daß es so ausgemacht war, wie Wittgenstein behauptete. Und wenn durchaus Dub von seinen Aktien keinen Teil ab-

lassen wollte, konnten Gebr. Gutmann dieser Verpflichtung aus ihrem Anteil an Aktien der Witkowitzer Gewerkschaft nachkommen. Dies hätte mit einem Mal die Differenz geschlichtet; so hatte ich es auch einmal Herrn W. v. Gutmann empfohlen, ohne daß er meinem Rate Folge geleistet hätte.

Nun schien Wittgenstein die Gelegenheit gekommen, das, wie er immer behauptete, ihm verweigerte Recht des Besitzes der Majorität der Teplitzer Aktien unter Aufwendung einiger List sich selbst zu nehmen.

Der Vorstand des Teplitzer Walzwerkes hatte 550.000 Mark zu schaffen, für welche sein Direktor Wittgenstein und Direktionsrat Karl Wolfrum vorläufig persönlich bei der Leipziger Kreditanstalt hafteten. Das Teplitzer Walzwerk verfügte noch über 360.000 Gulden unbegebener Aktien. Wittgenstein kam es sehr gelegen, daß ich mich gerade auf einer Reise nach England befand.

Eine gleichartige Anfrage wurde vom Direktionsrate an die Häuser Rothschild und Gutmann, an die Kreditanstalt, an einige deutsche Banken und an das Bankhaus Ludwig Wolfrum in Aussig gerichtet, ob dieselben geneigt wären, die noch unbegebenen Aktien des Teplitzer Walzwerkes al pari mit dem Betrage von 360.000 Gulden zu übernehmen. Ohne mir hievon Mitteilung zu machen, lehnten Rothschild und Gutmann diese Anfrage ab, wie alle übrigen, mit Ausnahme des Bankhauses L. Wolfrum, das sich bereit erklärte und die Aktien auch übernahm. Nun besaßen Wittgenstein und seine Freunde die Majorität sämtlicher Aktien. Herr Dub tobte und suchte alle Hebel in Bewegung zu setzen, dies rückgängig zu machen, konnte aber nicht hindern, daß die in aller Form Rechtens einberufene Generalversammlung trotz des von Dr. Langstein eingebrachten Protestes den Ankauf des Thomaspatentes und den Verkauf der Aktien genehmigte.

In diesem Stadium kam ich nach Wien, erfuhr die oben erwähnten Details, erkannte klar, daß ein Rückgängigmachen alles dessen nicht mehr möglich sei, und konnte nichts anderes raten, als sich in die Tatsache zu fügen. Eine wirkliche Schädigung von Witkowitz war ja nicht erfolgt, da Wittgenstein ausdrücklich erklärte, daß er durchaus bereit und Willens sei, mit Witkowitz zusammen zu arbeiten und die Interessen der Minorität genau so zu wahren, wie er die Majorität vertreten würde.

Ich erkannte schon damals, daß der einzig wirklich Geschädigte in dieser Angelegenheit ich sein würde, abgesehen von Dr. Langstein, dessen Verwaltungsratstelle in die Brüche ging. Von nun an hatte ich mit dem Übelwollen des vor Wut schäumenden, mächtigen Prokuristen des Hauses Rothschild zu rechnen. Dieser war es auch, der Herrn W. v. Gutmann forcierte, Wittgenstein zu bewegen, entweder seinen Aktienbesitz an Rothschild und Gutmann zu verkaufen, wofür man Opfer zu bringen bereit wäre, oder Wittgenstein sollte die Aktien des Hauses Rothschild und Gutmann übernehmen, damit man nichts mehr mit Teplitz zu tun hätte. Für das Letztere würde Wittgenstein voraussichtlich das Geld nicht aufbringen, so glaubte Herr Dub, und man brauchte nur mit dem Ersteren zu rechnen.

In dem kleinen Bureau in der Schellinggasse mit seinen 3 Stühlen fand nun eine diesbezügliche Besprechung zwischen Herrn W. v. Gutmann und Wittgenstein statt; ich sollte eine Art von Schiedsrichter sein. Die Sache verlief indes ebenso rasch wie die erst kürzlich erlebte Entschließung des Herrn Baron Albert Rothschild bei dem Ankaufe der Gruben des Grafen Andrassy in Rudabanya. Herr W. v. Gutmann erklärte: Eines oder das Andere müßte geschehen. Entweder kaufen Rothschild und Gutmann die Aktien Wittgensteins oder umgekehrt. Wittgenstein sollte einen Preis nennen, mit welchem er bereit wäre, die Aktien der Minorität zu bezahlen. Wittgenstein erklärte sich bereit, die Aktien der jetzigen Minorität, die er vor einigen Jahren mit 64 Gulden per Stück gekauft habe, nun mit 200 Gulden per Stück übernehmen zu wollen, die Hälfte gleich zu bezahlen, den Rest in späteren Terminen. Dieser Preis schien Herrn W. v. Gutmann unerwartet hoch, um so mehr, als Teplitz sich durch den Ankauf des Thomaspatentes um 550.000 Mark, wie er glaubte, finanziell sehr geschwächt hätte. Ohne mich weiter zu fragen, akzeptierte Herr W. v. Gutmann das Anbot Wittgensteins schlankweg und versicherte, daß sein Haus bezüglich der Termine der Zahlung den Wünschen Wittgensteins Rechnung tragen würde. Irgend ein Schiedsspruch wurde von mir nicht in Anspruch genommen. Die Sache war so in kürzester Zeit entschieden, aber offenbar, wie ich bald ersehen konnte, durchaus nicht in dem Sinn, wie es Herr Dub gewünscht hätte.

Einer der nächsten Schritte Wittgensteins war eine wesentliche Vergrößerung seines Werkes in Teplitz.

Eine Reihe von Schöpfungen Bontoux' in Frankreich war damals mit einem öffentlichen Skandal zusammengebrochen. Wittgenstein wußte, daß sich sämtliche Aktien der Böhmischen Montangesellschaft im Besitze einiger notleidenden Banken in Paris befänden. Er sandte einen jungen, geschickten Mann dorthin, der diese Banken bewog, ihm sämtliche Aktien der Böhmischen Montangesellschaft zum Preise von 450.000 Franks zu überlassen. Wittgenstein war hiedurch so befriedigt, daß er dem Unterhändler 450.000 Gulden in Rechnung stellte und die Differenz zwischen Gulden und Franken als wohlverdienten Lohn desselben ansah.

Bevor noch Wittgenstein die Aktien der Böhmischen Montangesellschaft erworben hatte, offerierte die letztere der Witkowitzer Gewerkschaft die Lieferung von einigen Hunderttausend Zentnern ihrer Nucicer phosphorhältigen Erze, die, da uns unter Anwendung des Thomasverfahrens der Phosphor nicht mehr genierte, bei dem Preise, nach welchem sie nach Witkowitz gestellt werden konnten, sehr gut entsprachen. Witkowitz litt ja immer an einem Hunger an Erzen. Hatten doch schon die eisenreichen Frischereischlacken der entlegensten Täler der steirischen und kärntnerischen Alpen durch Vermittlung der Firma Bruckner ihren Weg nach Witkowitz gefunden.

Nachdem Wittgenstein sämtliche Aktien der Böhmischen Montangesellschaft um 450.000 Gulden erworben hatte, erbot er sich zu meinem Erstaunen, dieselben zu dem gleichen Preise Witkowitz zu überlassen.

Er meinte, ein Vorbezugsrecht auf den Bezug des von der Böhmischen Montangesellschaft produzierten Roheisens zu Preisen, welchen die billige Gestehung der Erze zugrunde lag und welcher bezüglich der anderen Faktoren der Witkowitz treffenden Produktionskosten, zu gleitenden Preisen, der jeweiligen Marktlage Rechnung trug, konnte dem Teplitzer Walzwerk ebenso konvenieren wie Witkowitz.

Der Erzhunger von Witkowitz, unter welchem es, ich glaube, heute noch leidet, die nun erprobte leichte Verhüttbarkeit der Erze bei verhältnismäßig niederem Koksaufwand, die mir bekannten, außerordentlich niederen Gewinnungskosten der Nucicer Erze, endlich ihr hoher Phosphorgehalt, dessen Wert ich schon damals einzu-

schätzen begann, veranlaßte mich, den Ankauf der Böhmischen Montangesellschaft um 450.000 Gulden den Häusern Rothschild und Gutmann dringendst zu empfehlen; trotz der auf diesen Aktien liegenden Prioritätenlast und bei dem von Wittgenstein verlangten Vorkaufsrechte des Roheisens der Böhmischen Montangesellschaft zu Preisen, die Teplitz verhältnismäßig billiges Roheisen sicherten, aber auch noch einen Gewinn für Witkowitz gewährten. Aber mein Antrag, von Herrn W. v. Gutmann begriffen, wurde von Herrn David Ritter v. Gutmann und Herrn Dub abgelehnt, mit der Begründung, man könne einen so mit Prioritäten überlasteten Besitz nicht übernehmen. Diese Ablehnung, wie ich vermute, Wittgenstein nicht unerwartet, war in der Tat der größte Dienst, den man Wittgenstein leisten konnte.

Er war nun ein mehr als ebenbürtiger Konkurrent der Prager Eisenindustriegesellschaft geworden und konnte, auf e i g e n e n Erzen basierend, mit Hilfe des Thomasprozesses Fabrikate vorzüglicher Qualität aus diesen Erzen erzeugen.

Nun erst wurde die Prager Eisenindustrie aus ihrem Schlaf gerüttelt und so ergab es sich, ich glaube, ohne Zutun Wittgensteins, daß die Kreditanstalt, die langjährige Patronin der Prager Eisenindustriegesellschaft, an Wittgenstein herantrat, sie wolle das Teplitzer Walzwerk kaufen und mit ihm dessen sich so geschickt erweisenden Direktor Wittgenstein übernehmen.

$2^1/_4$ Aktie der Prager Eisenindustriegesellschaft für je eine Aktie des Teplitzer Walzwerkes wurde vereinbart. Das war begreiflich, weil die Prager Eisenindustrie viele Jahre hindurch keine oder nur sehr niedere Dividenden bezahlt hatte.

Unbegreiflich scheint es aber, daß die Kreditanstalt sich weigerte, in diesen Kauf auch den Kauf der Böhmischen Montangesellschaft um 450.000 Gulden einzuschließen. Es war durchaus augenscheinlich die größere Hälfte der materiellen Werte, die Teplitz zu bieten in der Lage war. Deshalb blieb die Böhmische Montangesellschaft noch mehr als 20 Jahre im Besitze Wittgensteins und seiner Freunde, bis auch dieser sehr wertvolle Teil erst vor wenigen Jahren mit der Prager Eisenindustrie vereinigt wurde.

Der Komplex der zusammengebrochenen Spekulationen Bontoux' bot indes die Gelegenheit, den Fehler, den Witkowitz gemacht hatte, indem es den Ankauf der Böhmischen Montangesellschaft um

450.000 Gulden ablehnte, wieder in einem gewissen Maße zu korrigieren.

Rappaport, der mit den Mitteln Bontoux', die nun versagten, gerechnet hatte, besaß große Posten der Aktien der Prager Eisenindustrie und der Alpinen Montangesellschaft, in welcher letzteren alle größeren Eisenwerke der Alpenländer sich zusammengeschlossen hatten. In beiden Fällen war es nicht die Majorität der Aktien dieser Gesellschaften, aber doch schon nahe an die Hälfte der Aktien heranreichend. Rappaport suchte mich im Hotel auf und bat mich, die Häuser Rothschild und Gutmann zu bewegen, seinen Besitz an Prager Aktien zum Kurse von 72 Gulden für 200 Gulden Nominale zu übernehmen. Meine warme Befürwortung wurde aber trotz meiner eingehenden Motivierung abgelehnt.

Wie ich von meinem Bruder hörte, hatte Wittgenstein, als er die Minorität der Aktien des Teplitzer Walzwerkes abzulösen hatte, ein Konsortium gebildet, an welchem er selbst mit drei Achtel, Direktionsrat Karl von Wessely mit zwei Achtel, J. Weinberger, Karl Wolfrum und mein Bruder Karl, der Schwager Wittgensteins, mit je einem Achtel beteiligt waren; Quoten, die, wie ich glaube, bei allen ferneren Unternehmungen Wittgensteins immer dieselben geblieben sind.

Der Ablehnung des Anbotes Rappaports folgte indes bald wieder ein Anbot von Aktien der Alpinen Montangesellschaft, wieder nicht die Majorität, aber nicht weit von der Hälfte entfernt, und diesmal mit 14 Gulden per Aktie, ein Preis, der mir so billig erschien, daß ich nicht zweifelte, daß meine eingehend motivierten Gründe zum Ankauf dieser Aktien führen würden.

Es wäre ein Leichtes gewesen, durch gelegentlichen Zukauf weiterer Aktien sich in den Besitz der Majorität der Alpinen Montangesellschaft zu setzen und schon damals jene durchaus einfachen Maßnahmen zu treffen, mit welchen mehr als 20 Jahre später Wittgenstein einen so glänzenden Erfolg erreichte. Auch hier hatte ich Herrn W. v. Gutmann für meinen Antrag gewonnen, Herr David Ritter v. Gutmann und Herr Dub, die sieben Zehntel des Besitzes von Witkowitz repräsentierten, lehnten aber ab. Dies hinderte nicht, daß Herr David v. Gutmann, wie mir Herr Rappaport gelegentlich einer Begegnung auf der Straße erzählte, ihm 12 Gulden

per Stück, nicht für Witkowitz, sondern für eigene Rechnung anbot, was Rappaport nicht annahm.

Also auch diese Korrektur ist mir nicht gelungen und die Ablehnung meines letzten Vorschlages folgte seitens des Herrn Dub mit besonderer Unhöflichkeit. Ich sollte ein für allemal ähnliche Anträge mit weit gesteckten Zielen unterlassen.

Die hier erzählten Ereignisse bestätigen, was ich schon früher bezüglich der Grenzen meiner Begabung gesagt habe. Die Personen, mit welchen ich zu tun hatte, stellten mir sicher eine sehr schwere Aufgabe. Über die von Herrn Dub sorgfältigst gehütete Interesselosigkeit und durch eine buchstäblich sklavische Unterwürfigkeit erreichte Beeinflussung seines Herrn hinwegzukommen, war ich nicht befähigt genug.

Das Teplitzer Walzwerk, die Böhmische Montangesellschaft und die Prager Eisenindustriegesellschaft unter der Leitung Karl Wittgensteins vereint, dies war eine Großmacht auf dem Gebiete der österreichischen Eisenindustrie, mit welcher ich verständigerweise nicht zu kämpfen, sondern mich zu vertragen hatte. Die natürlichen Absatzgebiete lagen zum größten Teile örtlich weit getrennt voneinander. Nur auf dem Wiener Markte mußten wir uns treffen. Prag war nahe an Kladno und Teplitz und ferne von Witkowitz. Schon hatten sich alle Schienenwerke über Betreiben Wittgensteins in einem Kartell zusammengefunden und jedem der Teilhaber erwuchsen Vorteile daraus.

Eine Verständigung bezüglich vieler anderer Eisenfabrikate anzustreben, schien mir möglich, und Herr W. v. Gutmann war es, der mich eifrig dazu drängte, diese Verständigung in Angriff zu nehmen.

Bei Wittgenstein fand ich anfangs wenig Neigung, weil er es nicht für möglich hielt, eine solche Verständigung zu erzielen. Als ich ihm Schritt für Schritt auseinandersetzte, was ich für möglich hielt und zu hoffen wagte, brachte ich ihn erst mit einiger Überredung nur so weit, mir zuzusagen, daß er mich nicht hindern wollte. Doch war er noch lange voll Zweifel bezüglich des Gelingens. Namentlich auch die ungarischen Eisenwerke für eine solche Verständigung zu gewinnen, schien ihm unmöglich. Der erste Schritt hiefür war ein für Witkowitz und Kladno gemeinschaftliches Verkaufsbüro in Wien, an dessen Spitze Herr Hermann Rothballer, der bisherige

kommerzielle Vertreter der Witkowitzer Eisenwerke, gestellt wurde. Es bot schon diese Einrichtung beiden Beteiligten wesentliche Vorteile und war die Vorarbeit für eine ausgedehntere Organisation. Der nächste Schritt war, die großen mährisch-schlesischen Eisenwerke des Erzherzogs Albrecht und die Werke der Familie Klein zu gewinnen. Dieses gelang mir verhältnismäßig leicht, weil ich bei den leitenden Persönlichkeiten mir nicht nur Achtung vor den gewachsenen Leistungen von Witkowitz erworben hatte, sondern weil auch erkannt wurde, daß man es mit einem rechtlichen Manne zu tun hätte, der nun schon in dem langjährigen Nebeneinanderarbeiten, wenn immer er konnte, es vermieden hatte, seinen Nebenmenschen zu schaden, und immer bestrebt war, selbstlos Nützliches zu schaffen. Meiner Führung konnten und wollten sie sich anvertrauen; nie hätte dies Wittgenstein erreicht. Hier war wieder die Eigenart meiner Begabung zur Geltung gekommen. Bisher nur wider Willen nachgebend, weil er das von mir Erstrebte für unmöglich hielt, folgte Wittgenstein von nun an mit größtem Interesse meinen Bemühungen. Noch war die große Gruppe der Alpinen Eisenwerke und die ungarischen Werke zu gewinnen, was nach längeren und mühsamen Verhandlungen, die zumeist Herr Rothballer führte, endlich auch gelang. Mit großem Geschick hat Herr Rothballer die Details des ganzen großen Geschäftes organisiert, was sicher nicht leicht war, weil man von vornherein auf die strengste Prüfung bezüglich der vollkommen korrekten Gebarung seitens jedes Teilnehmers gefaßt sein mußte.

Daß Direktor Rothballer, wie überhaupt die ganze Organisation dann in viel engerem persönlichen Kontakte mit dem in Wien domizilierenden Generaldirektor Wittgenstein stand als mit mir, der ich ja in Witkowitz domizilierte, und daß dann dieser der Welt als Schöpfer des Kartells erschien, ist wohl begreiflich. In Wirklichkeit war ich es, der es zustande brachte und die Grundlinien der Organisation legte, genau so, wie ich es Wittgenstein bei der ersten Anregung vorgeschlagen hatte. Mein Vorschlag lautete: Die Verständigung sollte die Teilnehmer vor einer zügellosen, oft ruinösen Konkurrenz auf dem Markte schützen, also die Herstellungskosten des Fabrikates um diese Risikoquote verringern. Der gesicherte Preis sollte eine vorteilhafte Arbeitseinteilung und den Aufwand besserer Arbeitsmittel ermöglichen und hiedurch wieder eine Verringerung der Erzeugungskosten erzielen. Die Preise aller Waren des Marktes

bauen sich doch immer auf ihren Erzeugungskosten auf. Ermäßigte Kosten der Herstellung gestatten auch eine Ermäßigung der Preise auf dem Markte, ohne den Gewinn des Fabrikanten zu schmälern. Die Erhöhung dieses Gewinnes über ein durch die Umstände gegebenes Maß hinaus erregt den Unwillen und die Unzufriedenheit des Käufers und beschränkt hiedurch den Markt, was durchaus den Interessen des Fabrikanten widerspricht und deshalb möglichst vermieden wird. So ergibt sich eine Art Selbstregelung, die den Produzenten schon der billigeren Herstellungskosten halber in der Regel etwas begünstigt, ohne dem Konsumenten zur Last fallen zu müssen. Diese Verständigung, Eisenkartell genannt, besteht nun seit Jahrzehnten. Abgesehen von den Schwankungen der jeweiligen Konjunkturen erwies dasselbe durchschnittlich nicht eine Erhöhung, sondern eine Verbilligung der benötigten Waren. Erst in der Not des Weltkrieges vollzieht sich nun eine Umwertung von Geld und Ware, deren schließliche Ergebnisse heute noch nicht absehbar sind.

Deutschland hat ähnliche Einrichtungen erst viel später erreicht. Als ich 1886 mit den Herren Friedrich und Alfred Krupp über das Gelingen und gute Funktionieren des österr.-ung. Eisenkartells sprach, schien denselben die Schaffung ähnlicher Einrichtungen in Deutschland völlig unmöglich, wie es anfänglich auch Wittgenstein in Österreich schien.

Aber einige Jahre später wurde es dennoch in Deutschland nach dem österreichischen Muster geschaffen und es scheint auch dort dauernden Bestand und sich als eine nützliche Einrichtung erwiesen zu haben.

Aus der Fülle von Erinnerungen, die sich an die weitere Entwicklung von Witkowitz knüpfen, glaube ich noch zwei besonders hervorheben zu sollen.

Österreich-Ungarn hatte Mitte der achtziger Jahre noch keine Einrichtungen, um aus geschweißtem Schmiedeisen oder Stahl Rohre herzustellen. Alle in Österreich benötigten Fabrikate dieser Art wurden aus England und Deutschland bezogen. Der Bedarf an solcher Ware wuchs von Jahr zu Jahr, sowohl durch die immer größere Verwendung schmiedeiserner Röhren für Gas- und Wasserleitungen, wie auch durch die beginnende Aufschließung des großen galizianischen Ölreviers, das einen weiteren und großen Bedarf in Aussicht stellte. Nach deutschen Mustern und von deutschen Inge-

nieuren beraten, wurde in Witkowitz das erste Rohrwalzwerk in Österreich errichtet und mit gutem Erfolg betrieben. Die Eigenart der Handelsusancen in dieser Ware, von England stammend, das etwa 10 Jahre früher den ganzen damaligen Bedarf der Erde bestritt, ließen eine getrennte Behandlung dieses Artikels nötig erscheinen.

In dem Vorstand unserer Rohrniederlage in Wien, Herrn Robert Kern, gewannen wir einen sehr fleißigen und geschickten kommerziellen Leiter dieses Geschäftes, das bald auch durch die Aufnahme der Fabrikation ungeschweißter, das heißt aus einem Stück Flußeisen hergestellter Rohre und durch die Fabrikation der erforderlichen Verbindungsstücke, Muffen, Flanschen und Hähne wesentlich erweitert wurde und, wie ich glaube, auch heute den Fortschritten folgend, die vorzüglichste Ware zu liefern imstande ist. Nicht so glücklich und erfolgreich verlief der Versuch, Wassergas in großartigerem Maßstabe für den Hüttenbetrieb in Verwendung zu nehmen.

Generaldirektor Massenez in Hörde vertrat Patente, die die schon früher bekannte, verhältnismäßig einfache Erzeugung eines aus einer Mischung von Kohlenoxydgas mit Wasserstoffgas hergestellten Brenngases zum Vorteile der Erfinder schützen sollten.

Führt man glühendem Brennstoff (Kohle oder Koks) atmosphärische Luft zu, so verbrennt derselbe zunächst in einem Fokus zu Kohlensäure, die sich in Berührung mit glühender Kohle in Kohlenoxydgas umsetzt und so ein Gemisch von zirka 24% Kohlenoxydgas und 76% Stickstoff ergibt.

Dies ist die im Hüttenbetrieb allgemein angewendete Überführung des festen Brennstoffes in Heizgas, Generatorgas genannt.

Fügt man der eingeblasenen atmosphärischen Luft Wasserdampf in entsprechender Menge bei, so entsteht ein Gasgemisch von Kohlenoxydgas, Wasserstoffgas und von Stickstoff der eingeblasenen Luft. Dieses Gasgemisch, Wassergas genannt, hat wesentlich andere Eigenschaften, bei welchen die hohe Verbrennungstemperatur des Wasserstoffes zur Geltung kommt, und findet eine vielseitige Anwendung, ohne indes, wie man damals vermutete, im großen Maßstabe an die Stelle des Generatorgases treten zu können.

Welches Interesse die Verwendung von Wassergas damals erweckte, ist erkennbar aus folgendem von Herrn F. Alfred Krupp

an mich gerichteten Brief, der hier meiner späteren Mitteilung bezüglich meiner Beziehungen zu Krupp vorauseilt.

Essen a. d. Ruhr, 20. August 1886.

Mein verehrter Herr Kupelwieser!

Seit lange haben wir zu meinem größten Bedauern nichts mehr voneinander gehört. Sie sind inzwischen vielleicht zur Überzeugung gelangt, daß das Schicksal, wie es gewaltet hat, das Rechte getroffen hat; ich dagegen bedauere immer mehr und täglich, daß wir seinerzeit nicht in nähere Beziehungen zueinander treten konnten. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt, und man muß sich eben in Alles schicken.

Der Grund, warum ich heute auch einige Minuten Ihrer Zeit in Anspruch nehme, ist, Sie offen und ohne Umschweife zu fragen, ob Sie gestatten würden, daß einige Techniker von hier Ihren Siemensofen mit Wassergasfeuerung in Augenschein nehmen dürfen. Ich bin persönlich der Ansicht, daß diese Sache eine große Zukunft hat, meine Ansicht aber wird hier nicht so ganz geteilt, und deshalb dränge ich darauf, daß einige hiesige Techniker sich persönlich über die Sache an Ort und Stelle informieren möchten. Vor Allem ist es mir natürlich wichtig, daß sie den Ofen in Betrieb sehen können.

Ich habe meine Frage so frei und offen gestellt, um von Ihnen eine ebenso offene Antwort zu erhalten. Sagen Sie mir also bitte „ja" oder „nein".

In der Hoffnung, daß Sie sich meiner noch freundlich erinnern, verbleibe ich mit herzlichen Grüßen an Sie und meine angelegentlichsten Empfehlungen an Ihre verehrte Frau Gemahlin

Ihr sehr ergebener
Alfred Krupp.

Es war damals möglich, aus Magnesia hergestellte kleine Kämmchen des Schweden Fanjelm mit Wassergas zu einer Weißglut zu bringen, deren Leuchtkraft das Licht der gewöhnlichen Gasbrenner wesentlich übertraf. Eine solche Beleuchtung mit Gasglühlicht brachte ich in einer neuen Arbeiterkolonie zur Anwendung. Damals arbeitete Auer an der Herstellung von Glühkörpern, die viel vollkommener als Fanjelms Glühkamm waren und bald ihren

Siegeszug über die ganze Erde nahmen. Diese letzteren, die bei Verwendung von Leuchtgas bezüglich der Lichtstärke und der Haltbarkeit sehr befriedigende Resultate ergaben, hielten bei Verwendung von Wassergas wegen dessen hoher Verbrennungstemperatur nicht stand. Auch ein anderes Moment ließ die Verwendung von Wassergas für Beleuchtungszwecke ungeeignet erscheinen. Die Geruchlosigkeit des Wassergases läßt Undichtheiten der Rohre und Hähne nicht so leicht erkennen wie das stark riechende Leuchtgas, und hierin lag eine Gefahr.

Die in Witkowitz durchgeführten Versuche erweckten weithin Interesse und unter den vielen Besuchern, die aus diesen Gründen nach Witkowitz kamen, befanden sich auch 2 Ingenieure der Firma Krupp. Ich glaube, sie kamen mit einer Einführung des Herrn Arthur Krupp in Berndorf, der damals begann, das bisher wenig beachtete Metall Nickel einer größeren industriellen Verwendung zuzuführen. Es war ja selbstverständlich, daß wir den Ingenieuren der schon damals weltberühmten Firma Krupp freundlich entgegenkamen. Die Benützer der Wassergaspatente, vertreten durch Massenez, waren indes auch verpflichtet, anderen Interessenten für Wassergas offene und ehrliche Auskunft zu geben.

Ein Brief der Firma Krupp, die für die freundliche Aufnahme, die ihre Ingenieure in Witkowitz gefunden hatten, dankte, lud mich ein, nach Essen zu kommen, wo ich freundlichst aufgenommen würde und auch vielleicht eine Verbesserung der Räderfabrikation sehen und im konvenierenden Falle Lizenzen für Witkowitz erwerben könnte. Einer solchen Einladung mußte ich natürlich nachkommen, hoffend, dort vieles zu erlernen, was Witkowitz nützlich sein würde.

Dieser Einladung folgend, traf ich eines Tages mittags in Essen ein. Ein höherer technischer Beamter, dessen Namen ich vergessen habe, leistete mir Gesellschaft beim Mittagessen im dortigen Werkshotel. Nach Tisch, zum schwarzen Kaffee erschien Herr Friedrich Alfred Krupp, der Sohn Alfred Friedrich Krupps, des berühmten Gründers der Kruppschen Werke. Herr Alfred Krupp führte mich nach Tisch in das Werk, zeigte mir, beginnend mit dem alten kleinen Häuschen, mit dem sein Vater mit 2 Tiegelöfen vor vielen Jahren seine Karriere begann, eine noch nicht lange fertig gewordene kolossale moderne Anlage, das neue Panzerplattenwerk.

Walzenstraßen in kolossalen Dimensionen, 2 Pressen, Öfen mit allem Zubehör ꝛc. machten den Eindruck höchster technischer Vollendung und der Aufwendung großartiger Mittel für große Zwecke. Nicht nur Panzerplatten, auch Grobbleche in bisher von mir noch nicht gesehenen Dimensionen wurden auf diesen Strecken hergestellt. Alles schien trefflich ersonnen und mit großer Vollendung ausgeführt. Gegen 5 Uhr brachte mich der junge Herr Krupp zu seinem Vater. Ich fand einen älteren Herrn von sehr hoher Statur und charakteristischen Gesichtszügen im Bette liegend, jedoch heiter und voll Lebhaftigkeit. Er sagte mir, er liege schon einige Wochen zu Bett und fühle sich in demselben so wohl, daß er beabsichtige, überhaupt nicht mehr aufzustehen. Sein Schlafzimmer betrat man aus einem großen Saal, in dem an einem Ende, dem Auge nach, eine kolossale Orgel stand. In Wirklichkeit war es ein sehr vollendetes Musikinstrument (Orchestrion), das alle möglichen Instrumente eines Orchesters barg und in der Lage war, eine Reihe auserwählter Musikstücke mit dem Klange eines ganzen Orchesters zu Gehör zu bringen. Auf der anderen Seite des Saales, dem Schlafzimmer gegenüber, befand sich ein ganz gleiches Schlafzimmer und Herr Krupp wechselte jede Nacht diese beiden Zimmer. Er meinte, sein Werk sei in so guter Ordnung, er könnte dasselbe sehr gut vom Bette aus dirigieren, lasse sich die Beamten und Meister, mit welchen er verkehren wollte, kommen und wiederholte, er fühle sich hiebei so wohl, daß er nicht mehr aufstehen wolle.

Von einem so interessanten Manne darf ich wohl auch erzählen, was mir von einem der Herren, der mich am nächsten Tage wieder zu Krupp führte, mitgeteilt wurde. Der alte Herr hätte ein lebhaftes Interesse für eine schöne Schauspielerin in Düsseldorf gehabt und dieselbe in vielstündigen Ritten zu Pferde, von Essen nach Düsseldorf an einem Tage hin- und herreitend, besucht. Eine große Übermüdung mit sich hiezu gesellendem Hämorrhoidalleiden hatten ihn bestimmt, vorläufig seine Direktion vom Bette aus zu besorgen.

Der Verkehr mit diesem Manne war höchst interessant. Ich bewunderte seine Anlagen für Panzerplatten, was er indessen anders aufnahm, als ich erwartet hatte. Er behauptete, es sei ein großer Fehler, daß sein Sohn diese Anlagen gemacht habe. Die Firma Krupp hätte bisher ihren Stolz darein gesetzt, Kanonen und Geschosse

zu erzeugen, welchen keine Panzerplatte stand hielte. Nun wolle sie wieder Panzerplatten erzeugen, die jedem Geschosse widerstehen würden. Das sei unlogisch. Man könne das Eine oder das Andere, aber nicht Beides erreichen.

Er erkundigte sich lebhaft, ob ich seinen Neffen, Herrn Arthur Krupp in Berndorf, kenne und was ich von ihm halte. Es war eine sehr anregende, etwa eine Stunde währende Besprechung, aber der Gegenstand, den ich sehen sollte, war bisher noch nicht berührt worden. Am nächsten Tage sollte und habe ich auch das Manöver gesehen, bei welchem in pünktlichster, wie bei einem Uhrwerk zusammenarbeitender Weise einige tausend einzelne Tiegel, jeder mit 40 *kg* geschmolzenen Stahles, das Material lieferten für einen einzigen sehr großen Stahlblock.

Mittags leisteten mir wieder einige liebenswürdige und interessante Herren Gesellschaft und nachmittags wurden mir eine Reihe von allgemeinen, dem Personal dienenden Einrichtungen gezeigt, in demselben Sinne, wie ich sie in Witkowitz selbst ausgeführt hatte, aber in vielfach großartigerer Weise, mit dem Aufwande von Mitteln, die wohl das Zehnfache betrugen von dem, was ich in Witkowitz hiefür aufwenden konnte.

Überall die vornehmste Ordnung und Reinlichkeit, es schien mir ein idealer Zustand, welchen zu erreichen ja auch mein steter Wunsch für Witkowitz war.

Endlich wurde mir auch das Objekt gezeigt, das den Vorwand gab, mich nach Essen zu berufen. Ich hatte auch an diesem Tage eine längere Besprechung mit dem alten Herrn, dessen Geist und Lebhaftigkeit ich bewundern mußte.

Der nächste Tag war der Besichtigung der Kanonenwerkstätte und allem hiemit Zusammenhängenden gewidmet. Tausende von Arbeitern leisteten mit Werkzeugen, die mir ausnahmslos völlig neu erschienen, wenn sie es auch nicht waren (so rein waren sie gehalten), die unglaublich präzise Arbeit, die auf die Herstellung verwendet wurde und durchaus nötig schien.

Als ich abends wieder zu Herrn Krupp geführt wurde und Abschied nehmen wollte, bat er einen englischen Freund, der ihm gerade Gesellschaft leistete, uns ein wenig allein zu lassen. Nun sagte er mir, er halte seinen Sohn nicht für bedeutend genug, um die großartigen Anlagen, die er hinterlasse, in seinem Sinne weiter zu

führen. Er denke deshalb daran, seinen Neffen Arthur Krupp in Berndorf, den er für viel fähiger halte, nach Essen zu berufen. Das sei auch der Grund, warum er mich bezüglich seines Neffen mehrfach befragt habe und meine Meinung wünsche, was ich von diesen seinen Ansichten hielte. Ich hatte nun innerhalb dieser $2^1/_2$ Tage, oftmals und längere Zeit von Herrn Alfred Krupp geführt, den Eindruck gewonnen, derselbe sei ein durchaus fähiger Mann, bei dem allerdings hinter einfachen, höchst liebenswürdigen Formen diese Fähigkeiten in bescheidener Weise zurücktraten, ganz im Gegensatz zu seinem Vater, dessen lebhaftes, fast lautes Wesen große Fähigkeiten jederzeit deutlich erkennen ließ und erkennen lassen wollte. Ich war deshalb über die Mitteilungen des alten Herrn erschrocken und sagte ihm, daß ich glaube, daß er die Fähigkeiten seines Sohnes sehr unterschätze. Ich hätte durchaus den Eindruck, daß er ein fähiger, durchaus harmonisch entwickelter Mensch sei. Ich glaube, daß er sich glücklich schätzen könne, einen so tüchtigen und auch liebenswürdigen Sohn zu haben. Hiebei war mir allerdings die außerordentliche Verschiedenheit zwischen Vater und Sohn in ihrem nach außen tretenden Wesen aufgefallen. Ich meinte, es würde ein großes Unrecht sein, was er seinem Sohne antue, wenn er ihn vor der Welt als minderwertig erscheinen ließe, was er durchaus nicht sei, und in meinem Eifer, dies dem alten Herrn in Rede und Gegenrede klar zu machen, kamen Worte über meine Lippen, die mich selbst erschreckten, er mir indessen im Eifer des Gespräches nicht übel zu nehmen schien. Ich glaube, daß ich die große Liebenswürdigkeit, mit welcher ich empfangen wurde und welcher ich mich auch nach dem Tode des alten Herrn erfreute, wenn ich seinen Nachfolger in Essen besuchte, was mehreremal geschah, verdient habe durch mein tapferes, aufrichtiges und vom Herzen kommendes Eintreten. In der Tat hat dieser Sohn nach dem Tode seines Vaters die ihm gewordenen Aufgaben in ganz außerordentlich tüchtiger Weise erfüllt. Geliebt und verehrt von all den vielen Angehörigen der großen Werke, war es leider keine sehr lange Zeit, in der er das von seinem Vater übernommene Unternehmen in großzügiger Weise weiterführte, als er, schwer herzkrank, zu früh aus dem Leben schied.

Nach Witkowitz zurückgekehrt, erhielt ich bald den Besuch des jungen Herrn Alfred Krupp in Begleitung seines Vetters Arthur Krupp. Ich mußte ihnen unser Werk natürlich ebenso eingehend

zeigen, als mir einige Wochen früher die Werke in Essen gezeigt wurden.

Wieder etwa 14 Tage später erhielt ich von Herrn Alfred Krupp beiliegenden, in Kopie angeführten Brief.

Homburg v. d. Höhe, 15. Juli 1885.

Sehr verehrter Herr Kupelwieser!

Zunächst möchte ich Ihnen nochmals für die freundliche Aufnahme und die interessanten Stunden, die ich bei Ihnen verlebte, meinen herzlichsten Dank aussprechen.

Am 12. d. M. habe ich meinem Vater über meine Reise nach Witkowitz Bericht erstattet und erhielt ich daraufhin den Auftrag, bei Ihnen anzufragen, ob Sie

1. geneigt sein würden, mit der Firma Friedrich Krupp einen zehnjährigen Vertrag zu schließen und die Stellung des technischen Prokuristen, wie ich Ihnen dieselbe skizzierte, zu übernehmen und ob Ihnen
2. folgende Honorierung genügen würde?
   A. Jährlicher Gehalt:
      1. 30.000 Mark von der Firma Friedrich Krupp,
      2. 50.000 Mark aus der Privatkasse meines Vaters, worüber ein *sekreter* Privatvertrag aufzusetzen wäre.
   B. Kapitalverschreibung seitens der Firma Krupp über 300.000 Mark, zahlbar nach 10 Jahren. (Wortlaut der Verschreibung nach beiliegendem Formular.) Da diese Propositionen bedeutend über den Rahmen des bisher Üblichen hinausgehen, so wünscht mein Vater, um Unzufriedenheit unter den übrigen Prokuramitgliedern zu verhüten, daß Post A. 2. vollständig geheimgehalten bleibe.

Zur Erläuterung bemerke ich beiläufig, daß Geheim-Finanzrat Jencke den höchsten Gehalt von 30.000 Mark bezieht.

Selbstredend erwarten wir nicht, daß Sie sich definitiv entscheiden, bevor Sie sich nicht durch einen Besuch in Essen gründlich über alle Verhältnisse orientiert haben. Sollten Sie im Prinzip nicht abgeneigt sein, der Firma Friedrich Krupp Ihre Kräfte in

Zukunft zu widmen, so würde in erster Linie die Frage für uns von Wichtigkeit sein, wann Sie Ihren Austritt aus Witkowitz bewerkstelligen können? Ihre gefällige Antwort wollen Sie gütigst an mich nach Homburg v. d. Höhe, Hotel Richelmann adressieren. Mein Vater trägt mir viele Empfehlungen für Sie auf, und indem ich Sie bitte, mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin angelegentlichst zu empfehlen, verbleibe ich unter herzlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener
Alfred Krupp.

Aus demselben ist zu ersehen, daß ich den doppelten fixen Gehalt seiner bisher bestbezahlten Direktoren erhalten sollte. Eine Ergänzung aus der Privatschatulle des Besitzers sollte meine fixen Bezüge auf 80.000 Mark erhöhen, also viel mehr, als meine fixen Bezüge in Witkowitz, die allerdings schon aus freien Stücken der Herren Gewerken von 12.000 Gulden auf 24.000 Gulden erhöht worden waren.

Die Stelle des ersten technischen Prokuristen bei Krupp war in ihrem Wesen gleichartig mit meiner Stellung als Generaldirektor von Witkowitz. Ich hatte hier wie dort nur die Besitzer der Werke über mir, mit deren Vertrauen und Verständnis ich zu rechnen hatte. — Des Verständnisses konnte ich bei Krupp völlig sicher sein. — In Witkowitz waren Vertrauen und Verständnis infolge der Erkrankung des Herrn W. v. Gutmann bei demselben wohl nicht geschwächt, aber oft sehr unwirksam geworden, — bei Herrn Baron Rothschild kaum ein wenig geweckt, mußte Beides erst gewonnen werden, was mir indes möglich, ja auch wahrscheinlich erschien.

Ich empfand damals und empfinde noch heute diesen Antrag der Firma Krupp als die größte Ehrung und Anerkennung meiner mir immer als mäßig erscheinenden Leistungen, weil es mir noch nicht gelungen war, das volle Vertrauen und Verständnis des Baron Rothschild zu erwerben. Deshalb ging doch so vieles nicht nach meinen Wünschen. Aber die Liebe zu der Scholle, auf der ich arbeitete, mit allen mir liebgewordenen Arbeitskräften war doch so stark, daß ich von vornherein entschlossen war, in Witkowitz zu bleiben.

Vorstellungen an das Haus Krupp, daß ich fürchtete, es würden meine Fähigkeiten überschätzt, auch gelte der Österreicher in

Deutschland ein wenig inferior, dies würde das Zusammenarbeiten mit reichsdeutschen Hilfskräften erschweren und ich würde wahrscheinlich nicht dasjenige leisten können, was Krupp von mir erwarte, folgten meinerseits.

Dies war kein Vorwand. Diese Einwendungen entsprangen völlig meinem Empfinden.

Als Direktor Holz erkannte, daß ich nicht zu Krupp gehen würde, bat er mich dringend, ihn für diese Stelle zu empfehlen. Ich konnte ja leicht erkennen, daß er lebhaft wünschte, ich sollte zu Krupp gehen, wodurch meine Stelle in Witkowitz höchstwahrscheinlich ihm zufallen würde. Ich erfüllte diese Bitte und sprach wärmstens für Holz, mir vorhaltend, daß er schon als Reichsdeutscher für die Stelle bei Krupp geeigneter wäre als ich und mir sicher an allgemeinen Fähigkeiten nicht nachstehe, in manchem mich vielleicht überrage. Aber meine warme Empfehlung blieb erfolglos. Man hätte das Engagement des Direktors Holz schon früher in Erwägung gezogen, hätte die beste Meinung von seinen Fähigkeiten, aber dennoch das Engagement desselben für unmöglich erkannt. Ich konnte nicht erfahren, was diese Ablehnung verursacht haben mochte. Direktor Holz war hiedurch sehr betroffen. Er drängte mich sehr, ihm Motive hiefür anzugeben, so daß ich ihm den Wortlaut der erfolgten Ablehnung nicht verschweigen konnte. Er schien die Ursache derselben zu erkennen, aber völlig abgeneigt, mir sie mitzuteilen.

Die Antwort Krupps war, daß er nochmals mit mir persönlich sprechen wollte. Ich hatte indessen den Herren Gebr. Gutmann und Baron Rothschild genaue Mitteilungen über alles gemacht und ihnen offen erklärt, daß es mein lebhaftester Wunsch sei, in Witkowitz zu verbleiben, auch, daß ich Direktor Holz für die Stellung empfohlen hätte.

Herr W. v. Gutmann hatte schon damals einen jener nervösen Anfälle, die ihn, in späteren Jahren immer häufiger wiederkehrend, für Tage, ja Wochen für mich unzugänglich machten. Und so war es Herr Baron Albert Rothschild, in dessen Hände ich die Entschließung legen wollte, ob ich zu Krupp gehen oder in Witkowitz verbleiben sollte.

Mein Anteil am Gewinne aus den Jahren 1884—85 hatte die Höhe von etwa 60.000 Gulden erreicht. Ich konnte deutlich erkennen, daß dies sowohl Herrn David v. Gutmann wie auch Herrn

Dub ungebührlich hoch erschien, und konnte annehmen, daß Herr Dub auf diese Ungebührlichkeit Herrn Baron Rothschild aufmerksam machen würde.

Ich bat daher Herrn Baron Rothschild, damals von Wien abwesend, ihn in der Langau besuchen zu dürfen. Er sollte über mein Geschick in dieser Angelegenheit entscheiden. Von ihm und seiner liebenswürdigen Frau gütig in einem reizend gelegenen Jagdschloß aufgenommen, hatte ich Gelegenheit, folgende Frage aufzuwerfen: Finde auch er, wie Herr David v. Gutmann und Herr Dub, daß meine Bezüge ungebührlich hoch seien, so ergäbe sich gegenwärtig die Gelegenheit, einen so teuer bezahlten Generaldirektor los zu werden; ein fähiger Ersatz für denselben sei in der Person des Direktor Holz am Werk vorhanden. Fände er es in seinem Interesse, daß ich Witkowitz verlasse, so würde ich scheiden und die Stelle bei Krupp annehmen. Ich verlange durchaus nicht eine Erhöhung der Bezüge, ich würde mit Freude und ganzem Herzen für Witkowitz in jeder Weise eintreten und an der Spitze der Werke bleiben und auf die großen Chancen, die mir die Stellung bei Krupp bringen würde, verzichten, wenn ich seines vollen Vertrauens sicher wäre. Nach einigem Nachdenken sagte mir Herr Baron Rothschild, er wünsche, daß ich in Witkowitz verbleibe. Voraussetzend, daß ich mit dieser Entscheidung endlich das Vertrauen des Herrn Baron Rothschild gewonnen hätte, entschloß ich mich endgültig für das Verbleiben in Witkowitz.

Wie wenig es mir gelang, Herrn Baron Rothschild für meine Anschauungen zu gewinnen, konnte ich bald aus folgendem ersehen:

Auf meine Bitte hatten Krupps in sehr artigen Zeilen Herrn Baron Albert Rothschild eingeladen, auf einer seiner wiederholten Reisen von Wien nach Paris den kleinen Umweg über Essen zu nehmen und sich die Kruppschen Werke anzusehen. Ich erhoffte hiedurch ein größeres Interesse und ein besseres Verständnis für Witkowitz zu erreichen. Aber mit welcher Entrüstung wurde diese Einladung zurückgewiesen? Unter der wohl von Herrn Dub ersonnenen Motivierung, eine solche Reise des Herrn Baron könnte nicht geheim gehalten werden und dann den Frieden der Welt gefährden.

Herr Baron Rothschild fragte mich bei dieser Gelegenheit, ob wir die Tätigkeit unseres Werkes nicht auch in einer ähnlichen Weise wie Krupp durch Fabrikation von Kanonen und dergleichen erweitern

könnten? Ich meinte, ich hätte ohnedies diesbezüglich eine Bitte an ihn zu richten. Um Kanonen zu erzeugen, fehlte es Witkowitz derzeit noch an einem genügend geschulten Arbeitspersonale, befähigt, mit Maschinen aller Art jene Präzision der Arbeit zu erreichen, die bei der Kanonenfabrikation nötig sei. Eine weitere Entwicklung würde indessen im Laufe der Jahre sicher auch präzis arbeitende Kräfte heranschulen lassen. Mit dem, was heute in Witkowitz besteht, könnten wir indessen zur Not, wenn wir uns entschließen würden, immerhin auch schon einige größere Einrichtungen treffen, schon die Fabrikation von Panzerplatten aufnehmen und dies bat ich, mir zu gestatten.

Auf die Frage, wie kostspielig diese Einrichtungen sein würden, nannte ich, mich in dieser Sache sehr irrend, einen Betrag von mindestens 400.000 Gulden. (Ein viel höherer hat sich indes hiefür nötig erwiesen.) Für 400.000 Gulden wollte er sich lieber eine Herrschaft (Grundbesitz) kaufen, so meinte Baron Rothschild, und ich erwiderte: Ich hoffe und erwarte von der Fabrikation von Panzerplatten einen Gewinn, der gestatten würde, vielleicht ein zehnfach größeres Gut zu erwerben. „Ist dies Ihre wohlbedachte Meinung?" Diese Frage konnte ich mit einem überzeugten „ja" beantworten, denn es waren sehr hohe Preise, die damals die österreichische Marine für die aus dem Ausland bezogenen Panzerplatten bezahlte.

Hiemit war die Zustimmung des Herrn Baron für die Aufnahme dieser Fabrikation erwirkt und die Entscheidung für mein Verbleiben in Witkowitz getroffen, was ich Herrn Krupp mitteilte.

Aber einige Wochen später besuchte mich Herr Alfred Krupp in Gesellschaft seines Vetters Arthur Krupp und dessen Frau in Pörtschach, wo ich einen 14tägigen Sommeraufenthalt bei meiner Familie verbrachte.

Nochmals versuchten die Herren in sehr liebenswürdiger Weise, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen, versichernd, daß ich auch in Essen jährlich meine Sommerfrische in Pörtschach haben könnte, selbstverständlich auch wie in Witkowitz, über die fixen Bezüge hinaus, Anteil an besonders befriedigenden Resultaten des Werkes. Aber mein Geschick war entschieden und dem 42jährigen Manne schien eine lange Reihe von Jahren vor ihm zu liegen, in welchen er, nun unterstützt von dem Vertrauen des Herrn Baron Rothschild, Großes für Witkowitz leisten zu können glaubte.

Aber ganz anders, als von mir erwartet, gestalteten sich die Dinge während der 7 Jahre, die ich noch in Witkowitz verblieb, für mich, um dann gekränkt, fast ein wenig verbittert, von dem mir so lieb gewordenen Orte meiner erfolgreichen Tätigkeit zu scheiden.

Von nun an hoffend, daß ein größeres Vertrauen auch ein größeres Verständnis des Herrn Baron Albert Rothschild bringen würde, waren es weiter ausgreifende Ideen, mit welchen ich mich beschäftigen konnte.

Was ich in den Kruppschen Werken zu beobachten Gelegenheit hatte, stand mir als ein wertvolles und nachahmenswertes Beispiel immer vor Augen. Und Baron Albert hatte ja selbst angeregt, daß ich demselben folgen sollte. Dieser meiner Meinung schienen allerdings Äußerungen zu widersprechen, nach welchen er abgeneigt schien, daß Witkowitz die Fabrikation von Kanonen in Aussicht nehme. An Herrn Baron Albert eine Stütze zu gewinnen, war äußerst wichtig für mich, da meine bisherige, ja einzige Stütze, Herr W. v. Gutmann, mehr und mehr zu versagen schien.

Der große pekuniäre Erfolg des Kohlengeschäftes des Hauses Gebr. Gutmann in so vielen Details, ganz und gar in die Hand des Herrn David v. Gutmann gekommen, ließ bei letzterem mehr und mehr die Überzeugung festigen, eigentlich sei e r und nicht sein Bruder Wilhelm die Quelle der außerordentlichen Prosperität des Hauses. Deshalb sei es unrecht, daß er nur $^{2}/_{5}$, sein älterer Bruder $^{3}/_{5}$ des Geschäftes besitze. Hiezu kamen noch Momente der Eifersucht bezüglich der heranwachsenden Jugend. Herr David v. Gutmann glaubte in seinem einzigen Sohne ein ganz nach seinem Muster geformtes Ideal menschlicher Tüchtigkeit zu erkennen und in dem zunächst das Erbe seines Vaters einmal antretenden Sohne seines älteren Bruders, Max v. Gutmann, dessen einfaches, bescheidenes und gütiges Wesen mich ein wenig an Herrn Alfred Krupp erinnerte, einen Konkurrenten seines Sohnes bezüglich der einstmaligen Führung des Hauses Gebr. Gutmann zu erblicken. Die, wie ich glaube, außerordentliche Überschätzung seines eigenen Sohnes führte Herrn David zu einer ebenso außerordentlichen Unterschätzung des Wertes des Sohnes seines Bruders Wilhelm.

Die Beurteilung aller Angelegenheiten des Hauses Gebr. Gutmann nach innen wie nach außen war bei beiden Brüdern allmählich

sehr verschieden geworden und ging immer weiter auseinander. Die feine, eher etwas weiche Natur des Herrn Wilhelm litt schwer unter den so gewordenen Umständen, die der viel derberen Natur seines jüngeren Bruders wenig an hatten. So weit ich es erkennen konnte, gab es schon bald kaum eine Frage, bezüglich welcher die beiden Brüder in ihren Anschauungen Eins waren.

Der jüngere Bruder der handelnde, der Ältere, viel Begabtere der schwer leidende Teil. Dies schien mir die einzige Ursache einer Art von Psychose zu sein, die sich bei Herrn W. v. Gutmann in wiederkehrenden und sich immer öfter wiederholenden Depressionen äußerte, in welchen er völlig unzugängig im Hause gehütet wurde. Eine solche war auch damals eingetreten, als ich mich bezüglich meines Verbleibens in Witkowitz zu entscheiden hatte. Sein Sohn, Max Ritter von Gutmann, ähnlich wie der Sohn des Herrn Friedrich Krupp, sich durchaus harmonisch für die große, ihm einmal zufallende Aufgabe entwickelnd, ambitionierte gar nicht eine irgend führende Stellung im Hause, konnte und wollte auch gar nicht gewissermaßen an Stelle seines Vaters eintreten. Ich hatte ihn monatelang, da er in meinem Hause lebte, schätzen und lieben gelernt; aber in ihm schon jene Stütze zu finden, die ich immer an seinem Vater gefunden hatte, damit konnte ich nicht rechnen. Ich war mir indes immer klar bewußt, daß ich ihn bei allem Verständigen und Guten, was ich anstrebte, an meiner Seite haben würde.

Schon lange empfindend, daß Witkowitz in der Entwicklung der Stahlgießerei infolge des völligen Mangels an Raum in dem sehr beengten Stahlwerke zurückgeblieben war, wollte ich die Einrichtungen, die ich für die Fabrikation der Panzerplatten zu treffen hatte, für die ich die Zustimmung des Herrn Baron Rothschild besaß, mit Einrichtungen auch für die Herstellung von Stahlguß aller Art verbinden.

Herr Alfred Krupp schrieb mir, daß er das Gußstahlwerk bei Witten erworben und in dem Direktor desselben, Herrn Asthöfer, den Mann gefunden und gewählt habe, der jene Stelle ausfüllen sollte, die man mir zugedacht hatte. Stahlformguß war die Spezialität von Annen bei Witten und noch bevor Direktor Asthöfer mit seinem Werke zu Krupp kam, hatte er Herrn v. Skoda in Pilsen, der frühzeitig die rasch wachsende Verwendung von Stahlguß er-

konnte, eine Stahlgußhütte eingerichtet und Skoda war dadurch Witkowitz vorausgekommen.

Der Voraussicht des genialen Ritter v. Skoda und der dann durch Vermittlung Asthöfers ermöglichten Verbindung mit Krupp verdanken die Skodawerke ihre 25 Jahre erfordernde Entwicklung von einer Maschinenfabrik, damals durchaus nicht ersten Ranges unter den großen Maschinenfabriken Österreichs, zu jener höchst bedeutenden und für Österreich-Ungarn so wichtigen Waffenfabrik, die sie heute sind. Witkowitz konnte ein gleiches Ziel viel rascher und vollkommener erreichen als die Skodawerke. Verfügte es doch schon immer über eine Fülle von Werkzeugen und Mitteln aller Art, welche die Skodawerke nicht besaßen. Witkowitz wäre geradezu alles viel leichter geworden wie den Skodawerken und Baron Albert Rothschild hatte ja ausdrücklich gewünscht, daß Witkowitz diesen Weg nehme, und ich war voll guten Willens und Eifer, seinen Intentionen zu folgen. Und dennoch ist dies nur teilweise gelungen. Die Fabrikation von Geschützen ist Witkowitz entgangen, und nur die sich im Weltkrieg erweisende, ganz außerordentliche Fabrikationsmöglichkeit von Geschossen aller Art ist ihm geblieben. Und wenn ich mich frage, was hat Witkowitz gehindert, diesem ihm so natürlichen Weg zu gehen, so finde ich, es ist ein begabter, aber nur seine eigenen kleinen Interessen verfolgender Prokurist des Hauses Rothschild gewesen, dessen kleinliche Interessen schließlich eine genügend stark wirkende Ursache waren, die Geschicke einer bisher glücklich groß gewordenen Organisation auf wesentlich andere Wege zu leiten, als es Baron Albert Rothschild selbst gewünscht hatte.

Das nächste Ziel war nun also die Errichtung eines neuen Stahlwerkes, ausgedehnt genug, um auch schon einer ziemlich großartigen Entwicklung der Stahlgießerei Raum zu geben und zudem einer ziemlich großartigen Werkstätte zum Schmieden der großen Stahlblöcke und zum Biegen der Panzerplatten, wofür zwei schwere hydraulische Schmiedepressen und ein Dampfhammer nötig waren. Anschließend daran sollte eine Werkstätte erstehen, in welcher die gewaltigen Hobel- und Stoßmaschinen mit über denselben hinweggehenden Laufkranen die Bearbeitung der Panzerplatten ermöglichten.

Bahngeleise für diese Anlagen mußten geschaffen werden, die sich schon der Hauptlinie der Nordbahn näherten. Es lag nahe, diese

Geleise noch um 6,5 *km* zu verlängern und hiemit den direkten Anschluß an die Hauptbahn zu gewinnen. Bisher war die Bahnverbindung der schon groß gewordenen Eisenwerke nichts weniger als einfach.

Von der Station Ostrau der Nordbahn mußten sämtliche Frachten auf die Ostrau-Friedländer Bahn übergehen, welche einer separat verwalteten Aktiengesellschaft angehörte, und erst von einer Station der Ostrau-Friedländer Bahn zweigten jene Geleise ab, die zu den vielen Betrieben des Eisenwerkes führten. Ich brauchte die ohnedies nötigen Geleise nur 6,5 *km* weiter zu führen, um den bisher nicht vorhandenen direkten Anschluß an die Nordbahn bei Schönbrunn zu gewinnen. Bezüglich dieser Verlängerung der nicht mehr auf dem eigenen Grund des Werkes liegenden Geleise mußte ich eine Eisenbahnkonzession erwirken. Die Konzession wurde erteilt trotz dem Einspruch der Nordbahn und wurde von Witkowitz, obschon die Oder mit einer Brücke zu überschreiten war, so rasch hergestellt, daß alle Bemühungen der Nordbahn, diesen Anschluß zu hindern, vergeblich waren, wobei durch die geschaffene Tatsache der von den Behörden konzessionierten und nun in vollkommen korrekter Weise gebauten Bahn der Anschluß in Schönbrunn nicht verweigert werden konnte. Ich wußte wohl, daß dies ein eigenmächtiges Verfahren meinerseits war, ich wußte aber auch, daß ich in anderer Weise den Anschluß nie erreicht hätte. Das Haus Rothschild besaß sehr viele Aktien der Kaiser Ferdinands-Nordbahn und Herr Dub würde aus Rankün̈e gegen mich eifrigst bestrebt gewesen sein, die wichtigsten Interessen von Witkowitz der kurzsichtigen und beschränkten Ansicht der von ihm sehr beeinflußten Organe der Nordbahn zu opfern. Dieser Gefahr wollte ich ausweichen.

Die Kaiser Ferdinands-Nordbahn markierte ihr Mißvergnügen, indem sie mir die Freikarte entzog, die ich auf ihren Linien seit Beginn meiner Tätigkeit in Witkowitz besaß, und ich konnte auch sehr bald bemerken, wie sehr Herr Dub Herrn Baron Albert aus diesem Anlasse gegen mich zu verstimmen wußte. Aber in dem Bewußtsein, daß das, was ich getan hatte, ebensosehr im Interesse von Witkowitz wie im Interesse der Nordbahn lag, welche infolge meiner Tätigkeit in Witkowitz den weitaus größten Frachtgeber gewonnen hatte, achtete ich wenig auf diese Verstimmung.

Wenige Jahre später konnte ich deutlich erkennen, daß ich das bei Herrn Baron Rothschild kaum erst ein wenig gewonnene Vertrauen schon wieder verloren hatte.

Ich erwähne hier, daß bei dem Bau der Brücke über die Oder, welchen Herr Ingenieur Krueg, Chef unserer Bauabteilung, so rasch und musterhaft durchführte, als dessen Assistent Wilhelm Kestranek, kaum erst von der technischen Hochschule gekommen, als Eisenbahningenieur tätig war, wobei ich Gelegenheit hatte, dessen große und allgemeine Fähigkeiten genauer kennen zu lernen.

Ein Motiv für den Bau dieses Bahnflügels nach Schönbrunn war schon damals in folgendem Umstande gelegen.

Es mußte, wie ich glaubte, die Zeit kommen, in welcher durchaus modernere und großartigere Betriebsanlagen mehr oder weniger an Stelle der alten, vielfältig nun schon irrationell ineinander geschobenen Betriebe treten würden.

Unter allen Örtlichkeiten, die hiefür in Aussicht genommen werden konnten, war aus vielen Gründen Schönbrunn die geeignetste Örtlichkeit und die hiefür benötigten Grundstücke hatte ich immer im Auge behalten, später auch teilweise durch erworbene Kaufrechte gesichert.

Bisher hatte sich meine Tätigkeit auf das Adaptieren und Verbessern alter Einrichtungen beschränkt. Nun war es das erste Mal, daß ich ganz neue Einrichtungen schaffen konnte. Daß auch dies nur ein Zwischenglied sein würde, mit dessen Hilfe ich endlich zu einer durchaus modernen Anlage in Schönbrunn kommen würde, schien mir klar. Die gewonnene Erkenntnis von Möglichkeiten vieler Art, welche eine Verminderung der Erzeugungskosten der Fabrikate sicher erscheinen lassen, macht das Mögliche noch lange nicht zur Tatsache und auf ein langsames Überwinden von vielerlei Hindernissen mußte ich gefaßt sein. Als ein solches Zwischenglied hat das nun im Laufe der nächsten Jahre erbaute neue Stahlwerk seine Aufgaben auch ziemlich erfüllt. Mit seiner Hilfe wurden in der Tat vorzügliche Panzerplatten für die österreichische Marine hergestellt und große Mengen vorzüglichen Stahlgusses geliefert. Noch vor meinem Abgange von Witkowitz hatte ich die Freude, daß sich die Panzerplatten desselben in Konkurrenz mit Krupp und Vickers in Sheffield als die besten erwiesen, infolge dessen dann namhafte Bestellungen der österreichischen Marine in Witkowitz gemacht wurden, deren hohe

Preise die kostspieligen Investitionen durchaus lohnten. Dieses neue Stahlwerk hat auch die Einnahmen des Werkes so erhöht, daß großartige Neuanlagen geschaffen werden konnten.

Allerdings erfolgten dieselben erst später, als ich erwartet, und auch ganz anders und anderen Ortes, als ich es damals gedacht hatte, dann aber großartiger und oppulenter, als es mir damals vor Augen stand.

Selbstverständlich konnte ich auch an den pekuniären Erfolgen des zunächst Neugeschaffenen keinen Anteil haben. Und daß dies alles, wie die Umstände lagen, so kommen mußte, sehe ich heute, 23 Jahre später, viel klarer als damals. Ich erkenne auch, daß die Art meiner Befähigung mich hinderte, die Tragweite vieler Umstände richtig zu beurteilen und Widrigkeiten rechtzeitig vorzubeugen. Schon eine wenig größere Befähigung hätte mir vielleicht die Möglichkeit geboten, das für Witkowitz als richtig Erkannte auch zu erreichen. Die wesentlichsten Umstände meines Schiffbruches, wenn ich es so nennen darf, waren etwa folgende:

Ich hatte infolge des ausdrücklichen Wunsches des Herrn Baron Rothschild den ehrenhaften Ruf der Firma Krupp nicht angenommen und auf das Vertrauen, welches, wie ich es empfand, schon ein wenig persönliche Zuneigung einschließen würde, zu sehr gerechnet und mich hierin getäuscht.

Meine Bemühungen, daß Direktor Holz, den ich sehr schätzte, die mir angebotene Stelle bei Krupp erhalte, waren erfolglos geblieben. Ich glaube nicht, daß derselbe an meinen Bemühungen für ihn zweifelte, doch die Tatsache, daß ich nicht zu Krupp gegangen und so meine Stellung in Witkowitz für ihn nicht frei gemacht hatte, konnte er mir nicht verzeihen. Um den Schmerz, den er hiedurch erlitt, zu mildern, suchte ich seine Stellung besser zu gestalten. Ich hatte ihn bisher als den fähigsten meiner Beamten in vielen Angelegenheiten mit meiner Stellvertretung betraut und seinem Urteile immer großes Gewicht beigelegt. Nun machte ich ihn förmlich zu meinem Stellvertreter, erhöhte seinen Gehalt, stellte seinen Schreibtisch, den er bisher im Bureau der Hochofenkanzlei hatte, Rücken an Rücken an meinen Arbeitstisch. War ihm bisher nur die in sein Ressort fallende Korrespondenz zugewiesen, von nun an waren es alle Angelegenheiten, die ebenso an ihn wie an mich gelangten. Ich hatte bald Ursache, diese Maßnahme zu bereuen. Was ich bisher

leicht und rasch nach eigenem besten Ermessen behandelt hatte, gab von nun an oft zu stundenlangen Debatten Veranlassung und diese waren für ihn, den sehr Redegewandten und Witzigen, sicher nicht so ermüdend wie für mich.

Aber ich hatte es so veranlaßt und mußte nun die Unannehmlichkeiten hinnehmen. Für weiter in die Zukunft ausgreifende Pläne hatte er wenig Verständnis, eher Abneigung dagegen. Eine Hilfe, so sah ich bald, konnte ich derzeit hierin nicht erwarten, hoffte aber immer noch auf eine solche, wenn wir den vorgesteckten Zielen näher rückten. Die ganze Reihe von Jahren hindurch war es mir immer gelungen, eine jährlich steigende Rente des Werkes zu erarbeiten, weit über die großen Investitionen hinaus, welche aus dem Gewinn des Werkes bestritten wurden. In dem vorletzten Jahre vor meinem Abgange von Witkowitz waren $2^1/_2$ Millionen Gulden = 5 Millionen Kronen als Reingewinn übrig geblieben, nach Bestreitung der Investitionen im gleichen Betrag. Es war die höchste Summe von Reingewinn, welche ich für Witkowitz bisher erreicht hatte. Aber bei der Bilanzsitzung sagte mir Herr David v. Gutmann: 4 Millionen hätte der Reingewinn sein sollen und nur höchstens eine Million der Betrag der Investitionen. Auch Herr Dub stimmte lebhaft diesen Vorwürfen bei und meine Bemerkung, daß die Herren vor 12 Jahren so glücklich gewesen waren, als ich zum erstenmal einen Reingewinn von 121.000 Gulden anweisen konnte und daß es völlig unrichtig sei, mit dem Ergebnisse unzufrieden zu sein, weil ja die hohen Investitionen einen großen Wert hätten, welcher sich in Zukunft bezahlt machen würde, fand kaum Beachtung.

Auch bei dieser Sitzung war Herr W. v. Gutmann infolge einer Gemütsdepression nicht anwesend und mein Stellvertreter Direktor Holz verhielt sich schweigend, was Herr David v. Gutmann offenbar als eine Zustimmung seiner Anschauungen auffaßte. Ich konnte schon bei dieser Gelegenheit vermuten, daß mein Stellvertreter in das Lager meiner Gegner übergegangen war.

Von nun an kam Herr David v. Gutmann häufiger nach Witkowitz, wohnte zwar in meinem Hause, vermied aber eher meine Gesellschaft und suchte die des Direktor Holz auf. Aber die Meinung, ich hätte Herrn W. v. Gutmann und Herrn Baron Albert Rothschild noch auf meiner Seite, ließ mich verhältnismäßig sorglos sein, glaubte ich doch, $^8/_{10}$ des Besitzes von Witkowitz seien für mich und

nur die $^2/_{10}$ des Herrn David gegen mich. Diese Sorglosigkeit erscheint mir heute, nach 23 Jahren, fast unbegreiflich.

Ich muß noch ein anderes, für mein Geschick verhängnisvolles Ereignis anführen.

Unmittelbar im Osten von Witkowitz, nur durch den Ostraviza-Fluß getrennt, war damals noch ein kleines, zwar belehntes, aber nicht aufgeschlossenes Kohlenterrain (derzeit in schwachen Händen) käuflich zu erwerben. Noch hatte ich die Schmerzen nicht vergessen, welche mir die Überlassung des Kohlenterrains nordwestlich von Witkowitz an Herrn Wondraček bereitet hatte, diesen kleinen Rest des noch in unserer Nähe gelegenen Kohlenterrains wollte ich nicht wieder für Witkowitz verlieren. Ich selbst teilte durchaus nicht die Anschauung der Herren David v. Gutmann und Dub, daß der Reingewinn der letzten Jahre ein geringer gewesen sei, und glaubte es durchaus verantworten zu können, auf eigene Faust, allerdings mit Zustimmung des Herrn W. v. Gutmann, dieses kleine Kohlenterrain um 24.000 Gulden für Witkowitz zu kaufen. Herrn Baron Rothschild konnte ich damals nicht fragen, er war in Paris, und Herrn Dub wollte ich nicht fragen, weil ich dort sicher ein „Nein" zu erwarten hatte. Die Besitzer von Witkowitz konnten ja schließlich mit dem erworbenen Besitz anfangen, was sie wollten, und nötigenfalls konnte ich ja die 24.000 Gulden auf meine Rechnung nehmen. Ich vergrößerte diesen, für die Besitzer von Witkowitz durchaus zweckmäßigen und nur für mein Geschick verhängnisvollen Fehler noch durch Einleitung einer ziemlich kostspieligen Bohrung, die erst bei 1003 *m* die ersten Kohlenflötze erreichte, den Besitz infolge einer Auswaschung an dieser Stelle geringwertiger erscheinen ließ, was er indessen nicht war. Auch gab diese Bohrung wertvolle Resultate für den ganzen Bergbau. Schon wenige Jahre später wurden vom Luisschacht aus Kohlen aus diesem Terrain entnommen.

Ich kann wohl als Moment der Entschuldigung für diesen Fehler (wenn es überhaupt ein solcher war) anführen, daß ich in dieser Zeit von einer länger währenden und sehr schmerzlichen Krankheit befallen war. Seit Jahren quälte mich ein Rheumatismus in der rechten Schulter, der nicht weichen wollte. Eine, wie ich glaube, übermäßig energische Massage durch Doktor Barbieri, so habe ich es (vielleicht irrtümlich) beurteilt, brachte den Nerv, der

den rechten Arm, den Daumen, Zeigefinger und die Hälfte des Mittelfingers versorgte, zu einer anfänglich latenten, später akuten Entzündung, die mir monatelang die größten Schmerzen bereitete. Ein von Professor Nothnagel verordneter Gipsverband brachte die Muskulatur des Armes zur Schwindung. Die Schmerzen waren zeitweise so groß, daß ich glaubte, ich würde denselben erliegen und sie schienen auch durch steigende Morphindosen nicht völlig zu beheben. Ein von Dr. Munk versuchter, sehr starker Aderlaß durch Blutegel am Arm und darauf folgende Eisumschläge schien eine wesentliche Erleichterung zu bringen, gerade zur Zeit, als der herbeigerufene Dr. Schweninger von Berlin eintraf und nun die Weiterbehandlung des Falles übernahm, bezüglich dessen er mir die Versicherung gab, daß ihm genau der gleiche Fall schon vorgekommen sei. (Den Wiener Ärzten schien dieser Fall neu gewesen zu sein.) Der Patient, dessen Adresse er mir gab, fühle sich nun nach einigen Wochen und Monaten verhältnismäßig sehr wohl. Ich sollte völlig beruhigt sein, auch mir würde es so ergehen, ich sollte nur seine Anordnungen befolgen. Diese Anordnungen waren etwa folgende:

Eine Morphininjektion durfte ich mir nur jeden zweiten Tag gestatten, bis ich (er vertraue auf meine moralische Kraft) nach Wochen, ja Monaten, die Dosen immer schwächend, den Gebrauch von Morphin selbst einstellen würde. Genau so, wie er es erwartet, ist dies nach einigen Monaten aus freiem Willen von mir geschehen. Sehr heiße Bäder des Armes würden den Schmerz auch schon ein wenig lindern und auch die Nacht ohne Morphin erträglicher erscheinen lassen, weil ihr ja eine zweite, durch die Morphininjektion erleichterte Nacht folgen würde. Eine vernünftige gute Ernährung, Streck- und Beugeübungen der Arme, um die verlorene Muskulatur wieder herzustellen. Dies waren höchst einfache, mir durchaus vernünftig erscheinende Vorschriften. Daß die Lähmungserscheinungen und die Gefühllosigkeit im Daumen und Zeigefinger, teilweise auch im Mittelfinger der rechten Hand nur sehr langsam schwinden, auch in 10 Jahren und darüber noch nicht völlig geschwunden sein würden, machte er mich ganz besonders aufmerksam, dies sei von keiner besonderen Bedeutung und allmählich kaum störend zu empfinden. Genau so, wie er es vorhergesagt hatte, ist die Sache in der Tat gekommen.

Ein zweiter Besuch Schweningers, dem ich übrigens alle 14 Tage brieflich zu referieren hatte, konnte nur den guten Erfolg konstatieren; auch durfte ich kein Honorar für diesen Besuch in Rechnung stellen, da er sich gerade auf der Reise nach Konstantinopel befand, wo er dem Sultan, den er seit Jahren auf Distanz behandelte, sicher ebenso einfache, durchaus vernünftige Verordnungen zurücklassen mochte, wie er es bei mir getan. Sicher ein großes theoretisches Wissen nicht entbehrend, schien ihm dies allein doch völlig ungenügend, die Aufgabe des Arztes, dem Leidenden in der Tat Hilfe zu bringen, zu erfüllen. Wenn er das letztere nicht könne, sei das bloße Wissen des Arztes für den Patienten höchst geringwertig. In meinem Fall war Herr Professor Nothnagel bei der zweiten Konsultation völlig befriedigt, konstatieren zu können, daß man es hier in der Tat mit einer Neurose zu tun hätte. Erst auf dringende Anfrage des Dr. Munk, wie man dieselbe bessern könnte, erwiderte er zögernd: „Anfangs Elektrizität, später Massage.“ Auf die Bitte Dr. Munks, irgend einen Fachmann zu empfehlen, welcher die angeratene Elektrizität zu applizieren lehren würde, antwortete er: „Ich wüßte nicht. Adjeu!“ Das Wohl und Wehe seines Patienten schien ihm so gleichgültig, so unbedeutend; die durch sein hohes Wissen ermöglichte Erkenntnis, daß man es hier mit einem Falle der Neurose zu tun hätte, war völlig genügend, ein hohes Honorar zu rechtfertigen. Daß meine Abschätzung von Wert und Unwert zugunsten Dr. Schweningers ausfiel, wird man begreiflich finden. Die körperliche und geistige Konstitution seines Patienten möglichst gründlich zu erfassen und hier Hilfe zu bringen, wo und wie dies nur möglich sei, bei völligem Vergessen seiner selbst, auf zu erwartendes Honorar und zu erwerbenden Ruhm, fast leidenschaftlich nach Mitteln zur Besserung zu suchen und auch die einfachsten Mittel nicht verschmähend. Als dies erscheint mir das Wesen Dr. Schweningers eine seltene und höchst wertvolle Spezialität und als solche ist er sicher ohne Ausnahme von allen Menschen erkannt und geschätzt worden, die seine ärztliche Hilfe in Anspruch nahmen. — —

Zu den Umständen, die mir das erhoffte Vertrauen des Herrn Baron Rothschild wieder entzogen, muß ich auch folgenden zählen:

Das Eisenkartell erhielt, obschon es eine große Zahl von Teilnehmern hatte, die alle pro rata an den Spesen der Institution teil-

hatten, seine ganze Organisation durch Witkowitz und die Prager Eisenindustrie; also durch mich und Wittgenstein.

Der bisherige Vertreter von Witkowitz, Rothballer, trat an die Spitze desselben und er war es, welcher das ihm unterstehende Personal bestellte und auf gemeinschaftliche Kosten aller beteiligten Werke verrechnete. Niemals beanständet von einem der teilnehmenden Werke, hatte Rothballer die Aufgaben seiner Stellung in völlig unparteiischer Weise vorzüglich besorgt. Er war hiedurch nicht mehr Bediensteter von Witkowitz, auch nicht Bediensteter der Prager Eisenindustriegesellschaft, sondern der erste Diener einer auf Verträgen basierenden Gesamtorganisation, von welcher er auch sein Gehalt bezog. Als er uns ganz unerwartet rasch durch den Tod entzogen wurde, war es eine schwere Aufgabe, einen geeigneten Ersatz für diese vorzügliche Arbeitskraft zu finden. Mir und Wittgenstein, als die stärksten Teilnehmer des Kartells, fiel naturgemäß diese Aufgabe zu. Wir konnten aber bezüglich der Wahl unter den vielen Bewerbern lange nicht schlüssig werden, da wir uns bei keinem derselben sicher fühlten, daß er die gestellten Aufgaben gut bewältigen würde. Wir zögerten, aber endlich mußte doch eine Wahl getroffen werden. Ich suchte Wittgenstein in seiner reizenden Villegiatur in Neuwaldegg auf, wo er durch ein Unwohlsein zurückgehalten war, und sagte ihm, daß ich alle bisher in Aussicht genommenen Bewerber zu wenig kenne, aber fürchte, daß wir mit jedem derselben das Erstrebte nicht finden würden. Ich hätte den Mut, einem jungen, aber sehr fähigen Mann diese Stelle anzuvertrauen, obschon er in dieser Branche noch keine Erfahrungen habe. Auch wüßte ich noch gar nicht, ob derselbe geneigt wäre, eine solche Stellung anzunehmen. Ich schilderte ihm die Eigenschaften und Fähigkeiten, welche es mir wahrscheinlich erscheinen ließen, daß der von mir Empfohlene die in Frage kommende Stellung rasch vorzüglich ausfüllen könnte. Wittgenstein war etwas erstaunt, daß ich mit diesem Vorschlag kam, weil er mir gerade einen ganz ähnlichen Vorschlag machen wollte. Wie ich später von ihm hörte, war es J. Hell (10 Jahre später der sich sehr fähig erweisende Generaldirektor der Alpinen Montangesellschaft), den er mir für die Stellung Rothballers vorschlagen wollte.

Ich sollte ihm den jungen Mann heraussenden. Wenn er alles so finde, wie ich ihm mitteilte, sei er bereit, meinen Vor=

schlag anzunehmen oder mir den von ihm beabsichtigten Vorschlag zu machen.

Ich suchte Kestranek auf, der damals einem Ingenieurbureau der Nordbahn angehörte, teilte ihm mit, was ich mit Wittgenstein besprochen, auch daß ich ihn in Aussicht genommen hätte, und bat ihn, Wittgenstein in Neuwaldegg zu besuchen.

Kurze Zeit darauf erhielt ich einen Brief Wittgensteins, dahin gehend, daß er mit meinem Vorschlage vollkommen einverstanden sei und glaube, daß wir eine durchaus gute Wahl getroffen hätten. Er habe auch Kestranek schon in alles eingeführt und derselbe funktioniere schon als Chef des Kartells. Fast gleichzeitig langte ein Brief des Hauses Rothschild ein, welcher mich bat, möglichst bald bei Herrn Baron vorzusprechen. Dort teilte mir dieser mit, er wünsche, daß der älteste Sohn des Herrn Dub die Stelle des verstorbenen Rothballer erhalte und Leiter des Eisenkartells werde. Ganz abgesehen davon, daß ich den jungen Herrn Dub gelegentlich eines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Witkowitz in meinem Hause kennen gelernt hatte und durchaus nicht für diese Stelle geeignet hielt, obschon er kein unfähiger Mann war, konnte ich die Bestellung Kestraneks nicht mehr rückgängig machen. Ich mußte ja zufrieden sein, daß Wittgenstein den von mir Empfohlenen akzeptiert hatte. Aber der Herr Baron wollte alle meine Einwendungen nicht gelten lassen, verstand es offenbar gar nicht, daß die Qualität des Menschen bei Besetzung einer so wichtigen Stelle allein ausschlaggebend sein müßte. Er schien offenbar zu meinen, daß der Umstand, daß mein Bruder Max die Schwester Kestraneks zur Frau hatte, ich also für dessen Schwager eine hoch bezahlte Stellung suche, die Ursache sei, daß ich es für unmöglich erklärte, seinem ausdrücklichen Wunsche nachzukommen.

Herr Kestranek hatte indessen unsere Erwartungen übertroffen und Wittgenstein seine in dieser Stellung erwiesenen Fähigkeiten für so bedeutend erkannt, daß er ihn schon wenige Jahre später zu seinem Nachfolger in der Direktion der Prager Eisenindustrie bestellte und hiemit diesem fähigen und liebenswürdigen Manne eine Karriere eröffnete, die mir heute noch nicht völlig abgeschlossen erscheint. Ein einsichtiger Regent fände in ähnlich befähigten Männern Diener ersten Ranges, welche ihm selbst und dem Lande von größtem Nutzen sein könnten.

Zu den Fähigkeiten vielseitigster Art, die für eine solche Stellung nötig sind, zählt auch der Mut, mit Rückständigkeiten aufzuräumen und gegen Unvernunft und Unanständigkeit zu kämpfen, auf die Gefahr hin, möglicherweise auch in einem solchen Kampfe zu unterliegen.

„Ich brauche keine gescheiten Leute, ich brauche nur gute Untertanen“, so schärfte es der Großvater unseres verehrten alten Kaisers den Professoren einer neu erstandenen Universität ein. Diese Direktive, in der Zeit, in welcher sie gegeben wurde, vielleicht begründet, erkennen wir heute als die Ursache vieler Rückständigkeiten aller Art. Auch der gute Untertan scheint uns verdächtig, er konnte selbstsüchtige Zwecke zu leicht unter dem Mantel eines äußerlichen Patriotismus verstecken — auch die lang befolgte Regel „Den schlimmen Buben ein Butterbrot“ — erweist sich nicht mehr als zuverlässig.

Die Organisation eines Staatengebildes erinnert in meinen Augen doch sehr an die Organisation einer gut geleiteten Fabriksanlage.

Gescheit sein, man kann es nie genug sein, gut sein, Güte ist hier identisch mit Klugheit, voraussichtig sein, das heißt, nur erreichbare Ziele mit richtig gewählten Arbeitskräften erstreben — diese müssen gewählt, also gesucht werden —, was tüchtig ist, hoch entlohnt, geringe Leistung nur wenig. Eine zweckmäßige Fürsorge für die Not des Tages und der Zukunft und nur ein Gnadenbrot für die Trägen. Dies gilt für alle Arbeitsleistungen, sei es die Verteidigung der Organisation (das Vaterland), in der Pflege des Rechtes, des Unterrichtes und der wirtschaftlichen Arbeiten aller Art. Wie weit sind wir von dieser billigen Weisheit in unserer staatlichen Organisation heute noch entfernt?

Daß ich von dieser Weisheit in meinem kleinen Reiche nicht allzu sehr entfernt war, hiefür spricht die Tatsache, daß seit meinem Rücktritte von Witkowitz fast alle führenden Männer der österreichischen Eisenindustrie unter mir ihre Laufbahn begonnen haben. Ich nenne hier die Namen: Wittgenstein, Kestranek, Schuster, Kerpely, Rothballer, Horovsky, Günther, Pazani. — Ihre oft größere Begabung, aber auch glückliche Umstände vieler Art konnten diese Männer weiter führen und mehr erreichen lassen, als es mir möglich war, aber bei aller individueller

Verschiedenheit derselben glaube ich doch, einen gemeinschaftlichen Zug zu erkennen, der sie mit mir fast wie Schüler mit ihrem Lehrer verbindet.

Baron Rothschild konnte nicht erkennen, daß es nicht in meiner Macht stand, in diesem Falle seinem dringenden Wunsche nachzukommen, wenn ich es auch hätte tun wollen. Wittgenstein und andere Teilnehmer des Kartells hätten es sicher verhindert. Aber ich schien mich in seinen Augen eines krassen Ungehorsams schuldig gemacht zu haben, was er mir nicht vergessen wollte, und Herr David Ritter v. Gutmann und Herr Dub schäumten über diesen Akt meiner angeblichen Willkür.

Kestranek sollte erst 10 Jahre bei einem Eisenhändler in die Lehre gehen, bevor er eine solche Stellung erhalten könne, so meinte Herr David v. Gutmann und für Baron Albert, von Dub gehetzt, war es nicht der befähigte Mann, den ich gesucht hatte, sondern der Schwager meines Bruders, dem ich eine gut bezahlte Stellung verschafft hatte. Und daß mein Bruder Oberingenieur einer Walzwerksabteilung und Seiler, ein Jugendfreund von mir, Oberingenieur im Stahlwerk war und dessen Assistent v. Kerpely, der vor wenigen Jahren im Dienste der erzherzoglichen Werke 40 Gulden pro Monat, nun 6 Jahre später 200 Gulden Gehalt pro Monat und eine Produktionstantieme von etwa 2000 Gulden im letzten Jahre bezog, das waren unerhörte Akte der Willkür. Dies waren die Vorwürfe, die ich in den letzten Monaten immer hören mußte und die, immer wiederholt, endlich auch Herrn W. v. Gutmann etwas beeinflußt hatten, so daß er in Zeiten seiner Depression unsicher wurde, ob sein Bruder David nicht doch etwa recht hätte. Auch ein Ausspruch des Direktor Holz zu Herrn David v. Gutmann kann erwähnt werden, den ich von mehreren Seiten, zuletzt auch von Herrn Baron Albert Rothschild zu hören bekam. Er lautete: „Kupelwieser ist eine viel zu generöse Natur, er bezahlt uns alle, Beamten und Arbeiter viel zu hoch. Auch ich bin zu hoch bezahlt.“ Alle diese Vorwürfe mit dem Zitat der obigen Bemerkung meines Stellvertreters mußte ich auch in meiner letzten Aussprache mit Herrn Baron Rothschild wieder hören und alle meine Erwiderungen schienen auf denselben, seiner vorgefaßten Meinung gegenüber, keinen Eindruck zu machen.

Außer der hier geschilderten Atmosphäre, in welcher ich mich bewegte, haben noch 2 Momente auf mein Scheiden in Witkowitz Einfluß genommen. —

An den Kohlenbergbauen der beiden Firmen, nun unter der Direktion des jungen Wondraček, aber auch schon ein wenig und sehr wohltätig von Herrn Max Ritter v. Gutmann beeinflußt, der nach Absolvierung der Bergakademie von Leoben dem Kohlenbergbaue besondere Aufmerksamkeit zuwandte, wurde die Fabrikation von Koks nicht nur verbessert, sondern überdies auch sehr vergrößert. Dieser Steigerung konnte und sollte auch eine Steigerung der Fabrikation von Roheisen in Witkowitz folgen.

Meine Meinung war, man sollte mit einer neuen Hochofenanlage in Schönbrunn beginnen und es vermeiden, in das Alte, schon sehr Beengte wieder neue Einrichtungen in mühsamer und kostspieliger Weise einzuschieben. Holz befürwortete eine solche Einschiebung in die alten Werke. Bei der hierüber entscheidenden Sitzung (Herr Wilhelm v. Gutmann war wieder nicht anwesend) wurden meine Anträge verworfen und die meines Stellvertreters angenommen, obschon ich meine Anträge sehr eingehend und, wie ich glaubte, gut motiviert hatte. Nicht ich, sondern mein Stellvertreter hatte sich als Generaldirektor erwiesen und es lag mir schon damals nahe, um meine Entlassung zu bitten.

Den letzten Ausschlag für meinen Entschluß gab indes folgendes Ereignis:

An den amerikanischen Hüttenwerken hatte es sich als zweckmäßig erwiesen, das aus den Hochöfen im regelmäßigen Turnus abgelassene Roheisen anzusammeln und erst aus diesem Sammelbecken das durch Mischung vieler, mitunter ungleichartiger Abstiche, gleichmäßig gewordene Roheisen nach Bedürfnis den Stahlwerken zuzuführen. Mir schien diese Einrichtung wertvoll und auf mein Drängen wurde dieselbe im Konstruktionsbureau der Hochöfen gezeichnet, in unserer Maschinenfabrik ausgeführt und von Holz aufgestellt. Etwa 14 Tage, bevor ich mich definitiv entschloß, von Witkowitz zu scheiden, war diese Einrichtung fertig, und es konnte mit ihrer Benützung begonnen werden. Dies fiel zusammen mit einer bei mir aufgetretenen kurzen, aber schweren Erkrankung. Eine Milzbrandinfektion in Form einer sehr starken Phlegmone im Nacken hatte mich mit heftigen Fiebererscheinungen zu Bette geworfen. Ohne mich völlig bewußtlos zu machen, stieg das Fieber sehr hoch, und als meine Nichte Frieda eines Abends an mein Bett trat und beängstigt durch die Hitze des Fiebers das Thermometer in meine Achselhöhle

legte und davon 41 Grade abgelesen hatte, eilte sie zu Dr. Munk. Ich glaube, es dauerte kaum 10 Minuten, so waren die Doktoren Munk und Mandler an meinem Bett und vollzogen einen dreifachen Kreuzschnitt am Nacken und retteten hiedurch mein Leben, das schon in höchster Gefahr war, in kurzer Zeit dem hohen Fieber zu erliegen. In dem traumartigen, aber nicht völlig bewußtlosen Zustande beschäftigte ich mich fortwährend mit den Vorstellungen, die ich Herrn Baron Rothschild machen wollte. Daß er doch einsehen sollte, daß ich gar nichts getan hätte, was ich nicht völlig verantworten könnte, daß er doch einsehen mußte, daß ich immer so gehandelt hätte, wie es im Interesse des Werkes richtig gewesen wäre, daß er keinen treueren und eifrigeren Vollstrecker seiner Wünsche haben könnte, wie ich es sei. Er sollte doch Geduld haben und alle Umstände, die sich momentan für mich ungünstig gestalten, sich erklären lassen. Stundenlang waren es immer dieselben Ideen und Vorsätze für eine gründliche Aussprache mit Baron Rothschild, die mich quälten.

Bald war mein Fieber nach der tief einschneidenden Operation etwas gesunken, so erschien Direktor Holz an meinem Bett und teilte mir trocken und kaum das Vorkommnis bedauernd mit, daß das in dem Roheisensammler angesammelte Roheisen in demselben erstarrt sei, daß man den Roheisensammler zerlegen müsse, um den darin befindlichen, viele Hunderte Zentner wiegenden Eisenblock durch Sprengung an Ort und Stelle zu zerkleinern. Ich hatte noch vor der Operation wiederholt Holz darauf aufmerksam gemacht, daß er den Roheisensammler sehr lange und gut ausheizen müsse, um ein sonst mögliches Erstarren des Eisens zu vermeiden. Dieses von mir so dringend geforderte Ausheizen war offenbar nicht genügend erfolgt. Andere Generaldirektoren würden geflucht und gewettert und die Verantwortung jenen Personen zugeschoben haben, die das Versäumnis verschuldet hatten, und das war in diesem Falle sicher Holz. Aber in meinem noch nicht fieberfreien Zustande drängte sich mir, obschon ich dagegen kämpfte, der Gedanke auf, dieses Versäumnis sei von Holz absichtlich herbeigeführt worden. Ich wollte später glauben und glaube auch heute, daß es in Wirklichkeit nur ein Versäumnis und nicht eine Bosheit des Direktors Holz war. Nach dem Weggange des Direktor Holz und noch immer schwach fiebernd, sprang ich aus dem Bette, eilte zum Schreibtisch und schrieb

einen Brief, ich weiß nicht mehr, an das Haus Rothschild oder an Gebr. Gutmann, in dem ich bat, mich von der Stelle eines Generaldirektors von Witkowitz zu entheben und mir zunächst einen Urlaub zu gewähren. Mein Stellvertreter Holz genieße ja das Vertrauen der Herren Gewerken, mein rasches Verlassen von Witkowitz würde keine wesentliche Störung veranlassen. Auf diesen Brief erhielt ich keine Antwort. Sobald ich konnte, fuhr ich nach Wien. Herr W. v. Gutmann war sehr desperat, daß die Ereignisse einen solchen Verlauf nahmen und wünschte dringend, daß ich nochmals Herrn Baron Rothschild persönlich Vorstellung machen sollte.

Er war sehr deprimiert durch damals hinter seinem Rücken ergangene Vorschläge seines Hauses an das Haus Rothschild, die von letzterem sehr übel aufgenommen wurden, und wollte deshalb nicht zu Baron Rothschild mitgehen. Aber seinem Sohne Max trug er auf, mich zu begleiten. Ich mochte meine Darstellung des Sachverhaltes bei Herrn Baron Rothschild vielleicht mit wenig Geschick vorgebracht haben. Herr Max v. Gutmann sprach kaum mit und so finde ich, wenn ich alle Umstände, die vorausgingen, in Betracht ziehe, es begreiflich, daß Herr Baron Rothschild fand, ich sei sehr nervös und bedürfte dringend einer Erholung, und so halte er es für mich besser, daß er meine Kündigung akzeptiere. Ich erinnere mich noch, daß Herr Max v. Gutmann und ich, aus dem Zimmer des Herrn Baron Rothschild kommend, beide mit Tränen in den Augen uns umarmten und ich hiemit schon meinen Abschied von Witkowitz nahm. Die rasche Weise, in der Herr Baron Albert in dieser Sache entschied und so den gordischen Knoten vieler Wirren, die er vor sich sah, durchhieb, war ganz der Art seines Wesens entsprechend. Ich glaube, nur wenig später wurde auch Herr Dub verabschiedet.

Dieser gordische Knoten von Verwirrungen aller Art, der vor ihm zu liegen schien, umfaßte ja nicht nur mich, sondern auch ein wenig die Kohlenbergbaue und den bisher so mächtigen Prokuristen Dub. Wenige Wochen vor meinem Scheiden von Wikowitz hatte Herr David v. Gutmann, es seinem Bruder Wilhelm völlig verheimlichend, dem Hause Rothschild Vorschläge zugehen lassen, die darauf hinausgingen, die Hälfte des Kohlenbesitzes an die Gebr. Gutmann, die bisher nur als Pächter Anteil hatten, fast ohne Entgelt zu überlassen.

Herr Dub hatte für seinen ältesten Sohn noch immer keine Stellung gefunden, die genügend glänzend gewesen wäre, die großen Auslagen dieses hübschen, gewandten, auch begabten jungen Mannes, der der Jeunesse dorée von Wien angehörte, zu bestreiten. Eine reiche Erbin, in diesem Falle eine der Töchter des Herrn David, war damals das Ziel seiner Bestrebungen. Sich diesem, schon sehr reich gewordenen Manne zu verpflichten, sah nun Herr Dub ein Mittel, dieses Ziel zu erreichen. Herr David v. Gutmann rühmte schon damals intimen Freunden gegenüber, daß Gebr. Gutmann in ihrem Reichtum unter allen großen Vermögen Österreich-Ungarns zunächst an das Haus Rothschild heranreichen. Mit Hilfe des Herrn Dub gestalteten sich diese Vorschläge des Herrn David unter Benützung vieler Unklarheiten in dem Wortlaut der Pachtverträge, in Rechnung und Gegenrechnung schließlich so, daß das Haus Rothschild, bisher der alleinige Besitzer der Gruben, die Hälfte derselben an Gebr. Gutmann abzutreten habe, eigentlich ohne einen Kaufpreis hiefür zu erhalten. Die Annahme dieser Vorschläge war von Herrn Dub wärmstens befürwortet. Aber derselbe hatte diesmal die Einsicht seines Herrn unterschätzt.

Baron Albert hatte schon ein halbes Jahr vor meinem Scheiden von Witkowitz einen Herrn namens Styderi nach Witkowitz gesandt, der sich vorläufig durch Studium der Verhältnisse in dem Industriegebiet von Ostrau-Witkowitz vorbereiten sollte, um der Kollege, wenn nötig, auch einmal der Nachfolger des Herrn Dub in der Prokura des Hauses Rothschild zu werden. Dieser verständige, liebenswürdige, aber schwache Mann, damals schon kränklich, dürfte in diesem Fall schon ein wenig Einfluß auf den Herrn Baron genommen haben. Als er von mir erfuhr, daß ich um meine Entlassung von Witkowitz gebeten habe, beschwor er mich, dieselbe zurückzunehmen und geduldig die Gestaltung günstigerer Umstände abzuwarten. Daß ich seinem Rate nicht folgte, wurde, abgesehen davon, daß mir eine Zurücknahme wie ein Eingeständnis eines (ja nicht begangenen) Unrechtes erschien, zumeist durch die Vorstellungen meiner Frau beeinflußt, die nach meinen mehrfachen Erkrankungen der letzten Jahre für meine Gesundheit besorgt war.

Ich glaube, es waren nur mehr 8 Tage, die ich in Witkowitz blieb. Nur wenigen Freunden teilte ich meinen baldigst erfolgenden Abgang mit, konnte aber sehen, welche Teilnahme, ja allgemeine

Trauer dies erweckte. Oberingenieur Seiler und mein Bruder Max, welche wußten, daß sie meinem Nachfolger nicht zu Gesicht ständen, baten mich um ihre rasche Entlassung. Ich glaube, ich beging einen Fehler, daß ich auf deren Wünsche einging. Doch meinten sie, bei einem Abgange unter mir besser behandelt zu werden, als von meinem Nachfolger.

Holz war in seinem durchaus löblichen Bestreben, das Roheisen möglichst billig herzustellen, meist an die Grenze, dann aber oft auch ohne es zu wollen, über die Grenzen des in Qualität Zulässigen gegangen, was den Stahl- und Walzwerken die Lieferungen vorzüglicher Ware erschwerte.

Ich hatte in oft wiederholten Streitfällen zu entscheiden, wer die Verantwortung für mindere Qualität und deren Folgen zu tragen habe. Die größte Unparteilichkeit meinerseits konnte indes nicht verhindern, daß eine immer wachsende Gehässigkeit den persönlichen Verkehr der Streitenden verbitterte.

Ich hatte mir bei meinem Eintritte in Witkowitz vorbehalten, die von mir Angestellten selbst wählen zu dürfen, so glaubte ich auch das Recht zu haben, das Dienstverhältnis zu lösen. Da Oberingenieur Seiler und meinem Bruder Max entschieden ein Unrecht geschah, glaubte ich ihnen außer dem auf ihren Kontis schon angesammelten Kapital eine Ergänzung zuweisen zu dürfen und meinte dies rechtfertigen zu können, indem ich beiden den gleichen Betrag wie Witkowitz aus meinen eigenen Mitteln zuschoß.

Ich durchschritt nochmals alle Anlagen des Werkes, fuhr noch einmal in den Tiefbauschacht ein, welcher übrigens nicht zu meinem bisherigen kleinen Reiche gehörte und glaubte im Gespräche mit Ingenieur Necas zu erkennen, daß der Einfluß, den Herr Max v. Gutmann auf die Kohlenwerke zu nehmen begann, schon ein wenig erkennbar war.

Ich wollte, ohne förmlichen Abschied zu nehmen, mich von so vielen Menschen, die ich lieb hatte, rasch trennen, um zu vermeiden, mich weinend zu zeigen. So fuhr ich am 3. April 1893 von Witkowitz fort, das ich erst 23 Jahre später wieder sah.

Die einzige Gelegenheit in meinem Leben, die mich mit Sr. Majestät Kaiser Franz Josef in persönliche Berührung brachte, glaube ich doch in meinen Erinnerungen anführen zu sollen.

Ich glaube, es war 1888, daß Witkowitz den Besuch Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef erlebte. Derselbe hatte tags vorher die Eisenwerke des Erzherzogs Albrecht in Teschen besucht und war nächsten Morgen, mit der Montan-Bahn kommend, in der Station Witkowitz der Ostrau-Friedländer Bahn um $^1/_2$9 Uhr eingetroffen, wo er von Herrn Bezirkshauptmann Richter, Baron Albert Rothschild, Herrn David Ritter v. Gutmann, mir und anderen Herren erwartet wurde. Ich war beauftragt, mich im Hintergrund zu halten, da meine Vorstellung erst im Eisenwerke in Witkowitz erfolgen sollte.

Schon morgens 6 Uhr war Baron Rothschild in Witkowitz eingetroffen, das er während meiner nun schon 12jährigen Tätigkeit daselbst nur einmal flüchtig gesehen hatte. Er wünschte dringend, persönlich Seine Majestät zu führen. Aber die völlige Unkenntnis von Weg und Steg und all dem Vielen, was in den 12 Jahren geschaffen wurde, ohne daß er es gesehen hatte, mußte die Erfüllung seines Wunsches sehr erschweren. Bis zur erwarteten Ankunft des Kaisers waren $2^1/_2$ Stunden Zeit und so hoffte er, noch die nötigen Kenntnisse zu erwerben, um selbst den Führer machen zu können. Er bat mich, ich sollte annehmen, er sei Seine Majestät, sollte ihn auch in meinen Erläuterungen Majestät nennen, ihn führen, genau so, wie ich den Kaiser führen würde, wenn mir diese Aufgabe zufiele. Das tat ich nun auch ganz seinen Wünschen entsprechend und als wir nach $1^1/_4$ Stunden zurückkehrten, fühlte er sich doch noch so unsicher, daß er mich bat, noch einmal genau dieselbe Führung durchzunehmen. Aber als wir wieder nach $1^1/_4$ Stunden zurückgekehrt waren, drängte schon die Zeit, um an die Station Ostrau-Witkowitz zu eilen, und er erkannte, daß er doch noch zu unsicher sei, um Seine Majestät selbst zu führen. Ich hatte mich indes redlich bemüht, seinen Intentionen nachzukommen und für mich selbst war diese zweimalige vorausgehende Probeführung mit Seiner Majestät Baron Rothschild eine gute Schulung für die nun doch von mir zu übernehmende Führung Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef. Ich konnte in kurzen einfachen Worten immer das Wesentliche, was Witkowitz bot, klar machen, und alle meine Untergebenen wetteiferten in dem Bestreben, ihre Betriebe nicht nur ganz musterhaft ordentlich, auch möglichst interessant und schön erscheinen zu lassen. So gestaltete sich alles förmlich zu einer Art Galavorstel-

lung, zumal in unserem Walzwerksbetriebe, wo die aus den Schweiß- und Glühöfen kommenden Pakete und Stahlblöcke mit einer Geschwindigkeit, ich möchte fast sagen mit Eleganz zu den Walzwerken gebracht, nun ihre neuen Formen erhielten; es war ein wahres Vergnügen, ein so wohldiszipliniertes Zusammenarbeiten vieler Hunderte von Menschen zu sehen. Für mich war dies eine reine Freude. Nirgends ein Fehlgriff, nirgends auch nur die kleinste Störung und Unordnung, überall der Eindruck zweckbewußten Arbeitsaufwandes in einer Vollendung, die durchaus das Empfinden von Schönheit auslöste.

Nicht so ganz wie ich, als ein Bild von seltener Schönheit, schien es Seine Majestät zu empfinden, was ich indes völlig natürlich fand. Was er tags vorher Ähnliches in den Erzherzog Albrechtschen Werken gesehen haben mochte, vollzog sich sicher nicht mit jener Schnelligkeit und selbstverständlichen Leichtigkeit wie in Witkowitz, und was mir fast als Schönheit erschien, wurde von Seiner Majestät augenscheinlich als beängstigend empfunden, und ich war in der Tat oft gezwungen, Seine Majestät beim Arm nehmend, ein wenig zu leiten, damit nicht doch irgend eine Gefahr erwachse. Die böse Welt von Witkowitz, ich hatte mich indes über deren Bosheit wirklich nicht zu beklagen, behauptete wohl später, ich hätte mich in Seine Majestät eingehängt, was sicher nicht der Fall war Aber ein handgreifliches Führen war allerdings nötig geworden und sicher auch von Seiner Majestät als richtig und durchaus geboten erachtet.

Es war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich mit Seiner Majestät etwa $1^1/_2$ Stunden zu sprechen Gelegenheit hatte, und in Momenten, in welchen ich nicht wirklich handgreiflich als Führer eintreten mußte, waren es viele Hunderte von Fragen, die an mich gerichtet wurden, ohne daß ich dazu gekommen wäre, auch nur eine derselben mit den kürzesten Worten zu beantworten.

Ich bewundere heute noch die erstaunliche Geschicklichkeit Seiner Majestät, immer wieder neue Fragen zu stellen, deren Beantwortung indes kaum erwartet, ja sichtlich nicht gewollt war.

Seine Majestät schied mit durchaus liebenswürdigen artigen Worten von Witkowitz und seinen Besitzern, aber doch, so schien es, mit dem Gefühl einer gewissen Erleichterung, über eine so

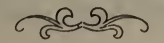
unruhige, fast gefährliche Situation pflichtgetreu hinweg gekommen zu sein.

Baron Rothschild, Herr David Ritter v. Gutmann und ich hatten alle Ursache, mit dem glücklichen Verlauf zufrieden zu sein. Was wir zu zeigen hatten, konnte nicht harmonischer, nicht ordentlicher, ja in schönerer Weise geschehen, als es erfolgt war. — —

Mit warmer Dankbarkeit erinnere ich mich immer der großen, völlig selbstlosen Güte, mit welcher meine Frau die ganze Zeit meines Aufenthaltes in Witkowitz mir hilfreich zur Seite stand. Ich kann mich keines einzigen Falles erinnern, in welchem sie nicht so gedacht, gesprochen und gehandelt hätte, wie ich es wünschen mußte.

Allen Frauen meiner Umgebung war sie stets mit dem Beispiel von Einfachheit und Sparsamkeit in den eigenen Bedürfnissen und in der steten Bereitschaft, mit warmer Teilnahme und Liebe Anderen hilfreich zu sein, vorangegangen. Dies hatte ich immer gewünscht und dies hat sie immer in der denkbar vollkommensten Weise erfüllt, wobei ihr nebst ihrem scharfen Verstand auch ihre Neigung und ihr Geschick zu harmlosen Scherzen zustatten kam. —

Erst nach 23 Jahren Witkowitz wieder betretend, war ich freudig erstaunt, was aus demselben geworden war, wie schön, großartig und vornehm in allen seinen Einrichtungen. Was ich so geduldig mit meinen schwachen Kräften vor einem Vierteljahrhundert erstrebt hatte, war es geworden, ja nach vielen Richtungen hin weit über dies hinaus, zu einem Industriezentrum ersten Ranges herangewachsen und überall das volle Verständnis der heutigen Besitzer und deren Bevollmächtigten zu erkennen. Tief rühren mußten mich die lieben Worte, mit welchen in Briefen und Telegrammen die derzeitigen Besitzer von Witkowitz und deren Bevollmächtigte mich nach so langer Abwesenheit dort begrüßten und die warme und liebe Teilnahme so vieler Menschen, welche nicht genug tun zu können glaubten, mir ihre Dankbarkeit für so weit zurückliegende Dienste zu äußern. Die Empfindung, mir sei doch immer weit mehr Glück, Freude und Liebe zuteil geworden als allen Menschen, deren Geschicke ich einigermaßen zu überblicken Gelegenheit hatte, erfüllt mich mit Dankbarkeit und Glück und läßt die Erinnerung an Leid und Kränkungen früherer Zeiten völlig verblassen.



Fünfter Abschnitt.

Brioni.

Mich gewaltsam loszureißen von allem, was mich bisher so intensiv beschäftigt hatte, meinen Nerven etwas Erholung zu gönnen nach den Aufregungen der letzten Monate, schien mir unausweichlich, und so entschloß ich mich zu einer Reise nach Süditalien.

Bei der Table d'Hote im Hotel „Trinacria" in Palermo hatte ich mit meinem nur englisch sprechenden Nachbar leicht und angenehm verkehrt. So kam es, daß ich, abends von einem Ausfluge in die nordwestlich von Palermo durch den Monte Pelegrino etwas gedeckte schöne kleine Meeresbucht von Mondello kommend, erzählte, daß ich dort eine mich interessierende Arbeit getroffen hätte. Einige hundert Leute waren damit beschäftigt, unter Benützung von zwei kleinen Lokomotiven und etwa 30 kleinen Waggons mit an einer höheren Stelle gegrabener Erde ein am Meer gelegenes Sumpfterrain aufzufüllen. Daselbst ist mir erzählt worden, ein Engländer wolle dort einen größeren Orangengarten anlegen. Als ich dies meinem Tischnachbar erzählte, sagte mir dieser, er sei es, der dies tue. Er hätte durch etwa 24 Jahre je 4—5 Schiffsladungen Orangen von Sizilien nach New-York gebracht, sei durch diesen Handel recht wohlhabend geworden und hätte nun den Wunsch, selbst einen größeren, mit Orangenbäumen besetzten Grundkomplex in Sizilien zu besitzen. In der Concha d'oro, dem herrlichen Orangengarten, in welchem Palermo liegt, wäre der Besitz in so viele kleine Parzellen zersplittert, daß es kaum möglich sei, einen größeren Grund käuflich zu erwerben. Er habe ein größeres Sumpfgebiet bei Mondello sehr billig von der italienischen Regierung erwerben können, jedoch unter der Bedingung, daß er binnen zwei Jahren durch Auffüllung der Erde den Sumpf trocken lege. Im ersten Jahr sei er nicht zu dieser Arbeit gekommen, nun sei er gezwungen, die ihm gestellte Aufgabe

rasch zu erfüllen, da ihm eine Verlängerung des Termines verweigert wurde und er sicher sei, daß, wenn es ihm nicht gelinge, noch in diesem Jahre mit der Auffüllung fertig zu werden, der Grundkomplex mit aller schon geleisteter Arbeit von der italienischen Regierung wieder entzogen werde und er damit ein gut Stück ausgelegten Geldes verlieren müßte. Diese Arbeit sei auch die Ursache seines langen Verweilens in Palermo.

Das Beispiel des Amerikaners verstärkte meine schon einmal rege Lust, in meinen alten Tagen, wenn ich mich von meinen Geschäften zurückziehen würde, irgend ein Stück unseres österreichischen Südens zu etwas viel Besserem zu machen, als es derzeit bestünde. Während der Rückreise erwähnte ich mehrmals meiner Frau gegenüber, daß ich nach Ablauf der heißesten Zeit unseren österreichischen Süden etwas absuchen wolle, um ein für diese Zwecke geeignetes Terrain zu finden und zu erwerben.

Von Italien zurückkehrend und ich glaube am 6. Mai in Pörtschach eintreffend, wirkten die Wälder, die ich in Italien so vermißt hatte, die Schönheit des Frühlings in dem gerade in dieser Zeit besonders anmutigen Kärnten höchst erfrischend auf mich. Meine beiden Mädchen waren dort schon eingetroffen, begleitet von zwei etwas älteren Freundinnen, den Fräuleins Paula und Rosa Schmiedl, lieben und gescheiten Mädchen, die erstere mit einer besonderen Begabung für Gesang. Ich weiß nicht, ob die Stimme derselben für die Bühne gereicht hätte, aber das Talent dramatischen Vortrages schien mir ein großes zu sein und hatte mir immer viel Vergnügen bereitet.

Ich war nach dem Tode des Vaters der Mädchen deren Vormund geworden und als solcher, wenn nicht schon als Hausherr verpflichtet, den Aufenthalt meiner Mündel in Pörtschach möglichst angenehm zu gestalten. Ich glaube, ich habe mit den vier Mädchen, die hier in meinem Hause beisammen waren, durch 36 Tage jeden Tag einen anderen weiteren Spaziergang machen können, jeder derselben vom herrlichsten Wetter begünstigt, häufig auch von meiner Frau begleitet, und in dem mir so liebgewordenen Lande eine geistige und körperliche Erfrischung gefunden, wie ich es kaum für möglich gehalten.

Hatte mich auf meiner Rückreise von Italien schon immer der Vorsatz beschäftigt, wenn die heißesten Tage des Sommers

vorüber wären, nach dem österreichischen Süden zu reisen, um dort nach einem größeren Stück Land zu suchen, dem ich die Sorge und Arbeit meines Alters zuwenden wollte, so schien ein Zufall schon bald die Verwirklichung dieser Vorsätze näher zu rücken.

Meine Tätigkeit in der Eisenindustrie wollte ich mit dem, was ich in Witkowitz geschaffen hatte, für abgeschlossen halten. Mein Freund Wittgenstein wünschte, ich sollte mit einem Teil meines Kapitales und mit meiner Arbeitskraft mich der Entwicklung der Poldihütte widmen, ein Gußstahlwerk, das er damals in seiner Schaffenslust ins Leben gerufen und, wie mir schien, mit einem übermäßigen Aufwand von eigenen und seiner Freunde Mitteln großartig zu entwickeln sich bemühte. Ich lehnte diesen Antrag ab. Noch einmal trat die Versuchung, mich auf dem Gebiete der Eisenindustrie zu betätigen, an mich heran und diesmal in einer mich mehr lockenden Form. Es war im Mai 1894, als mich zwei Direktoren der ersten Wiener Banken in meiner Wohnung, Weihburggasse 30, aufsuchten und mir vorschlugen, ich sollte als leitender Generaldirektor an die Spitze einer Gesellschaft treten, deren Grundlage die Werke des Erzherzogs Albrecht wären. Diese bestanden aus einem großen Kohlenterrain im Ostrau-Karwiner Kohlenbecken, einer Hochofenanlage in Trinjez bei Teschen mit dazugehörigen, schon entwickelten Eisenerzgruben im Zipser und Gömörer Komitat, Stahl- und Walzwerken in Trinjez und nicht unbedeutenden Raffineriewerken an der Ostrau-Friedländer Bahn. Es waren beiläufig dieselben materiellen Unterlagen wie jene, auf welchen Witkowitz basierte. Als ich die Leitung von Witkowitz übernahm, waren alle diese Werke Witkowitz weit vorangeeilt. Als ich 17 Jahre später Witkowitz verließ, war dasselbe den erzherzoglichen Werken, die in dieser Zeit ja auch Fortschritte machten, mindestens so weit vorangeeilt, als es bei meinem Eintritte hinter diesen zurückstand. Witkowitz wieder einzuholen, schien mir durchaus möglich. Irgendwelche rechtliche Beziehungen brauchten mich nicht zu hindern, ich hatte weder bei meinem Eintritte, noch bei meinem Austritte von Witkowitz irgendwelche Pensionsansprüche erstrebt, noch erworben. Wie ich später von Herrn Widmann erfuhr, wurde auf besonderes Drängen des Herrn David Ritter v. Gutmann mein, ich glaube, auf drei Monate laufendes Ansuchen um Beurlaubung auf ein Jahr erstreckt und mir während dieses Jahres noch mein Gehalt von

2000 Gulden pro Monat von Witkowitz zugesendet. Es erschien mir dies damals dem Bedürfnisse des Herrn David Ritter v. Gutmann zu entspringen; mir durch ein Zeichen des Wohlwollens erkennen zu lassen, daß er meine Verdienste für Witkowitz nicht völlig verkenne. Aber auch dieses Jahr war abgelaufen und ich konnte mich vollkommen frei entschließen, ohne eine Untreue gegen meine früheren Herren zu begehen. Aber in meinem Empfinden wäre es mir doch als eine Untreue erschienen, nicht so sehr gegen meine früheren Dienstgeber, als gegen die Hunderte und Tausende der mir lieb gewordenen Menschen in Witkowitz, die mir ihr volles Vertrauen geschenkt hatten. So war ich, wie man es nehmen will, stark oder schwach genug, diesen Verlockungen zu widerstehen. Vielleicht verdankt es Witkowitz meiner damaligen Ablehnung, daß seinem natürlichen Rivalen erst fünfzehn Jahre später die Flügel wuchsen und es diesem in seiner Entwicklung noch Jahre weiter vorauseilen konnte, bis eine wesentliche Steigerung des Marktabsatzes diese natürliche Rivalität weniger gefährlich machte.

Ich hatte mir etwa im Juni 1894 die Karten unseres österreichischen Südens kommen lassen und studierte eben an einer kleinen Reise, die ich im Laufe des September dorthin unternehmen wollte. Irgend ein Stückchen dieses Südens wollte ich erwerben und den Nachweis liefern, daß dort Anderes und viel Besseres zu schaffen wäre, als es derzeit der Fall war. Da erhielt ich Mitte Juli einen Brief des Herrn Ingenieur Schnabl aus Triest, er habe auf der Dampferfahrt von Triest nach Venedig einen Herrn Wildi (ebenfalls aus Triest) getroffen, der ihm mitteilte, daß er die dem Hafen von Pola vorliegenden brionischen Inseln gekauft habe. Die bücherlichen Besitzer dieser Inseln seien Portugiesen, eine 1793 infolge einer Heirat nach Lissabon ausgewanderte Venetianer Familie, Conte-Francini. Seither sei die Bewirtschaftung der Inseln in drei aufeinanderfolgenden Pachtverträgen von je dreißigjähriger Dauer immer von zwei venetianischen Familien erfolgt, die zu dem jährlichen Pachtzins von 2400 österreichischen Gulden verpflichtet waren.

Die letzten sieben Jahre wollten die Pächter keinen neuen Pachtvertrag mehr eingehen, oder nur unter wesentlich günstigeren Bedingungen für sie. Ein der Familie Francini angehöriger portugiesischer Schiffsleutnant, der einmal nach Brioni gekommen, hatte es versucht, einen neuen langjährigen Kontrakt mit den Pächtern

abzuschließen, dies indes nicht zustande gebracht. Vorläufig wurde der Besitzer eines größeren Grundkomplexes in Fasana, gegenüber von Brioni, mit einem Gehalt von 600 Gulden pro Jahr, namens Juras, als Verwalter bestellt.

Wildi hatte diesen Besitz verhältnismäßig billig erworben in der Hoffnung, ihn bald wieder mit einigem Gewinn weiter zu verkaufen. Herrn Ingenieur Schnabl hatte ich schon 1884 persönlich kennen gelernt. Er war eine sehr geschickt vermittelnde Persönlichkeit bei Lieferung von Blechen und Winkeleisen an die Schiffswerfte des Stabilimento Technico und des Österr.-ung. Lloyd in Triest. 1884 hatte er mich nach Pola begleitet, wohin Witkowitz schon damals leichte Panzerplatten für Landbefestigungen geliefert hatte und wo ähnliche Lieferungen vielleicht in größeren Dimensionen zu erwerben waren. Es war damals sehr mühsam, ja fast unmöglich, von den maßgebenden Herren irgendwelche Anhaltspunkte für deren voraussichtliche Bedürfnisse zu erhalten. Ich mußte mir ein paar Tage Zeit lassen und Geduld haben. Es waren aber wunderschöne sonnige Novembertage und ich fand zufällig in Herrn Baron Johann Liebig und Dr. Alexander Peez eine angenehme Gesellschaft, mit welcher ich die weitere Umgebung von Pola, mich eines Einspänners bedienend, durchstreifte. Die außerordentliche wirtschaftliche Vernachlässigung des Landes war damals viel auffälliger, als wie ich sie zehn Jahre später wieder fand. Ich fühlte mich als Österreicher beschämt, ich hatte bisher den österreichischen Süden nicht gekannt und hatte mir nicht vorstellen können, daß sich etwas Ähnliches in Österreich an Verwahrlosung des Bodens finden könnte.

Abends schloß sich ein Ingenieur des Marinebauamtes unserem Tisch an und natürlich ergab sich das Thema, was geschehen könnte, um aus dieser Verwahrlosung herauszukommen, von selbst. Herr Ingenieur Gareis fand in der Wasserarmut des Landes die Ursache und sah damals die einzige Hilfe hiefür in einem artesischen Brunnen, für den er wärmstens eintrat und dessen Bohrung er wirklich einige Jahre später erreichte, ohne irgend einen Erfolg zu erzielen.

Ich meinte schon damals, nicht eine Tiefbohrung eines artesischen Brunnens sei nötig, sondern die Erschließung des Wassers der Niederschläge, die hier, nicht wie anderwärts an der Ober-

fläche, sondern in unterirdischen Spalten und Läufen dem Meere zufließen.

Diese meine Anschauung hat sich als richtig erwiesen und die heute reichliche Versorgung Polas, auch Brionis und vieler umliegender Orte mit gutem Wasser entstammt diesen Quellen und hatte keine großen Schwierigkeiten zu überwinden. Schon damals erwähnte ich, daß ich den Mut hätte, ein größeres Terrain etwa um den zwanzigfachen Betrag der heute sicher unendlich kleinen Bodenrente zu erwerben. Ich würde irgend einen der alten römischen Brunnen mit einem Hebewerk versehen, für Grund und Boden, nun mit dem nötigsten Wasser versorgt, einen Forstmann bestellen, der im Laufe der Jahre an Stelle des niederen, sehr geringwertigen Busches einen ordentlichen und wertvollen Wald aufbringen könnte.

Herr Ingenieur Schnabl erbot sich mir schon damals, nach einem größeren Grundbesitz für mich zu suchen. Er hat mir auch im Laufe der nächsten Jahre verkäuflichen Grundbesitz brieflich angetragen, aber das Ausmaß von 60 und 80 Hektar, die er mir anbieten konnte, schien mir viel zu klein und so war die ganze Sache eingeschlafen.

Ich erinnere mich genau, daß es mir schon damals möglich, ja nicht unwahrscheinlich erschien, daß das Naturell meiner beiden Söhne und die Umstände, unter welchen sie aufwuchsen, deren Entwicklung, wie ich hoffte, zu tüchtigen Menschen, anders gestalten müsse, als es in der Regel bei Söhnen sogenannter guter Familien der Fall ist. Dort folgte der Mittelschule die Hochschule und nach derselben der Eintritt ins Leben, mit seinem meist langsamen Aufstiege zu erweiterter Tätigkeit. Ich konnte fürchten, daß die Art des Naturells und der Begabung meiner Söhne und die von ihnen von Jugend an von ihrer Umgebung gehörte Behauptung des Reichtums ihres Vaters sie nicht die Geduld und Ausdauer aufbringen lassen würde, welche für die als normal geltende Schulung junger Leute besserer Stände üblich erscheint. Als eine nützliche Tätigkeit konnte ja auch die Bewaldung ausgedehnter Terrains in unserem verwahrlosten Süden gelten, wenn sie in ihrem Anfang auch unbedeutend und vorläufig auch nur ein durchaus nachahmenswertes Beispiel wäre. Aber nicht ungebundenes und dann nur zu leicht töricht verwendetes Geld, nein, an nützliche Arbeit gebundene und

durch sie schon etwas gesicherte Werte hoffte ich einmal meinen Kindern hinterlassen zu können.

Wenn ich auf mein ganzes bisheriges Leben zurückblicke, war es niemals der Erwerb von Geld, den ich anstrebte. Aber, daß dem, der Nützliches leistet, immer ungesucht Geld zufließe, hatte ich von Jugend an erlebt. Das erstere erschien mir immer als die entscheidende Hauptsache, der Gelderwerb die sich dann immer einstellende Begleiterscheinung. Übrigens blieb mein Besitz an Werten weit zurück hinter dem, was meine nähere und weitere Umgebung vermutete. Mein Besitz an fünfhundert Aktien der Prager Eisenindustriegesellschaft nach dem Umtausch meiner Teplitzer Aktien gegen Prager Aktien und Ablösung des Anteiles, den ich an der anfänglichen Teilnahme an der Kostener Schamottefabrik hatte, vermehrte sich auf etwa tausend Stück, die natürlich den gegenwärtigen Wert noch lange nicht erreichten. Aber von diesen hatte ich je hundert Stück auf das Separatkonto jedes meiner drei Kinder gesetzt. Ich hatte nie in meinem Leben einen kostspieligen Luxus getrieben, aber die unvermeidlichen Lasten einer ausgedehnten Familie waren durch viele Jahre hindurch fast ausschließlich allein von mir getragen. Etwas über zweitausend Stück Aktien der Floridsdorfer Lokomotivfabrik, einige hundert Aktien der Königshofer Zementfabrik und die allmählichen Rückflüsse des Adolf Süß geliehenen Kapitales neben einem mäßigen Bankguthaben und meine kleinen Villen in Pörtschach waren ziemlich alles, was ich bei meinem Abgange von Witkowitz besaß. Aber dies war ja viel mehr, als ich mir in früheren Jahren denken konnte, daß es mir einmal zufallen würde.

Nun handelte es sich um zirka 700 Hektar Grundbesitz, welche die brionischen Inseln umfaßten und ich kaufen konnte. Daß ich außer dem Ankaufspreis ein Vielfaches desselben aufwenden mußte, um, wie ich glaubte, nach zehn, ja fünfzehn Jahren und auch dann erst eine nur kleine Rente des aufgewendeten Geldes zu erhalten, war mir völlig klar. Durfte ich mir einen solchen Luxus erlauben? — Wenn ich damals schon erkannt hätte, daß dieser Luxus einer Altersarbeit, wie er mir erschien, weit über meine verhältnismäßig bescheidenen Mittel hinausgehen würde, hätte ich nicht den Mut besessen, dieselbe zu übernehmen. Ich hätte dann wohl nach etwas Anderem gesucht, um meinen Kindern eine Arbeitsgelegenheit zu vererben, womöglich schon von mir organisiert und konsolidiert.

Dieser Wunsch war entscheidend für den Ankauf von Brioni, das mir als ein weites Feld erschien, Kindern und deren Kindern Arbeit zu geben.

Ich glaube am 2. August 1893 traf ich in Begleitung meines Sohnes Karl mit Herrn Schnabl, der seine zwölfjährige Tochter mitgenommen hatte, in Divacca zusammen. Um zwei Uhr nachmittags trafen wir in Pola ein und nahmen ein kurzes Mahl. Ein Herr Davidek, einmal der Marine angehörend, nun in Pension und von Herrn Schnabl bei Abwicklungen von Geschäften mit der Marine verwendet, schloß sich an, und so traten wir um halb zwei Uhr in zwei einspännigen Wagen die Fahrt nach Fasana an. Da wir voraussichtlich spät zurückkehren würden, nahm ich in einer Tasche eine Flasche Wein, ein gebratenes kaltes Huhn und etwas Weißbrot mit und füllte noch die Tasche mit schönen Pfirsichen an, die in Pola zum Verkauf ausgelegt waren. Etwa halb vier Uhr in Fasana angelangt, brachte uns ein Fischerboot, von zwei kräftigen Fischern gerudert, in weiteren vierzig Minuten in den kleinen Hafen von Brioni. Es war dies eine kleine versumpfte Wasserfläche, Mandraggio genannt, durch einen schmalen Kanal vom Meer zugänglich. Nur bei Flut konnten die Fischerboote, auf dem Schlamm gleitend, in dieses kleine Becken einfahren. Es blieben uns nur wenige Stunden für eine sehr flüchtige Besichtigung.

Ein sehr massiver, mit einem flachen Dach gedeckter Turm, wohl die erste Besiedlung der Insel durch die Venetianer, vielleicht aus dem 12. Jahrhundert, halb Festung als gesicherte Unterkunft bei Überfällen von Seeräubern, war wohl gleichzeitig auch die erste Wohnstätte der Besitzergreifer. Der Turm enthielt vier übereinanderliegende Räume.

Ein zwei Drittel unter der Erde befindliches Untergeschoß, ebenerdig eine geräumige Küche mit dem großen italienischen Kochherde für offenes Feuer, darüber in dem ersten und zweiten Stock zwei große Wohnräume. Alle diese vier Räume waren durch eine heute noch bestehende, ganz eigenartige Stiege miteinander verbunden. An diesen Turm schloß sich ein geräumiges Wohnhaus, mit der Jahreszahl 1426 versehen, mit je vier Kellerräumen im Untergeschoß und vier Wohnräumen im ersten Stock; darüber der ausgedehnte flache und niedere Dachboden.

Der Turm war massiv aus Bruchstein unter Verwendung von Kalkmörtel gebaut, das Wohnhaus schon unter Weglassung des Kalkmörtels und Ersatz desselben durch rote Erde. Nur der Turm war noch bewohnbar. Im Wohnhause fehlten Fenster und Fensterrahmen, die Fußböden waren der dieselben deckenden Bretter beraubt. In den zwei Wohnzimmern des Turmes befanden sich auch einige unansehnliche Möbelstücke, in einem der Kästen eine interessante, sehr schön gezeichnete Karte Brionis aus der Zeit, in welcher General Marmont als Vizekönig von Illyrien (welches damals Kärnten, Krain, Istrien und Dalmatien umfaßte) trotz der kurzen Dauer seines Wirkens daselbst viele Spuren beginnender Kultur zurückgelassen hatte. Hinter diesem Gebäudekomplex befand sich ein kleines Höfchen von sehr verfallenen und einige Jahre später auch wirklich zerfallenden Wirtschaftsgebäuden umschlossen, in welchen ein von den Besitzern bezahlter Aufseher, Fattore genannt, wohnte. Über Winter hatte derselbe die aus dem Venetianischen wie Wandervögel einfallenden Holzarbeiter zur Not mit Lebensmitteln und Wein zu versorgen, führte also hiefür schon eine kleine Kantine, die auch den sehr seltenen Besuchern der Insel etwas Wein und Brot abgeben konnte.

Eine kleine Kirche mit dem Bildnis des heiligen Germanus ober dem hübschen venetianischen Hauptportale der Kirche, Reste von zwei Altären waren ziemlich alles, was zu sehen war. Um das Kastell herum einige kleine Wohnhäuser, eines derselben im Winter Schlafraum der Holzarbeiter, eines als Stallung benützt für zwei paar Ochsen, die das über Winter geschlagene Prügelholz an das Meeresufer führten, wo je drei etwas über einen Meter lange Prügel mit Ginster zusammengebunden wurden. Tausend Stück solcher Bündel wurden damals mit sechzehn Gulden bezahlt. Vier bis fünf Ladungen venetianischer Trabakeln, das sind Segelschiffe von etwa zwölf Meter Länge und vier Meter Breite, waren das einzig nutzbare Produkt der Insel und diente als Brennholz in der holzarmen venetianischen Tiefebene. Etwa ein Siebentel des Buschwerkes der Inseln wurde alle Winter geschlagen, also eine Waldwirtschaft mit siebenjährigem Turnus, ein Wald, den man nicht älter als sieben Jahre werden ließ.

Eine einzige, hinter dem Turme stehende Zypresse, etwa dreißig Jahre alt, ein Dutzend kaum älterer Maulbeerbäume, die

den kleinen Hafen umsäumten, einige wenige alte Ölbäume, viel Lorbeer den wenigen Wegen entlang, ungeheure, oft bis ans Meer heranreichende Steinhalden, die zurückgebliebenen Reste sehr ausgedehnter, hinter diesen Halden liegender Steinbrüche und zwei ganz kleine und schlecht gehaltene Weingärten waren ziemlich das Einzige, was wir sehen konnten.

Die Festung, Fort Tegetthoff genannt, war 1868 bis 1872 mit Aufwand von vielen Millionen erbaut worden. Derzeit stand sie völlig leer, war nur mit einigen alten gußeisernen Kanonen versehen und von nur zwei Mann bewacht, die täglich gewechselt wurden, weil der Aufenthalt in Brioni für sehr gefährlich erachtet wurde.

Man sagte damals, es genüge oft schon ein nur mehrstündiger Aufenthalt auf Brioni, um eine schwere, sich öfter auch tödlich erweisende Form der Malaria zu erwerben. Ich hielt alle diese Angaben über die Malaria in Brioni für sehr übertrieben. Ich hatte ja in dem ersten Jahre meiner Anwesenheit in Witkowitz schon mit Malaria zu tun und dort war dieselbe nach zwei Jahren der sich hebenden Kultur und bei zweckmäßiger Anwendung von Chinin völlig verschwunden, und so meinte ich, würde es auch hier gelingen. Was mich am meisten für Brioni gewann, war, daß ich eine viel bessere Bedeckung des Bodens mit roter Erde wahrnahm, als wie ich am Festland zu bemerken Gelegenheit hatte.

Es war die erste Hälfte August, recht heiß und trocken, aber dennoch erträglich. Ich hatte durchaus den Eindruck, es könnte bei Aufwand von ein wenig Verstand, Geduld, natürlich auch von immerhin größeren Geldmitteln gelingen, diese Erdscholle gesund, fruchtbar und in seiner Vegetation auch sehr schön zu gestalten.

Da meinerseits eine Neigung zum Kauf vorhanden war, ich schon damals auch erkannte, daß ein etwas höherer Kaufpreis gar nicht von Bedeutung sei gegenüber den Mitteln, welche die Kultur dieser Scholle erfordern würde, nahmen die Verhandlungen bezüglich des Kaufpreises einen kurzen Verlauf und schon am 15. August wurde der Kauf abgeschlossen. Herr Wildi hatte im Juli 1893 die brionischen Inseln von ihren bisherigen portugiesischen Besitzern um 48.000 Gulden gekauft und schon am 15. August um 75.000 Gulden an mich weiter verkauft. Einige Belastungen bezüglich Holzgewinnung und Schafweiderechte, zu welchen Wildi sich während seines nur vierwöchentlichen Besitzes verpflichtet hatte, mußte ich

mit in den Kauf nehmen. Noch bevor ich den Kauf abschloß, hatte ich die Möglichkeit, den damaligen Chef der Kriegsmarine, Herrn Baron Sterneck, der gerade bei seiner Schwester, Baronin Dickmann in Krumpendorf, nahe bei Pörtschach weilte, um Rat zu fragen. Ich erklärte ihm: Wenn die k. k. Kriegsmarine etwa den Ankauf von Brioni für ihre Zwecke für wünschenswert erachte, würde ich vom Kauf absehen. Wenn es der Marine zweckmäßig schiene, um vielleicht nicht noch höhere Preise bezahlen zu müssen, diesen Kauf vorläufig unter meinem Namen, aber für Rechnung und zum Nutzen der Marine vorzunehmen, so wäre ich auch dies zu tun bereit.

Herrn Baron Sterneck fand ich höchst erfreut, daß gerade ich die brionischen Inseln kaufen wollte. Er hätte mich bei der ersten Lieferung von Panzerplatten kennen und schätzen gelernt und er glaube, Brioni könnte in keine besseren Hände fallen als gerade in die meinigen und er sei sicher, daß aus Brioni etwas Schönes gestaltet werden könne. Für die Marine hätte der Ankauf von Brioni nur den Wert eines zweiten Jagdterrains für den jeweiligen Hafenadmiral von Pola. Dieser habe aber schon eine schöne Jagd im Kaiserwald bei Pola und dies sei genügend. Würden indes einzelne Teile der Inseln für Außenbefestigungen benötigt, so würde man sich leicht hierüber mit mir verständigen können.

Ich muß heute noch die Weitsichtigkeit bewundern, mit welcher Baron Sterneck ziemlich dasjenige voraussah, was in zwanzig Jahren in Brioni dann wirklich geworden ist, ein neues Kulturzentrum in der Nähe der einseitig und ausschließlich militärisch beeinflußten Stadt Pola und gerade für die militärischen Kreise von größter Wichtigkeit. Baron Sterneck erbot sich, mich in jeder Weise zu unterstützen. Ohne daß ich ihn darum bat, eilte er zu seinem Schreibtisch und schrieb zwei mich wärmstens empfehlende Briefe an die ersten Admiräle in Pola, Herrn Baron Pittner und Herrn Admiral v. Hinke. Von Baron Sterneck habe ich auch immer, so lange er lebte, die wärmste Unterstützung in meinen Bestrebungen erfahren, auch eine, in Ermanglung von etwas Besserem mir wertvolle Karte von Brioni mit Schichtenlinien erhalten. Der Herrn Baron Sterneck begleitende Offizier warnte mich indes, ich solle mich auf die Richtigkeit der Karte nicht verlassen. Er habe selbst bei der Aufnahme mitgearbeitet und der unzugängliche Busch hatte die Auf-

nahme sehr erschwert, was sicher viele Unrichtigkeiten mit sich brachte.

Siebzehn Jahre später hat der dann maßgebende Hafenadmiral Exz. v. Ripper, von einem völlig anderen Standpunkte ausgehend wie Baron Sterneck, diese Karte mir wieder entziehen zu müssen geglaubt. Baron Sterneck versäumte auch nie, wenn er in Pola war, mich in Brioni zu besuchen und lebhaft an allen meinen Arbeiten teilzunehmen.

Nach dem 15. August, nun schon bücherlicher Besitzer der brionischen Inseln, verweilte ich noch zwei Tage in Brioni. Das allernötigste Bettzeug für mich und meinen Sohn Karl kaufte ich in Pola. Durch Vermittlung eines Fleischers hatte ich eine Kuh besorgt. Der Fattore und dessen Frau sorgten ein wenig für die nötigsten Lebensbedürfnisse und, meinen Sohn Karl dort zurücklassend, fuhr ich nach einem kurzen Aufenthalt in Triest zurück nach Pörtschach. Zunächst aber wollte die gekaufte Kuh das in Brioni vorfindliche saure Gras durchaus nicht annehmen und um sie nicht verhungern zu lassen, mußte man in Fasana Heu kaufen und nach Brioni schaffen.

Die Aufbringung von Wald an Stelle des niederen Busches schien mir für Brioni zunächst das Wichtigste. Bei der der Statthalterei in Triest angegliederten Abteilung für Forstwesen hoffte ich den Namen einer geeigneten Persönlichkeit zu erfahren, die, mit den Verhältnissen und dem Klima des Landes vertraut, mich beraten könnte, wie ich es am besten anfangen würde, in Brioni einen Wald emporzubringen. Der Oberforstrat, den ich dort besuchte und dem ich mitgeteilt hatte, daß ich die brionischen Inseln gekauft hätte und dort Wald pflanzen möchte, empfing mich sehr ungnädig. Er bot mir keinen Stuhl an, um die Angelegenheit näher zu besprechen, und sagte mir nur, während ich vor ihm stand, daß er niemand wüßte, den er mir empfehlen könnte. Aber gleichzeitig mit mir war ein vom Alter gekrümmter Kanzleidiener eingetreten mit einem Bündel Akten, die er dem Herrn Hofrat zu überbringen hatte. Als ich im Vorzimmer noch zögernd überlegte, an welche andere, vielleicht hilfreichere Persönlichkeit ich mich wenden könnte, trat der alte Diener aus dem Zimmer des Herrn Hofrat heraus. Kaum hatte er die Tür zum Zimmer seines Gebieters geschlossen, so glaubte er an Stelle des Herrn Hofrates den von mir erwünschten Rat erteilen

zu können. „Alois Zuffar in Albona, merken Sie sich den Namen, Alois Zuffar in Albona, das ist der Mann, den Sie brauchen können. Wir anderen sind keinen Schuß Pulver wert.“ Lachend dankte ich für den erteilten Rat und ins Hotel zurückgekehrt, schrieb ich an Alois Zuffar in Albona ein paar Zeilen, mit welchen ich ihn einlud, etwa in drei Wochen, weil ich dann wieder nach Brioni zurückkehren würde, mich für meine Rechnung dort zu besuchen, um mir Rat zu erteilen, welche Schritte ich zum Zwecke der beabsichtigten allmählichen Bewaldung Brionis tun müßte.

Ich eilte nach Pörtschach zurück, denn nur wenige Tage später sollte ich in London bei einer Versammlung des Iron and Steel Institutes einen Vortrag halten, in dem etwa folgende Ideen zur Diskussion gestellt werden sollten:

Es schien mir zweckmäßig, das vom Hochofen direkt oder vom Roheisensammler empfangene flüssige Roheisen zuerst in die sauer zugestellte Bessemerretorte zu bringen, um dort den Siliziumgehalt zu verschlacken, und dann das nur mehr den Phosphorgehalt enthaltende, aber doch nicht völlig reine Metall, nun von seiner sauren Schlacke getrennt, in den basischen Martinofen zu bringen, wo ein Zusatz von gebranntem Kalk die Aufnahme des Phosphors in die Schlacke und die erwünschte Steigerung der Temperatur unter Mitverarbeitung von Stahlabfällen aller Art stattfinden würde. Ich hatte Ähnliches schon mit sehr gutem Erfolge in Witkowitz erprobt und würde auch heute nicht überrascht sein, ja es für zweckmäßig finden, diese Trennung des Reinigungsprozesses in zwei Abschnitte wieder aufgenommen zu finden, das ist, die Verbrennung des Siliziums in der kieselsäurereichen und deshalb wenig angegriffenen Auskleidung der mit Quarzsteinen gefütterten Bessemerretorte, und die darauf folgende Aufnahme des im Metalle angesammelten Phosphors in dem mit Kalksteinen ausgekleideten Martinofen, den die kalkreiche und allen Phosphor enthaltende Schlacke nur sehr wenig angreifen würde.

Ich wollte schon einige Tage früher in London sein, da ich die Enkelin meines Bruders, heute Frau Hofrätin Lobmayer, ein gescheites und besonders liebes Mädchen, das in Pörtschach häufig mit meinen Mädchen geweilt hatte, in die Klosterschule nach Ipswich bringen sollte. Das junge Mädchen sollte auf der Reise etwas von der Welt sehen. So ging die Reise über Frankfurt, Mainz, auf dem

Dampfboote nach Köln und von dort über Vlissingen nach London, wo wir in dem Hause der Frau M. Clean fürsorglichst aufgenommen waren und ein paar Tage in London verbrachten, um unter Mithilfe der liebenswürdigen jüngsten Tochter des Hauses M. Clean der Enkelin meines Bruders die interessantesten Sehenswürdigkeiten Londons zu zeigen. Als ich endlich eines Morgens das junge Mädchen nach Ipswich bringen wollte, überfiel mich im Eisenbahncoupé ein außerordentlich heftiger Schüttelfrost. Ich bat das junge Mädchen, mich ruhig in der Ecke des Wagens liegen zu lassen. In Ipswich angekommen, hatte der Schüttelfrost etwas nachgelassen und große Hitze war an dessen Stelle getreten. Aber ich war doch fähig, meine Reisebegleiterin, das junge Mädchen, der liebenswürdigen Oberin der Klosterschule zu übergeben. Eine rasch aus der Apotheke herbeigeschaffte größere Dosis Chinin half so viel, daß ich mittags die Rückreise nach London antreten konnte. Ich bat indes doch, mir einen Reisebegleiter mitzugeben. Dieser brachte mich, trotz des sich wiederholenden Schüttelfrostes, bis in das Schlafzimmer bei M. Clean, wo ich, am Bette stehend, unter heftigem Schüttelfrost mit dem Ablegen meiner Kleider begann. Von diesem Momente an war mir, ich glaube volle acht Tage hindurch, das Bewußtsein vollkommen entschwunden. Wie ich erst später erfuhr, hatte man gleich an meine Familie telegraphiert. Es waren Momente, in welchen der englische Arzt mich dem Tode ganz nahe glaubte. Von alledem, was in diesen acht Tagen mit mir geschehen ist, habe ich nicht die kleinste Erinnerung. Meine Erinnerungen beginnen erst wieder, als ich an einem in meinem Zimmer stehenden Tisch drei mir unbekannte Herren eifrigst in lateinischer Sprache diskutieren hörte. Das erste, was mir hiebei auffiel, war, daß ich das Latein, im Gymnasium nie meine starke Seite, ich glaubte es schon gänzlich vergessen zu haben, dennoch verstand. Es mochte sich wohl in sehr einfachen Satzkonstruktionen bewegt haben. Die Meinung eines der älteren Herren, wie ich später erfuhr, eines deutschen Arztes, schien zu prävalieren. Eine möglichst intensive Schwitzkur sei das beste und alt erprobte Mittel in Fällen von einer Blutvergiftung, als welche man meine Erkrankung offenbar ansah. Nun folgte eine Zeit, in welcher mich trotz hohen Fiebers das Bewußtsein nicht völlig verließ. Aber Fieberphantasien vieler Art quälten mich. Ich selbst und das Bett, in dem ich lag, war eine große Panzerplatte. Ich konnte deutlich

rechts und links von mir die groben Schnittflächen sehen, mit welchen nach dem Flachschmieden unter der großen Presse die erste, noch sehr rohe Form der länglich rechteckigen Platten durch Abhauen von einzelnen Stücken unter dem Hammer gewonnen wird. Es schien mir, daß ich fast ununterbrochen im Bette aufgerichtet wurde, um mir einen höchst ekelhaft erscheinenden Moschustrank einzuflößen und einen breiten und langen, sehr heißen Umschlag auf meinen Rücken zu bringen. Gegen alles dies muß ich mich längere Zeit heftig gewehrt haben, denn die mich wartende Pflegerin machte mir beständig Vorwürfe über meine Widerspenstigkeit. Sie würde fortgehen, denn ich hätte ihr schon drei Thermometer gebrochen, die sie mir immer als einen Beweis meiner Verbrechen vor Augen hielt.

Aber eines Morgens war diese Pflegerin verschwunden und ein großes, sehr hübsches Mädchen an deren Stelle getreten, die es besser verstand, mit dem widerspenstigen Patienten umzugehen. Als sie das erstemal mit dem Becher des Moschustrankes kam, suchte sie mich freundlich zu überreden, denselben zu nehmen und als sie bemerkte, daß ich ihre Schönheit anstaunte, sagte sie: „You get a kiss if you take it.“ Ich glaube, ich überlegte ein wenig, nahm den Trunk und bekam auch darauf einen warmen Kuß. Also über diese Schwierigkeit war die neue Pflegerin klug und liebenswürdig hinweggekommen und ich war von nun an bereit, mich ihrer Behandlung auch bezüglich der Umschläge geduldig zu fügen.

Daß die liebenswürdige Pflegerin schon nach acht Tagen durch eine minder hübsche ersetzt wurde, fand ich bedauerlich, aber begreiflich und in Ordnung. Schon hatte das heftige Fieber nachgelassen, als meine Frau und mein Sohn Leopold, letzterer erst kürzlich von einer Weltreise zurückgekommen, bald auch mein Bruder Karl, vor meinem Bette standen, glücklich und froh, daß das Schlimmste nicht eingetreten und meine Krankheit überwunden zu sein schien. Ich war mit einem Male fieberfrei und der Arzt wünschte, ich sollte mit meiner Frau an dem sehr schönen Herbsttag eine kleine Wagenfahrt unternehmen, was auch geschah. Nun erfuhr ich erst aus der Erzählung meiner Frau, was ich alles während meiner Bewußtlosigkeit getrieben und was mit mir geschehen war. Aber als ich, kaum von dieser Fahrt zurückgekommen, eine Tasse Tee nahm, befiel mich wieder ein Schüttelfrost, aber diesmal schwächer und kürzer, was sich in den nächsten Wochen wiederholte, um mich endlich dauernd ganz

fieberfrei zu lassen. Aber ein anderes Elend hatte sich indes bei mir eingestellt. Eine große, etwa 30 *cm* breite und 50 *cm* hohe Brandwunde auf dem Rücken, offenbar von zu heißen Umschlägen herrührend, deren übertriebene Hitze ich während meiner Bewußtlosigkeit nicht empfunden hatte, an mehreren Stellen eiternd, hielt mich noch viele Wochen in London zurück, wo mich über Veranlassung des Herrn Wilhelm v. Gutmann endlich Dr. Munk in London besuchte, einen Abszeß aufschnitt, der sich durch irgend eine Infektion auf meinem Rücken auf der Brandstelle gebildet hatte. Erst nach dieser Operation und der von Dr. Munk angegebenen Behandlung meiner Brandwunde folgte bald eine Besserung, so daß ich anfangs Dezember mit dem behaglichen Gefühl der endlichen Genesung meine Rückreise nach Wien antreten konnte. Ein paar Tage Aufenthalt in Paris gestatteten mir, meiner Frau die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt zu zeigen. In Wien angelangt, fand ich dort meine Wohnung von meiner Nichte Frieda und meinen beiden Mädchen schon ziemlich wohnlich gemacht und ich wurde von allen Freunden und Bekannten, die von meiner schweren Erkrankung in London gehört hatten, mit freundlichsten Glückwünschen begrüßt. Darunter nahm besonderen Anteil Herr Wilhelm v. Gutmann und dessen mir immer sehr gewogene liebe Frau. Bei dieser Gelegenheit teilte er mir mit, die Beamten und Arbeiter von Witkowitz wollten mir ein Widmungsgeschenk als Andenken an meine Tätigkeit in Witkowitz übergeben. Er hätte veranlaßt, daß dasselbe durch Bildhauer Professor Zumbusch ausgeführt werde und ich sollte dem Bildhauer sitzen, um eine kleine Büste von mir anzufertigen. Die Frauen von Witkowitz hatten einstweilen eine sehr schöne große Jardiniere aus Silber mit lieben eingravierten Worten und prachtvollen Blumen an meine Frau gesendet, was ihr viel Freude bereitete. Bei dem für mich in Arbeit genommenen Widmungsgeschenk sollte, wie Herr v. Gutmann sagte, neben Marmor nur Silber und Gold verwendet werden, das aus der von mir in Witkowitz eingerichteten Extraktionsanstalt herrührte und in derselben gewonnen war.

Meine Erkrankung in London war den dortigen Ärzten völlig rätselhaft erschienen. Eine Blutvergiftung in Verbindung mit einer Lungenentzündung, das war die Diagnose, zu welcher sie schließlich kamen. Aber Dr. Jahoda in Wien, der mich gründlich untersuchte, versicherte mich, eine Lungenentzündung sei es ganz sicher nicht gewesen,

aber ohne das Wort Malaria auszusprechen, schienen die Doktoren Munk und Jahoda eine ihnen unbekannte tropische Krankheit zu vermuten, die ich vielleicht in Brioni erhalten hätte. Sie rieten beide davon ab, zu bald wieder nach Brioni zu gehen.

Ich hatte schon vor meiner Abreise nach London meinen Bruder Max gebeten, nach Brioni zu reisen, um meinen Sohn nicht ganz allein dort zu lassen, bis ich wieder zurückkehren würde, was, wie ich glaubte, in drei Wochen der Fall sei. Nun waren es vier Monate geworden, daß ich meinen kaum erst erworbenen Besitz nicht gesehen hatte. Ich ließ mich nicht länger zurückhalten und meine Frau schloß sich gerne an, als wir am 18. Jänner 1894 abends von Wien abreisend, über Pola und Fasana, am nächsten Tage nachmittags um halb vier Uhr bei schönstem Wetter und ziemlich bewegter See, nicht in Brioni, sondern an einer anderen, bei hohem Wellengang etwas günstigeren Stelle der Hauptinsel Brioni Grande landeten.

Ein junges kräftiges Dienstmädchen hatten wir von Pörtschach nach Wien mitgenommen und sie erklärte sich gerne bereit, nach Brioni zu gehen und auch dort zu bleiben.

Das üppige Grün des Busches in seinen vielseitigen Schattierungen und mancherlei Blüten und der hellste Sonnenschein im Winter gewannen gleich die Liebe meiner Frau und mit ihr die Geduld und Opferwilligkeit, mit welcher sie auf so vieles zu verzichten bereit war.

Auf Pfaden durch den Busch unseren Weg zu der Ansiedlung Brioni suchend, kamen mir Karl und Leopold, welch letzterer schon vor Weihnachten nach Brioni gefahren war, entgegen.

In den vier Monaten meiner Abwesenheit hatte mein Bruder Max schon Vielerlei geschaffen, um den Aufenthalt weniger unbequem zu machen. Ein Dutzend friaulischer Holzarbeiter waren wie alle Jahre, ohne gerufen zu werden, in Brioni eingetroffen, hatten auch ein paar Mädchen mitgebracht und in dem heute noch bestehenden Häuschen ihre Wirtschaft eingerichtet. Sie waren für Brioni eine sehr erwünschte Erscheinung. Ein älteres Männchen namens Brun genoß das Vertrauen der übrigen und spielte durch dasselbe, ohne gerade dazu bestellt zu sein, die Rolle eines Capo. Er war aus der Gegend der früher völlig deutsch gewesenen Sette Communi, etwas oberhalb des nun schon im Kriege oft genannten Asiago.

Er hatte in seiner Jugend im österreichischen Heere gedient, war einmal in der Hofburg in Wien Wache gestanden und sprach ziemlich gut deutsch. Er war, wie fast alle seiner Friauler Kollegen, eine körperlich eher schwache Arbeitskraft, aber fleißig, willig, geschickt und deshalb viele Jahre hindurch immer mit Freude erwartet, bis er endlich nach fünfzehn Jahren sehr gebrechlich geworden, obwohl er nicht mehr nach Brioni kam, doch alljährlich bis zu seinem Tode ein kleines Sümmchen als Unterstützung erhielt, was er redlich verdient hatte.

Das erste, was mein Bruder Max in Brioni schuf, waren zwei Retiraden. Eine für die Herrschaft in einem Winkel des Kastellhöfchens und eine zweite, in einem Busche gelegen, für unsere Arbeiter. Ich glaube indes, daß die letztere niemals für die Zwecke benutzt wurde, für welche sie errichtet war.

Das nächst Wichtige schien ihm eine Vermehrung unserer Wasserzisternen. Bisher hatte die etwa 6 Kubikmeter Wasser fassende Zisterne des Kastells, die das vom Dach kommende Regenwasser aufnahm, zur Beschaffung des Trink- und Nutzwassers für die wenigen, in Brioni anwesenden Menschen notdürftig gereicht. Aber schon die kleine Steigerung der Menschenzahl ließ die Wasservorräte bedenklich schwinden. In wenigen Wochen konnte Brioni ganz ohne Trinkwasser sein. So ließ mein Bruder in aller Eile hinter der Kirche und an dieselbe anschließend mit den wenigen vorhandenen Arbeitskräften eine zweite Zisterne herstellen, die das Regenwasser des Kirchendaches aufnehmen sollte, dies aber zunächst nicht konnte, weil in der ersten Nacht, die ich mit meiner Frau im Kastell zubrachte, in einer nicht aufgeklärten Weise das von dem Fattore in der alten Kirche aufgestapelte Maisstroh in Brand geriet. Infolge des Wassermangels und des Mangels an Löschgeräten konnte das Feuer nicht gelöscht werden, so daß das Dach der Kirche völlig abbrannte. Vor meinen Augen war der noch etwas besser erhaltene Seitenaltar, vom Feuer zerstört, zusammengefallen. Das Dach der Kirche, von welchem das Wasser für die neu gebaute Zisterne aufgenommen werden sollte, mußte mit größter Beschleunigung wieder hergestellt werden. Dies besorgte Herr Baumeister Geier in Pola, indes durchaus nicht zu meiner Befriedigung. Die Stadt Pola besaß keinen einzigen Zimmermann. Die landesüblichen, sehr einfachen Dächer wurden von den gewöhnlichen italienischen oder kroatischen Maurern her-

gestellt und das sprichwörtliche Zimmermannshaar, auf welches genau ein Zimmermann anderwärts zu arbeiten hatte, war hier von ganz außerordentlicher Dicke. Aber ich mußte froh sein, daß die Kirche wieder eingedeckt war und schon der nächste Regen wieder Trinkwasser schaffen konnte.

Alois Zuffar in Albona, dem ich am 17. August noch von Triest aus geschrieben hatte, war indes in meiner Abwesenheit nach Brioni gekommen und hatte sich unter Vorweisung meines Einladungsbriefes bei meinem Bruder Max und meinem Sohn Karl vorgestellt. Er hatte beiden außerordentlich gefallen. Sie rieten dringend, ihn für Brioni zu gewinnen, was, wie sie meinten, nicht sehr schwer werden würde, da er eine ziemlich gering bezahlte Stelle im staatlichen Forstdienst einnahm. Ich lud Herrn Zuffar ein, und zwar, wenn es möglich wäre, zusammen mit seiner Frau nochmals nach Brioni zu kommen, was auch, wie ich glaube, anfangs Februar geschah.

Eine tüchtige Frau in Brioni, bis endlich meine eigene Frau schon mit einiger Bequemlichkeit dort wohnen konnte, schien mir so wichtig, daß ich an ein Engagement nur denken wollte, wenn auch die Frau Zuffars mir für Brioni geeignet scheinen würde.

Beide kamen und gefielen auch mir außerordentlich und beide hatten im Laufe der vierzehn Jahre, welche sie in Brioni lebten, bis mir der Tod diesen tüchtigen Mann entriß, vortreffliche Dienste geleistet.

Ich fühlte mich dem alten Kanzleidiener, der mir einen so guten Rat erteilt hatte, schon bald zu warmem Dank verpflichtet. Als ich einige Monate später, Triest passierend, ihn aufsuchen wollte, um ihm meinen Dank in Worten, aber auch in klingender Münze, die er wohl nötig haben mochte, abzustatten, mußte ich mit Bedauern hören, daß er gestorben sei, und niemand konnte mir irgendwelche Anhaltspunkte geben, wo etwa Angehörige von ihm gefunden werden könnten.

Zuffar war der Sohn eines schon längst verstorbenen Forstmannes, ebenfalls in ziemlich niederer Stellung. Dieser hatte ein sehr brauchbares Kompendium zum Unterrichte für niedere Forstschulen geschrieben, welches Jahrzehnte hindurch in den niederen österreichischen Forstschulen gebraucht wurde und vielleicht noch benützt wird. In seiner dürftigen Stellung vermochte er aber nicht

weiterzukommen. Seinen einzigen, begabten Sohn konnte er auch nur eine niedere Forstschule absolvieren lassen. Ich glaube, als ich dem Staatsdienste diese wertvolle Kraft entnahm, hatte er nur fünfzig Gulden Monatsgehalt und Wohnung.

Er sprach und schrieb korrekt deutsch, italienisch und kroatisch, konnte vorzüglich mit allen Meßinstrumenten umgehen und war sehr gut unterrichtet in der Tier- und Pflanzenwelt, so daß später Brioni besuchende Gelehrte mir oftmals ihr Erstaunen über dieses Wissen meines Direktors aussprachen. Er verstand sehr gut mit Arbeitern umzugehen, deren Dienstleistungen gut zu beurteilen und richtig zu entlohnen und war vielseitig belesen. Sein scharfer Verstand ließ ihn völlig erkennen, was und wie ich es wollte, und dies mit den zweckmäßig erscheinenden Mitteln zur Ausführung zu bringen. Aber etwas eckig und scharf wie seine Gesichtszüge war auch sein Wesen im Verkehr mit allen Menschen, seien sie unter oder über ihm stehend, wennmöglich noch schärfer, wenn sie in der gesellschaftlichen Schichtung ober ihm standen. Immer hilfsbereit auch aus eigenen Mitteln, wo er auf die Not seines Nebenmenschen stieß, und fast unhöflich gegen Alle, die er für Drohnen der menschlichen Gesellschaft hielt.

Seine Gattin, aus einer Villacher Bürgersfamilie stammend, mit lieben angenehmen Gesichtszügen, höchst bescheiden und einfach in ihrem Wesen, ganz in der Erfüllung ihrer Pflichten als Hausfrau und Mutter aufgehend und diese vortrefflich erfüllend, ließ kaum erkennen, was sie in Wirklichkeit war. Eine vornehme, feinfühlige und warmherzige Natur mit vielen und harten Lebenserfahrungen in ihrer Jugend. Eltern, Brüder und Schwester hatte sie früh durch den Tod verloren und war deshalb ein wenig zur Melancholie geneigt.

Die Entlassung Zuffars aus dem Staatsdienste wurde sofort gewährt. Für ihn, seine Frau und zwei Kinder wurde notdürftig ein Quartier im Kastell hergestellt und so konnte er schon Ende Februar in Brioni eintreffen, um nun dort die Arbeit in weit energischerer Weise zu beginnen, als es meinem Bruder und meinem Sohne möglich war, denen die Unkenntnis der italienischen Sprache den Verkehr mit den vorhandenen Arbeitskräften sehr erschwerte.

Ich glaube hier auch noch anführen zu sollen, daß Zuffar schon mit einem kleinen Vermögen, es dürfte 20.000 Gulden betragen haben, nach Brioni gekommen war. Wie ich von Zuffar per-

sönlich erfuhr, aber auch von den vielen Bewohnern des Küstenlandes, die ich kennen lernte, bestätigt wurde, hatte derselbe einen besonderen Ruf im ganzen Lande. Bei Erbteilungen der wenigen adeligen und der sehr zahlreichen nichtadeligen extensiven landwirtschaftlichen Besitze Istriens war es Zuffar, an den man sich wandte und sich dann sicher fühlte, daß die Vermessungen genau und die Teilung gerecht erfolge. Seine absolut verläßliche Ehrlichkeit, eine so seltene Eigenschaft in unserem Süden, wurde sehr geschätzt und gut bezahlt, weil sie so selten war.

Ich hatte noch in London, bevor mich dort die tropische Malaria überfiel, bei gerühmten Samenhandlungen und dann bei Andrieux und Vilmorin in Paris Samen bestellt, die ich voraussichtlich in Brioni brauchen würde, wie Pinien, Zypressen, Mandeln, Palmen und dergleichen. Zuffar fand diese Samen in Brioni schon angelangt und die Anlage einer großen Baumschule war das erste, womit er schon Ende Februar seine Tätigkeit auf Brioni begann. Ein großer Teil der vielen, heute schon so schönen und großen Bäume stammt aus dieser ersten Baumschule.

Schon vor seinem Engagement hatte Zuffar einen von ihm gekannten, vortrefflichen Arbeiterführer, Toni Gaisa aus Dignano, empfohlen und nach Brioni gesendet. In Dignano, dessen großer und hoher Turm, etwa eine Stunde ober Fasana gelegen, von Brioni aus gesehen, die Kontur des Festlandes besonders markiert, hatte Toni ein Häuschen, Frau und viele Kinder, auch etwas Grundbesitz, aber hierin zu wenig, um seine zahlreiche Familie ernähren zu können. Sein Fleiß, seine Ehrlichkeit, sein Verstand hatten ihm ein besonderes Vertrauen des großen, etwa sechstausend Menschen zählenden Dorfes Dignano erworben. Aus diesem Menschenreservoir konnten wir nun durch seine Vermittlung Arbeitskräfte schöpfen, und zwar sehr tüchtige, aber oft wechselnde Arbeitskräfte. Es waren meist Leute mit eigenem, oft größerem Grundbesitz. Nur die über die Bewirtschaftung der eigenen Gründe noch verfügbare Arbeitskraft blieb für uns übrig.

Morgens um vier Uhr zu Fuß, sehr häufig auch auf einem Esel reitend, ihren Weg nach Fasana nehmend, mußten sie schon um viertel sechs von einem Boot in Fasana aufgenommen werden, um schon um sechs Uhr die Arbeit in Brioni beginnen zu können. Von halb neun bis neun Uhr hatten sie Frühstückspause, von zwölf

bis ein Uhr Mittagsrast, nach sechs Uhr abends begann die Überfahrt von Brioni nach Fasana und dann der bergangehende Weg nach Dignano, wo sie wohl erst nach acht Uhr bei ihren Familien anlangen konnten. Und es war eine sehr harte und stetige Arbeit, die sie unter aufmunternden Worten Tonis, der auch selbst immer zugriff, zu leisten hatten und auch in bewunderungswürdigster Weise leisteten. Man kann sich nicht vorstellen, welche Fülle von Arbeit Monate und Jahre hindurch zu leisten war, die sich als notwendig erwies, ja täglich neu zu erwachsen schien, um nur die einfachsten Grundlagen einer möglichen Wirtschaft zu gewinnen. Vorläufig nahm die größte der Inseln, Brioni Grande, etwa tausend Joch groß, nahezu alle Arbeiter in Anspruch.

Weiter ausblickend, schien die Westseite der Insel mit ihren weit reichenden Buchten, schon ein wenig gegen den gefürchteten Nordostwind, die Bora, geschützt, im Winter etwa zwei Grad wärmer, im Sommer durch regelmäßig auftretende Nordwestwinde etwa zwei Grad kühler, jene Örtlichkeit zu sein, die am besten die Aufbringung besonders schöner südlicher Vegetation ermöglichen würde, und eine solche mußte ja auch geschaffen werden, wenn sich meine Wünsche erfüllen sollten, die Insel möglichst schön zu gestalten.

Die Entwicklung einer großen und ertragreichen Landwirtschaft schien von vornherein ausgeschlossen. Nur in den flachen und kleinen Tälern, welche sich zwischen den Hügeln hinzogen, lag tiefgründige rote Erde, geeignet für Feldbau, Wiesen und Weingärten. Die Hügel meist nur geeignet für die Aufbringung von Wald. Aber was an fruchtbarem Boden für Viehzucht, Feldbau, Wein- und Obstgärten tauglich schien, war doch schon groß genug, um nicht völlig auf die Wirtschaft verzichten zu brauchen. Also für eine mittelgroße Wirtschaft, von welcher man übrigens keinen großen Gewinn erwarten konnte, schien Platz, und sie sollte, ja mußte geschaffen werden, um einmal viele Jahre, ja Jahrzehnte später die dann gewordene Schönheit viel höher verwerten zu können, als es bei alleiniger Entwicklung einer mittleren Landwirtschaft möglich sein würde. Hieraus ergab sich eine gewisse Teilung der Ziele.

Brioni an der Ostküste das natürliche Zentrum der wirtschaftlichen Entwicklung, die mildere Westküste später einmal das Zentrum, in welchem Schönheit und Luxus besonderen Raum fänden. Vorläufig konnte nur an die Entwicklung der wirtschaftlichen Fak-

toren gedacht werden, das übrige Terrain war allmählich durch Wege aufzuschließen und der Vegetation vorwärts zu helfen, so viel man eben konnte.

Sehr viel Mühe und Arbeit hat es schon gekostet, Brioni vom Meer her leichter und sicherer zugänglich zu machen.

Die vorgefundenen Baulichkeiten Brionis lagen an dem abgestumpften Ende einer ziemlich spitzwinkligen, gegen das Zentrum der Insel einschneidenden, etwa dreihundert Meter tiefen Einbuchtung, völlig offen gegen die Bora und ziemlich offen gegen Nordwind, dagegen gut geschützt gegen Schirokko, das ist Südostwind, endlich völlig geschützt gegen Süd- und Westwinde. Bei gewissen Winden war das Landen selbst von kleineren Schiffen in Brioni unmöglich, ohne diese der Gefahr der Beschädigung, ja des Zertrümmerns auszusetzen.

Wo heute das Hotel „Carmen" auf einer Seite und auf der anderen Seite des Hafens das rote Haus und Neptun I, II, III stehen, reichten große Steinhalden, vor den dahinter befindlichen Steinbrüchen liegend, bis ans Meer heran. Es war eine langwierige, sehr viel Mittel erfordernde Arbeit, die neue Uferlinie des heute bestehenden Hafens mit Mauern unter Verwendung von Schlackenzement zu errichten und hinter diesen Mauern durch Abtragen von Schutthalden und Auffüllung des Schuttes hinter den Mauern, jenes schmale Terrain zu gewinnen, auf welchem heute alle unsere bisherigen Hotelanlagen stehen.

Eine Schmalspurbahn mit ihren Kippwagen reichte weit ins umliegende Land hinein, um auch dort an vielen Orten von der von den Venetianern einstens probeweise begonnenen und dann, weil nicht geeignet, stehen gelassenen Steingewinnung den zurückgebliebenen Steinschutt aus dem Terrain, welches einstmals Felder waren, wegzubringen und als Sturzmaterial hinter den Uferwänden des neuen Hafens verschwinden zu lassen. Wiesen und Felder wurden hiedurch gewonnen, ein großer Kuhstall, ein Weinkeller, über demselben ein Wohnhaus für Unterbringung von Arbeitern, eine kleine Kantine für unsere Arbeitskräfte, ursprünglich ebenerdig gedacht, aber schon während des Baues einstöckig geworden und schon ein kleines Hotel repräsentierend, mit vierzehn Gastzimmern. Das war etwa die Leistung der ersten sechs Jahre. In der gleichen Zeit wurden doch schon viele Felder, Wiesen und Weingärten gewonnen und

Zehntausende in der Baumschule gezogene Bäume zur Bewaldung an vielen Stellen versetzt.

Nun war schon ein wirklicher Hafen vorhanden, mit schützenden Dämmen, um auch schon Dampfschiffen mittlerer Größe das Landen zu gestatten, eine regelmäßige Post- und Telegraphenverbindung geschaffen, und es war auch schon die neue hereingebrachte Vegetation an Pinien, Zypressen, Palmen und Zedern in überraschender Weise gediehen. Aber von den Zielen, die ich mir vorgesetzt hatte, das erworbene Terrain gesund, fruchtbar und schön zu gestalten, war nach sechsjähriger, sehr fleißiger und kostspieliger Tätigkeit nur die rasch werdende Schönheit der Vegetation schon ein wenig erreicht und von den gelegentlichen Besuchern der Insel auch mit Staunen bewundert und lieb gewonnen.

Die Landwirtschaft, der Weinbau mit seinem daran schließenden Weinhandel waren noch passiv und bezüglich der Gesundheit (hier kam ja nur die auf dem Besitz schwer lastende Malaria in Frage) noch nichts erreicht.

Der viel größeren Zahl der nun auf und für die Insel arbeitenden Menschen entsprach auch eine entsprechend größere Zahl der Malariaerkrankungen, obschon man, wie es die ärztliche Kunst damals empfahl, außerordentlich viel Chinin aufwandte, um dieselbe zu bekämpfen.

Im dritten Jahre meiner Kulturarbeit in Brioni war Direktor Zuffar an einer tropischen Malaria sehr schwer erkrankt. Ein übermäßiger Genuß von Chinin, damit er sich wenigstens aufrecht erhalte, wenn alles unter dem Schrecken der Krankheit versagte, machte den Fall noch schwerer und ist wohl die erste Ursache eines Herzleidens geworden, dem zehn Jahre später der sehr abgehärtete Mann erlag.

Nun konnte ich erst sicher erkennen, daß meine damals so rätselhafte Krankheit in London eine tropische Malaria war, die ich schon in den wenigen ersten Tagen meines Besitzes Brionis erwarb und die mich dem Tode so nahe gebracht hatte. In schwierigen Momenten war es immer mein Sohn Karl, obschon auch mehrmals an etwas leichteren Formen der Malaria leidend, der mit Mut und Entschlossenheit die sonst außerordentliche Arbeitskraft des Direktors Zuffar zu ersetzen sich bemühte. Hiezu war, wenn nicht Not an Mann war, wie im Falle der Erkrankung Direktor Zuffars, wenig

Gelegenheit für ihn vorhanden, da dieser, wenn immer er nur konnte, die Leitung des ganzen Geschäftes fest in der Hand behielt.

Meine Frau wie meine Familie drängten darauf, daß ich vorläufig noch nicht Brioni als meinen ständigen Wohnsitz nehmen sollte. Damals noch völlig unklar über die Ursachen, die die Malariaerkrankung herbeiführen mochte, hatte man doch schon längst beobachtet, daß die Gefahr der Erkrankung in der kühleren Zeit des Herbstes, Winters und Frühjahres eine geringere, in der wärmeren Zeit des Jahres, die indes in Brioni nicht früh beginnt, aber spät endet, eine größere sei. Alle waren bemüht, mich in dieser gefährlichen Zeit von Brioni fernzuhalten. Da ich oft lange von Brioni abwesend war, konnte nicht mein noch wenig erfahrener Sohn, sondern der sich als außerordentlich tüchtig erweisende Direktor Zuffar der allein maßgebende, aber auch verantwortliche Vertreter seines Herrn sein. Dies fiel meinem Sohne Karl schwer, da er doch immer bestrebt war, nach bestem Verständnis für die Interessen des Ganzen einzutreten. Zunächst lernte er sehr rasch italienisch, aber natürlich nur den Dialekt der dortigen Bevölkerung.

In seinen jungen Jahren mit Passion und Geschick auf dem Wörthersee sich des Segelbootes bedienend, hatte nun auch das Meer einen großen Reiz für ihn und bald war er ein geschickter Genosse junger Marineoffiziere, die den Segelsport betrieben. Damals vielleicht mehr als jetzt, teilte sich die Zeit unserer Marineoffiziere in Perioden des angestrengten Dienstes und in Zeiten der völligen und ungebundenen Freiheit des Tun und Lassens. Aber diese Perioden des strengen und strammen Dienstes fielen bei meinem Sohne hinweg und die Ungebundenheit wurde das immer Geübte. So war es begreiflich, daß das, was mein Sohn trieb und tat, nicht immer dasjenige war, was Direktor Zuffar für richtig erkannte und vertrat, was von meinem Sohn, bei voller Anerkennung der großen und schwierigen Leistungen Zuffars, doch als unbequem empfunden wurde. Karl hat, wie ich es heute erkenne, ohne sich einer regelmäßigen und steten Schulung zu unterwerfen, doch unendlich viel von Direktor Zuffar gelernt und das Gelernte nach dem Tode desselben zur Anwendung gebracht.

Bei einem insularen Besitz wie Brioni war von Anfang an das Schiff ein unentbehrliches, immer gebrauchtes Werkzeug. Das erste Schiff, das ich für Brioni erwarb, war eine Segelbarke, wie sie

von den dortigen an der Küste, zumal in Fasana wohnenden Fischern benützt wird.

Aber bald regte sich der Wunsch nach dem Besitz eines Dampfbootes. Karl interessierte sich auf das lebhafteste dafür. Ich mußte ein Nutzboot wünschen, um Waren von der Station Pola nach Brioni und etwaige Produkte der Insel an das Festland zu bringen. Karl, der von Schiffen schon viel mehr verstand als ich und Direktor Zuffar, konnte die Beschaffung eines Schiffes, das in Lussin gebaut werden sollte, mit ziemlicher Beruhigung überlassen werden. Daselbst wurde er vom Erzherzog Stephan, der auf seinem dortigen Besitz einen großen Teil des Jahres verbrachte, bezüglich des für Brioni benötigten Schiffes sehr liebenswürdig beraten. Das Resultat dieser Beratung war indes nicht ganz, wie ich es für Brioni gewünscht hätte. Der Preis von 14.000 Gulden sollte nicht überschritten werden. Aber eine sehr hübsche kleine Dampfyacht wurde es, die dann 26.000 Gulden kostete, für die Bedürfnisse Brionis zunächst wenig verwendbar; aber Karl, dem künftigen Kapitän kleiner Küstenfahrt, bot sie Gelegenheit, in ungebundenen Kreuz- und Querfahrten bis hinunter nach Brindisi und an die schönen Küsten Dalmatiens den für die Kapitänsprüfung notwendigen Nachweis einer zweijährigen Praxis zu ermöglichen. Eine große Geschicklichkeit zur See in allen Angelegenheiten, die mit dem Meere zusammenhängen, und eine große Zuverlässigkeit, aus eigenen Erfahrungen gewonnen, waren indes immerhin eine wichtige Errungenschaft für Brioni.

Diese kleine Dampfyacht hat dann auch mir und meinen Freunden öfter gute Dienste geleistet und ist heute noch, nach zwanzigjährigem Gebrauch, gut erhalten, in ihrer Weise ein vortreffliches Schiff, so daß ich nicht unzufrieden zu sein brauche, daß es anders geworden, als es ursprünglich von mir gemeint war. Aber freilich, die Bedürfnisse, für welche es gedacht war, konnte es nicht erfüllen und so mußte an die Anschaffung eines zweiten Dampfschiffes gedacht werden, wobei die Erfahrungen, die Karl gewonnen hatte, es möglich machten, daß dieses zweite Dampfboot schon unseren Bedürfnissen entsprach. Ein geräumigeres Schiff mußte es sein, je nach Bedarf eine größere Menge Süßwasser oder in demselben Raum eine entsprechende Menge Sperrgut aller Art aufnehmend. Heizkohle für unsere Dampfmaschine, Ziegel, Zement, Bauholz,

volle und leere Weinfässer waren die hauptsächlichsten Transporte, die es zu bestreiten hatte.

Dieses zweite Schiff kostete indes auch 26.000 Gulden, wurde in Lussin gebaut und entsprach unseren Bedürfnissen vollkommen. Erzherzog Stephan, so wie wir in Brioni, mit dem Wasservorrate der Zisterne seiner Villa und Gärten in Lussin Grande nicht ausreichend und deshalb gezwungen, Wasser vom Festland zuzuführen, ließ nach dem Muster unseres Schiffes ein ganz gleiches, jedoch unter Verwendung etwas stärkerer Bleche und Winkel, anfertigen. Als indes derselbe einige Jahre später als einer der Erben des Erzherzogs Albrecht dann immer eine viel größere Zeit des Jahres auf seinen Gütern in Galizien und immer nur kurze Zeit auf seinem kleinen Besitz in Lussin verbrachte, war eine Süßwasserzufuhr dort nicht mehr nötig und es ergab sich die Gelegenheit, unser Nutzboot fast um den Preis, welchen es gekostet hatte, zu verkaufen und das kräftiger konstruierte Nutzboot des Erzherzogs Stephan zu übernehmen, mit einer verhältnismäßig kleinen Aufzahlung über den Preis, den wir für das verkaufte Boot erhielten. Dieses vom Erzherzog Stephan übernommene Boot hat uns seither die besten Dienste geleistet, ist während der Kriegszeit in Brioni gelassen worden und wird diese Dienste voraussichtlich noch zwanzig, ja dreißig Jahre leisten können.

Eine Zufuhr von Süßwasser vom Festland hat sich in den ersten Jahren immer häufiger als nötig erwiesen.

Für den Bedarf unserer Nutztiere und unserer, vorläufig noch in sehr mäßiger Ausdehnung betriebenen Gärtnerei konnte das Wasser eines größeren Teiches verwendet werden, das diesem aus den umliegenden Feldern bei starken Regengüssen zufloß. Nur einmal erlebte ich, daß dieser Teich nahezu völlig trocken wurde. Die Sohle desselben lag etwa ein Meter unter dem mittleren Meeresspiegel.

Wenn das Wasser in diesem Teiche sehr tief sinkt, wird es etwas salzig, ein deutliches Zeichen, daß er unterirdisch durch die Gesteinsschichten eine Verbindung mit dem Meere hat. Daß diese Verbindung eine sehr geringe sei, konnte man daraus ersehen, daß der Wasserspiegel des Teiches, wie er sich nach größeren Regengüssen ergab, nur sehr langsam fiel und nur bei sehr gesunkenem Wasserstand das Wasser unbrauchbar wurde.

Schon im ersten Jahre hatte ich ein Betonreservoir, zweihundert Kubikmeter Wasser fassend, auf einem etwa zehn Meter hohen Schutthügel errichtet. Ein kleiner Friedländer Windmotor neben dem Teiche brachte dessen Wasser schon bei schwachem Winde in dieses Reservoir, von wo es mit eigenem Drucke unseren Viehställen und auch den Gartenanlagen zufloß und auch für das Waschen der Wäsche verwendet werden konnte.

Der Betrieb einer Milchwirtschaft war in dem warmen Klima ohne Eis nicht möglich. Auch der sich steigernde Konsum an Fleisch ließ Eis höchst wünschenswert erscheinen. So war eine Kühlmaschine, die einen Milchkeller und einen Fleischkeller kühlte, und auch eine kleine Menge Eis, ich glaube fünf Zentner im Tag, zu erzeugen gestattete, ein Teil der Wirtschaftsanlage, zu der ich mich entschlossen hatte. Die hiefür nötige Maschinenkraft, ein fünfundzwanzigpferdiges Wolfsches Lokomobil, war stark genug, eine vorläufig genügende Menge elektrischen Lichtes zu geben, eine Zirkularsäge, eine Bandsäge, eine Holzhobelmaschine, einen Schleifstein und einen Ventilator für zwei Schmiedefeuer zu betreiben, dies alles für Brioni sehr nützliche Dinge. Ein sehr großer Windmotor, zu dessen Aufstellung Herr Friedländer mich bewog, sollte die Kraft für den Betrieb eines Steinbrechers beistellen. Dieser erwies sich aber für diesen Zweck nicht brauchbar und war durch viele Jahre, bis er endlich abgetragen wurde, ein weithin sichtbares, aber nicht schönes Wahrzeichen Brionis gewesen und findet sich heute noch auf allen älteren Photographien desselben.

Die Einrichtung der kleinen Kühlanlage in Brioni war außerordentlich nützlich. Brioni war der sich nun mit unserer Kriegsmarine ziemlich rasch entwickelnden Stadt Pola hierin vorangegangen. Pola mit seinen etwa vierzigtausend Einwohnern besaß noch keine gekühlten Keller, keine Eiserzeugung. Milch, Fleisch, Butter mußten in Eis verpackt von weither bezogen werden, sollten sie in der warmen Zeit nicht völlig verdorben ankommen.

Dies veranlaßte meinen Sohn Karl, mir vorzuschlagen, den Erlös der ihm gehörigen hundert Stück Aktien der Prager Eisenindustriegesellschaft für die Errichtung einer Eisfabrik mit zugehörigen Kühlkellern in Pola für seine Rechnung zu verwenden, wozu ich ihm gerne zustimmte, weil es etwas durchaus Nützliches

war, meinen Sohn lehrreich beschäftigen konnte und eine entsprechende Rente zu geben versprach.

Karl hatte mir bisher, abgesehen von dem Aufwand für Kohle und Mannschaft der Dampfyacht, verhältnismäßig wenig Geldauslagen verursacht. Ich glaube, was er sonst für sich ausgab, hielt sich immer unter der Ziffer, die der Rente seiner hundert Prager Aktien entsprach.

Er war ein gesunder, sehr abgehärteter junger Mann geworden, der Strapazen aller Art sehr leicht ertrug, und immer ein fast auffallend starker Fleischesser. Dies letztere verdankte er, wie ich glaube, der außerordentlichen Fürsorge seiner Tante Berta, als er, zwei Jahre alt, bei derselben in Pörtschach für die bevorstehende Operation, das war die Entfernung eines beim Essen im Halse stecken gebliebenen Beinchens, besonders gekräftigt werden sollte.

Diese sonst so besonders gescheite Frau konnte sich doch der damaligen ärztlichen Mode, der Aufziehung zarter Kinder unter Verwendung von viel rohem Fleisch mit etwas Rotwein, nicht entziehen, ja war derselben völlig verfallen. Ihrem eigenen zarten Töchterchen hat die von der energischen Mutter erzwungene Aufnahme von rohem und gebratenem Fleisch viel Tränen gekostet. Meinem Sohne Karl wurde sie zu einer Lebensgewohnheit, der er wohl seine große körperliche Kraft verdankt, möglicherweise aber auch ein Zurückbleiben des Wachsens in die Länge, ähnlich wie man es bei jungen Pferden beobachtet, wo bei Ernährung in der Periode des Wachsens die Fütterung mit viel Hafer und wenig Heu sehr kräftige, aber niedere Pferde, bei Fütterung von viel Heu und wenig Hafer schwächere, aber höhere Pferde zur Folge hat.

Alles, was mit der Errichung einer neuen Fabrik zusammenhängt, hat Karl in ausgezeichneter Weise besorgt. Die richtige Wahl des Platzes, die Erwerbung desselben, die Beschaffung der Maschinen, sämtliche Bauten, kurz alles, was er machte, war verständig und die Fabrik hat vom ersten Tag an gut gearbeitet.

In der Person eines Hufschmiedes namens Weber, welchen Karl von seiner Militärzeit her kannte und gleich nach Brioni gebracht hatte, wo derselbe Gelegenheit fand, sehr vielseitige und gute Dienste zu leisten, hatte er einen guten Leiter der errichteten Fabrik herangezogen, der auch heute noch auf dem viel später erworbenen großen Grundbesitz Brionis auf dem Festlande, neben dem Fabriks-

betrieb, Brioni noch vielseitige andere und vortreffliche Dienste leistet.

Aber fast gleichzeitig entstand eine zweite Eisfabrik in der Nähe Polas, in Val Bandon gegenüber von Brioni.

Ein vor Jahren von der Verabschiedung bedrohter Marineoffizier, so erzählte mir Baron Sterneck, war durch Vermittlung seiner Frau, einer Griechin, die gut griechisch sprach, wohl auch durch seine eigene Gewandtheit, ein Faktotum der Kaiserin Elisabeth geworden, die, für alles Griechische schwärmend, sich auf der Insel Korfu ein Heim nach ihrem Geschmack errichtete. Früher, trotz seiner wohlhabenden Frau, finanziell immer bedrängt, war dies für ihn eine Gelegenheit, an den vielen Millionen, die dieses Lustschloß der Kaiserin kostete, einen entsprechenden Anteil zu nehmen und nun als sehr wohlhabend geltender Mann ziemlich luxuriös zu leben. Dieser Erfolg blendete nicht wenig junge Marineoffiziere, die nicht das Talent hatten, mit den ihnen zufallenden Bezügen ihr Auskommen zu finden.

Diesem Ideal wurde nachgestrebt und es war Gefahr vorhanden, daß es Schule machte, was indessen meines Wissens nicht geschehen ist. Dieser Herr hatte, wie er vorgab, in den Felsspalten des Ufers von Val Bandon eine Quelle gefunden, die, wie er angab, vierzigtausend Kubikmeter Süßwasser in vierundzwanzig Stunden liefern konnte.

Es waren Verwandte der Frau meines Freundes Karl Wittgenstein, deren Vertrauen und damit auch deren Geldmittel er durch seine Aufschneiderei gewonnen hatte. Die von ihm angeblich entdeckte Quelle sollte vorläufig, bis sie eine bessere Verwertung fände, einer in Val Bandon zu errichtenden Eisfabrik dienen.

Ich versuchte durch Wittgenstein eine Verständigung zu erzielen, es sollte vorerst doch nur eine Eisfabrik in Pola gebaut werden, die zweite in Val Bandon doch erst, wenn ein Bedürfnis hiefür vorhanden wäre.

Wittgenstein sprach mit den Verwandten seiner Frau und sagte mir dann nach dieser Unterredung in seiner kurzen Weise, wie er derlei abzutun pflegte: „Weißt Du, es gibt Leute, die, weil sie schlau sind, meinen, sie seien auch gescheit. Zu den letzteren gehören die in Frage kommenden Verwandten meiner Frau; denen ist nicht zu helfen.“ Und es war ihnen in der Tat nicht zu helfen

Die Fabrik in Val Bandon wurde gebaut. Skoda hatte die Maschinen zu liefern. Die Fabrik machte auch Eis, alles in allem vielleicht fünfhundert Zentner, aber das Wasser für die Herstellung dieses Eises mußte auf Eseln von weit entlegenen Brunnen zugetragen werden, denn mit dem Wasser dieser angeblich so kolossalen Quelle konnte, weil es immer stark salzig war, kein festes Eis erzeugt werden. Die Fabrik ist sehr bald außer Betrieb gesetzt worden, Skoda nur zum Teil zu seinem Gelde gekommen und die Verwandten der Frau Wittgenstein hatten einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens verloren. Nur der Anreger wußte sich mit einem Gewinn aus der Sache zu ziehen.

Aber Karls Eisfabrik wurde hiedurch doch sehr geschädigt. Val Bandon hatte sich zu mehrjährigen Lieferungen mit verhältnismäßig sehr billigen Preisen erboten. Karl, der doch mit einer längeren Lebensdauer der neu erstandenen Konkurrenz rechnete, ist mehrjährige Lieferungsverträge eingegangen zu Preisen, die nur wenig Gewinn übrig lassen konnten. Wie es bei Neuanlagen ja oft geschieht, war für seine Fabrik mehr Geldaufwand nötig, als erwartet, wobei ich, soweit ich es wußte, ja immer bereit war, helfend einzuspringen. Statt seinem Vater die Geldverlegenheit, in die er geraten war, zu gestehen, hatte er infolge falscher Scham fremdes Geld ausgeliehen und ich mußte zuletzt in viel größerem Maße helfend einspringen, als ich es erwartet hatte.

In dieser Zeit hatte sich Karl in das Töchterchen meines lieben alten Freundes Schnabl verliebt und um dieselbe geworben. Es war dasselbe junge Mädchen, damals zwölfjährig, das ihren Vater und mich gelegentlich der ersten Besichtigung Brionis begleitet hatte. Alle Umstände schienen glücklich, so daß die Heirat meines Sohnes durchaus als ein glückliches Ereignis von mir begrüßt und gefördert wurde.

Die österreichischen Behörden machten mir die Arbeiten auf Brioni nicht leicht. Auch die Slaven und Italiener des Landes sahen mit Neid, daß in dem von ihnen bisher völlig unbeachteten Stückchen Landes, vor kurzem noch im Besitz von Portugiesen, nun ein deutscher Eindringling etwas schuf, was Bedeutung zu haben schien.

Daß ich auf meinem Besitz Straßen und Wege herstellte, schien den Behörden ganz besonders ärgerlich. Für mich war dies

die sparsamste Weise, den durch das Aufsuchen von geeignetem Baustein für Bauten in Venedig seinerzeit durchwühlten Boden vom zurückgebliebenen Steinschutt zu befreien. In den Wiesen, auf dem Felde, in den Weingärten war er schädlich, die zunächst liegenden Wege und Straßen verbesserte er.

Aber den Behörden schien, was ich tat, so töricht und vor allem ein großer Luxus zu sein. Ich müßte über ein ungeheueres Vermögen verfügen, um mir solche Dummheiten gestatten zu können. Auf siebzehn Millionen Gulden schätzte die Steuerkommission mein Vermögen und dementsprechend wurde ich besteuert, geärgert und gekränkt und konnte nur mit viel Mühe und vielen Plackereien einen Teil der mir viel zu hoch vorgeschriebenen und unter Androhung der Exekution einverlangten Steuern wieder zurückerhalten.

Meine alten Freunde und Kollegen in der Eisenbranche hatten durch mehrfache Besuche, die sie mir auf Brioni machten, immerhin ein ziemliches Interesse für meine Arbeiten gewonnen. Aber bei der Mehrzahl derselben konnte ich bald erkennen, daß sie zwar bewunderten, was ich geleistet hatte, aber bedauerten, daß ich mein Geld und meine Arbeit einer so undankbaren Aufgabe gewidmet hätte. Einzelne gingen so weit, daß sie sich für verpflichtet fühlten, durch Erschwerung des Kredites mich zu hindern, weitere Mittel zu verwenden. Ja, ich glaube, von allen meinen Freunden war es nur Karl Wolfrum, der darauf vertraute, daß ich nicht nur etwas Schönes und Nützliches, sondern in nicht allzu langer Zeit etwas Wertvolles schaffen würde.

Aber der Wunsch, mir Hilfe zu leisten, war bei ihnen allen vorhanden und äußerte sich zunächst in dem Bestreben, mir durch Aufnahme in den Verwaltungsrat verschiedener Gesellschaften vermehrte Geldeinnahmen zu verschaffen. Karl Wolfrum war der erste, welcher hierin voranschritt.

Auf Grund meiner vor Jahren erfolgten dreieinhalbjährigen nützlichen Tätigkeit in Teplitz wußte er mich in den Verwaltungsrat der Aussig-Teplitzer Bahn zu bringen. Wittgenstein brachte mich bald darauf in den Verwaltungsrat der Prager Eisenindustriegesellschaft, viele Jahre später dann auch in den Verwaltungsrat der Alpinen Montangesellschaft und der Siemens-Schuckert-Werke.

Die Königshofer Zementfabrik war von mir angeregt und von Adolf Süß mit den in Witkowitz gewonnenen Erfahrungen desselben errichtet worden. Dort war ich schon seit der Entstehung des Werkes Verwaltungsrat, ebenso auf Betreiben des Herrn Wilhelm Ritter v. Gutmann bei der Floridsdorfer Lokomotivfabrik, bei der ich neben Rothschild und der Bodenkreditanstalt mit etwa einem Sechstel der Aktien der Gesellschaft der stärkst beteiligte Aktionär war.

Ohne diese, sehr wesentliche Hilfe meiner Freunde wäre ich nicht imstande gewesen, so lange auszuhalten, bis Brioni irgend eine Rente geben konnte.

Mein Bruder und Karl Wittgenstein suchten mir auch noch in anderer Weise Hilfe zu leisten.

Die Frau meines Bruders, immer den wärmsten Anteil an meinem Geschick nehmend, wollte durch ihre eigene Ansiedlung auf Brioni ein reicheres Leben entwickeln.

Eine, einer alten, etwas versumpften Saline vorliegende Insel, Gromazza di Salina war deren Name, welche ein Straßenanschluß des Militärärars vom Hafen von Brioni zu dem nun schon begonnenen Fort Peneda, an der Südspitze der Insel, berührte und mit dem Festlande von Brioni verband, wurde von meinem Bruder gekauft und auf seine Kosten Wegherstellungen und Baumpflanzungen, ja schon eine kleine Zisterne hergestellt, welche zugeführtes Süßwasser für Bauzwecke aufnehmen konnte. Der Bau dieser Villa erfolgte dann viel später und an anderer Stelle zwei Jahre vor dem Tode meiner sehr lieben Schwägerin.

Wittgenstein benützte die Gelegenheit eines sehr heiter verlaufenden mehrtägigen Aufenthaltes auf Brioni (er war in Gesellschaft Weinbergers, Feilchenfelds, Kestraneks, Skodas, meines Bruders Karl und Wolfrums dorthin gekommen) zu einem jener Scherze, die er sich bei seiner großen Lust zu irgendwelchen Schelmereien wiederholt jenen seiner Freunde gegenüber erlaubte, die unter seiner genialen Führung und durch dieselbe sehr vermögend geworden waren.

Eine Stunde vor der Abfahrt, in welcher meine hübsche kleine Dampfyacht — von meinem Sohne Karl, nun schon Kapitän kleiner Küstenfahrt, geführt — die Gesellschaft von Brioni nach Abbazia bringen sollte, meinte Wittgenstein: Es sei so schön auf

Brioni, er würde sich eine Villa auf Brioni wünschen, aber er habe schon so vielerlei Heimstätten. Das Palais in Wien, die schöne Villegiatur in Neuwaldegg und den ausgedehnten Besitz auf der Hochreit, er könnte seiner Frau nicht zumuten, ein viertes Heim zu bewirtschaften. „Aber du Weinberger und du Feilchenfeld, ihr geht alle Jahre für eine längere Zeit an die Riviera, Brioni ist ja viel schöner wie die Riviera, hier solltet ihr euch Villen bauen.“ Weinberger erwiderte, er sei schon zu alt, das Bauen einer Villa sei so unbequem. Ja, wenn man sie fertig kaufen könnte! „Ich weiß ganz gut, was du brauchst,“ erwiderte Wittgenstein. „Du brauchst ein Schlaf- und ein Badezimmer für deine Frau, ein Schlaf- und ein Badezimmer für dich, drei kleine Zimmer und ein Badezimmer für deine Kinder, wenn sie dich besuchen wollen, einen hübschen kleinen Salon und ein Speisezimmer, eine hübsche Küche und zwei Dienstbotenzimmer und natürlich drei oder vier Retiraden. Das stelle ich um fünfunddreißigtausend Gulden binnen Jahresfrist her.“ Weinberger ging auf den Scherz ein, zog einen Gulden aus der Tasche und sagte: „Es gilt, da ist die Anzahlung.“ Auch Feilchenfeld schien der Scherz zu gefallen. Auch er zog einen Gulden aus der Tasche als Anzahlung für die oben beschriebene Villa. „Wo soll die Villa stehen,“ fragte Wittgenstein. Weinberger sagte dort und deutete auf einen Vorsprung am nördlichen Ende der schönen und breiten Bucht von Madonna, „und meine gleich daneben,“ fügte Feilchenfeld hinzu.

„Bist du mit zwei Gulden per Quadratmeter zufrieden?“ war die an mich gerichtete Frage Wittgensteins. „Das ist ja viel zu viel,“ meinte ich. „Dafür übernimmst du die Verlängerung des Straßennetzes bis zu diesen beiden Villen.“ Ich erklärte mich einverstanden, in der Überzeugung, daß es nur ein Scherz sei und nicht zur Verwirklichung komme.

Eine halbe Stunde später fuhr die lustige Gesellschaft auf meiner kleinen Dampfyacht von Brioni nach Abbazia.

Aus diesem Scherz wurde aber Ernst.

Als ich einige Wochen später Wittgenstein in seinem Bureau besuchte, fand ich ihn am Zeichenbrette an den Plänen dieser Villen arbeitend. Auf äußerlichen Schmuck der Villen mußte bei den billigen Preisen für dasjenige, was er schaffen wollte, verzichtet werden. Er wollte ja die Villen völlig eingerichtet, mit Betten, Wäsche, Ge-

schirr, Silber, ja allen nötigen Einrichtungen abliefern, so daß deren Besitzer, nur mit ihren gewöhnlichen Reisekoffern anlangend, sie bequem in Gebrauch nehmen konnten. Und dies alles hatte er schon bezüglich des Baues bei der krainerischen Baugesellschaft in Laibach, bezüglich der Möbel und übrigen Hausgeräte mit der sehr renommierten Firma Schöntaler kontraktlich abgeschlossen und die fünfunddreißigtausend Gulden schienen noch zu reichen für ein Dutzend Flaschen Champagner, mit welchen die Übergabe der Villen bei einem fröhlichen Mahle aller beim Abschluß des Geschäftes anwesenden Zeugen gefeiert werden sollte. Aber eines hatte Wittgenstein vergessen.

Die wassergespülten Retiraden, die vier Badezimmer (es war noch ein viertes Bad für die Dienstmädchen hinzugekommen) — wo sollte das Wasser für all dies herkommen?

Es hat mir einige Mühe gekostet, Wittgenstein klar zu machen, daß hiefür eine ziemlich geräumige Zisterne notwendig sei und geeignete Dachrinnen, um das auf die Dächer fallende Regenwasser in der Zisterne ansammeln zu können.

Um seine sonst kluge Berechnung nicht zu stören, sagte ich, ich würde die Zisterne der beiden Villen und deren Ausführung auf meine Rechnung nehmen, auch noch eine Anlagestelle am Meeresufer herstellen, welche mir durchaus nötig schien, um schon einen Teil der benötigten Baumaterialien zum Bauplatze bringen zu können. Dies hat dann auch in meinem Auftrage Direktor Zuffar, namentlich bezüglich des kleinen Hafendammes, sehr gut, aber auch wesentlich kostspieliger ausgeführt, als ich es bei dieser Zusage erwartet hatte.

Im November 1901, also gerade nach Jahresfrist, wurden die beiden Villen am Schlusse eines sehr opulenten Mahles unter dem Knalle der Champagnerpfropfen ihren Besitzern übergeben und gleichzeitig die Rechnung von je 34.999 Gulden überreicht. Die nun neu angesiedelten Gäste wußten ja schon längst, daß ihnen diese Rechnung präsentiert werden würde, hatten aber ihre beiden Frauen in der Meinung gelassen, es seien Villen, die Wittgenstein auf seine Kosten bauen und ihren Männern zum Geschenke machen wollte.

Eine dieser Frauen fühlte sich sehr enttäuscht und konnte Wittgenstein lange nicht verzeihen, daß er bei dem Bau einer Villa

für das Geld ihres Mannes nicht ihren Rat und Zustimmung eingeholt hatte.

Diesem Scherz, das neue Jahrhundert fröhlich einleitend, folgten in meinen Erinnerungen mir teils sehr interessante und liebe, teils für die Entwicklung Brionis sehr wichtige Ereignisse.

Im Jänner 1901 schloß ich mich der Reise an, die mein Bruder Karl, dessen Frau und dessen mir immer sehr liebe Tochter Ida nach Ägypten unternahmen.

Die Reise von Triest mit einem Schiff des österreichischen Lloyd nach Alexandrien, mit einem zweistündigen Aufenthalt in Brindisi, war in so lieber Gesellschaft sehr angenehm.

Die Fülle des höchst Interessanten, was uns Ägypten in der Ausdehnung der Reise bis über den ersten Nilkatarakt hinaus bot, war überwältigend, übrigens waren es genau dieselben Eindrücke, fast mit denselben Details, wie sie von vielen anderen erlebt und beschrieben worden sind.

Ein kleines Buch des Sohnes meines Jugendbekannten Maier, nun in leitender Stellung als Inspektor der Kohlengruben der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, gedruckt vor mir findend, glaube ich nicht besser dieselben beschreiben zu können. Einschieben könnte ich nur einen dreitägigen Aufenthalt in der Oase Fajum in einer türkischen Villa, nahe dem großen, in der Wüste liegenden See Birkel el Karum, wo mein Bruder zwei Pelikane und ein paar Füchse, letztere in den Zuckerrohrfeldern, als Jagdbeute heimbrachte. Anführen kann ich noch, daß wir unsere vierzehntägige Nilfahrt auf einem ganz neuen, Amerikanern gehörigen Boote, das nur sechsundzwanzig Passagieren Raum gab, ausführten, daß unser seicht gehendes Boot etwa zehn Kilometer unterhalb Assuan auf einem Felsriff strandete und festlag und wir dort am nächsten Tag von einer Dampfbarkasse nach Assuan gebracht wurden, daß wir den berühmten Tempel von Philae noch völlig außer Wasser sahen und in demselben unseren Lunch einnahmen. Seither ist dieser schöne Tempel durch einen kolossalen Steindamm, der das Wasser des Nils staut, nur mehr zur Hälfte aus dem Wasser herausragend, sichtbar.

Die sieben Wochen, welche ich auf dieser Reise verbrachte, zähle ich zu den interessantesten und schönsten meines Lebens. Aber alltäglich bedauerte ich, daß meine Frau, welche die Seekrankheit fürchtete, von mir nicht überredet werden konnte, die Reise mitzu-

machen. Was ich ihr indes von dieser Reise erzählte, überwand die Scheu vor derselben und zwei Jahre vor ihrer Erkrankung, die in weiteren eineinhalb Jahren ihren Tod verursachte, hat sie die gleiche Reise in Begleitung meiner Tochter, meiner Nichte Albina und meiner Schwiegertochter Gusty ohne große Beschwerden gemacht und die Erinnerung an dieselbe war ihr bis zum Tode als das Interessanteste erschienen, was sie erlebt haben mochte.

Auf der Rückreise trennte ich mich aus Sparsamkeitsrücksichten von meiner lieben Reisegesellschaft, welche ihren Weg über Konstantinopel und Griechenland fortsetzte.

Meine eventuell flüssig zu machenden Geldmittel waren doch schon ziemlich beschränkt und ich hatte immer die Sorge, ich würde mit denselben nicht ausreichen, bis endlich das in Brioni investierte Kapital eine, wenn auch nur kleine Rente geben möchte.

Was ich durch Verzichten auf diese, mich sehr reizende Reise nach Konstantinopel und vor allem nach Griechenland ersparen würde, wollte ich einem anderen Luxus, so schien es mir damals, zuwenden.

Ich hatte mich in die Schönheit der ägyptischen Palmen verliebt, hielt mich drei Tage in Alexandrien auf, wo ich sechsunddreißig zwei bis drei Meter hohe Palmen kaufte und ausgraben ließ und nach Brioni mitnahm, um sie dorthin zu verpflanzen. Man sagt, wenn man verliebt sei, mache man immer Dummheiten, und das hat sich auch hier erwiesen.

Kaum waren die Palmen in Brioni angelangt, in ihren Blättern waren auch ganz unabsichtlich zwei Chamäleone mitgekommen, und in ihre neue Heimat übersetzt, so überraschte uns ein drei Tage anhaltender Schneefall und die Temperatur sank auf fünf Grad unter Null. Die Palmen blieben zwar noch einige Jahre am Leben, kümmerten indes und sind nun schon längst verschwunden. Nur eine immergrüne Schlingpflanze mit weißen, köstlich duftenden Blüten ist mir von diesen Versuchen geblieben; sie gedeiht vorzüglich, aber es ist mir noch nicht gelungen, sie zu vermehren.

Das wichtigste Ereignis dieses Jahres ist die Anknüpfung der Beziehungen zu Professor Robert Koch in Berlin.

Einer Zeitungsnotiz entnehmend, daß Robert Koch in Grosetto, nicht ferne von Rom, Studien über Bekämpfung der Malaria durch einige tüchtige Ärzte durchführen lasse, entschloß ich mich, ihm

zu schreiben, ob es ihm nicht vielleicht bequemer wäre, die Studien in Brioni durchzuführen. Ich schilderte ihm meine bisherigen Bemühungen und erbot mich natürlich, den etwa von ihm gesendeten Herren die möglichste Hilfe zu leisten. In kürzester Zeit erhielt ich die Antwort, daß das, was ich mitteilte, ihn sehr interessiere, er wollte vorläufig den Direktor seiner wissenschaftlichen Abteilung des Institutes für Infektionskrankheiten, Dr. Frosch und seinen Assistenten Dr. Elsner nach Brioni senden, um zu prüfen, ob sie alles in der Tat so fänden, wie ich es geschildert hatte.

Ich glaube, schon acht Tage, nachdem mein Brief an Koch abgegangen war, trafen die Berliner Herren etwa ein Viertel drei Uhr nachmittags in Brioni ein und wurden beim Aussteigen aus dem Boot von dem Oberkellner unseres kleinen Hotels in Empfang genommen. „Sie haben ja Malaria, ich werde gleich eine Blutprobe von Ihnen nehmen," meinte Dr. Frosch, und noch bevor der Oberkellner den beiden Herren ihre Zimmer angewiesen, hatte Dr. Frosch mit einer neuen Stahlfeder, die er für solche Zwecke immer in der Tasche trug, einen kleinen Stich in den Finger des Kellners gemacht und das erscheinende, unendlich kleine Tröpfchen Blut auf ein rechteckiges Gläschen gewischt, deren er immer eine größere Zahl bei sich hatte. Einer gleichen Prozedur wurde auch der Mann unterzogen, der das Gepäck aus dem Schiff in das Hotel gebracht hatte.

Nachdem die beiden Herren sich gewaschen und etwas Toilette gemacht hatten, kamen sie zu mir, aber während ich mit ihnen sprach, griff Dr. Frosch mehrmals mit der Hand aus, hatte dann immer eine Stechmücke gefangen und dieselbe sofort zwischen zwei Gläschen, wie sie für mikroskopische Untersuchungen benützt werden, eingepreßt und in sein Notizbuch gelegt.

Nach einem kleinen Spaziergange, dem das Abendessen folgen sollte, eilte Dr. Frosch zurück in das Hotel, um noch vor dem Abendessen die beiden Blutproben und die gefangenen Gelsen unter dem Mikroskop zu untersuchen. Und als er etwa zwanzig Minuten später zurückkam, konnte er schon das Resultat seiner Untersuchungen mitteilen.

Die eine Blutprobe ergab Malaria mit Fieberanfällen am dritten Tag und deshalb Tertiana genannt. Aus der Probe glaubte er ganz sicher zu erkennen, daß der Patient nächsten Morgen etwa ein viertel zehn Uhr einen Fieberanfall haben würde; bei der zweiten

Probe war er bezüglich des zu erwartenden Fieberanfalles nicht so sicher.

Die gefangenen Mücken gehörten alle der Familie Anopheles an, jener gefährlichen Sorte von Mücken, welche die Malaria von Erkrankten auf Gesunde übertragen.

Auch während des Abendessens hatte Dr. Frosch ein halbes Dutzend solcher Mücken gefangen und er fand, Brioni scheine ein wahres Eldorado zu sein für Leute, welche beflissen wären, Malariastudien zu betreiben.

Zunächst wurde von allen auf Brioni befindlichen Menschen eine Blutprobe genommen und an Robert Koch in Berlin gesandt.

Der vorausgesagte Fieberanfall war fast auf die Minute genau eingetroffen, wie es Dr. Frosch nach der Untersuchung des Präparates vorhergesagt hatte.

Etwa acht Tage später traf der damals schon weltberühmte Gelehrte Dr. Robert Koch in Brioni ein und ich lernte in ihm, ganz abgesehen von seinem reichen Wissen, einen im Verkehr höchst liebenswürdigen Mann kennen. Im Laufe der acht Tage, während welcher er sich in Brioni aufhielt, konnte ich eine Fülle höchst interessanter Beobachtungen und Erfahrungen seiner die ganze Erde umfassenden Reisen von ihm hören. Immer war es die schlichteste und einfachste Weise, mit der er von allem sprach. Es ist mir bisher noch nie jemand untergekommen, der in allem, was er sprach, so vorsichtig bemüht war, nicht mißverstanden zu werden, damit man nichts anderes verstehe, als was er sagen wollte, höchst bescheiden vorgebracht und mit sichtlicher Sorge, daß das, was er sage, absolut durch eigene Erfahrungen bestätigt sei.

Erst nach einigen Tagen, nachdem wohl schon mehr als hundert Blutproben genommen und mikroskopisch untersucht waren, konnte ich erkennen, welche Aufgaben Koch der vom Deutschen Reich bezahlten Studienkommission stellen würde, die er in Brioni zurücklassen wollte, falls ich und auch alle meine Organe genau seinen Vorschriften nachkommen würden.

Mir und Direktor Zuffar wurde hiedurch die Gelegenheit gegeben, eine recht umfassende Kenntnis über das Wesen der Malaria zu erwerben, was uns die fernere Bekämpfung derselben sehr erleichtert hat.

Koch war es um ein bestimmtes Experiment zu tun, das er mir erklären würde, und um meine möglichste Hilfe bitte.

Die Kosten des Aufenthaltes der von ihm gesendeten Herren würde das Deutsche Reich bestreiten. Es sei durchaus nicht nötig, aber es wäre nett von mir, wenn ich die Kosten des für Behandlung meines eigenen Personales aufgewendeten Chinins auf mich nehmen würde. Die Kosten des auch außerhalb Brionis aufgewendeten Chinins würde das Deutsche Reich bestreiten.

Er glaubte mir sagen zu dürfen, daß ich während der Durchführung seines Experimentes die nötigen Kenntnisse erwerben und es mir dann nicht allzu schwierig fallen würde, Brioni in Zukunft völlig frei von Malaria zu halten. Ich versprach, seinen Wünschen nachzukommen.

Er begann mir in einer höchst lehrreichen Weise alles jenes Wissen zu vermitteln, das bisher zu einem bewußt sicheren Erkennen bei ihm gelangt war. Bald fand sich für mich die Gelegenheit, eine Prüfung über das mir von Koch vermittelte Wissen zu bestehen.

Die Tatsache, daß Koch Ärzte von Berlin nach Brioni gesendet hatte, um dort Malariastudien zu betreiben, war bald in Wien bekannt geworden, hatte dort Aufsehen und in den ärztlichen Kreisen Wiens kein Gefallen erregt.

Bald darauf langte ein von dem Chef des österreichischen Sanitätswesens, Dr. Kusy, unterzeichnetes amtliches Schreiben ein, das in wenig höflichen Worten einen Bericht verlangte, was Dr. Koch in Brioni treibe. Ich hätte mich in dieser Angelegenheit an österreichische Ärzte zu wenden gehabt, und man wies auf ein erst kürzlich erschienenes, ausführliches Werk des Herrn Dr. Mannaberg in Wien über Malaria hin. Ich besaß indes schon das Werk des Dr. Mannaberg, hatte ihn persönlich in dieser Angelegenheit schon gesprochen, hatte es schon gelesen und in demselben ein fleißig zusammengestelltes Kompendium aller der vielseitigen Vermutungen verschiedenster Autoritäten, aber kaum erst eine Spur jener Erkenntnis gefunden, die von dem englischen Arzt Mansion angeregt, in den letzten zwei Jahren durch Roß in Indien den Schleier zerriß, in welchen die bisher so rätselhafte Krankheit gehüllt war.

Ich begann meine Prüfungsarbeit, sandte sie nach Berlin ein mit der Bitte, etwa nötige Korrekturen an derselben vorzunehmen, erhielt sie ohne Korrekuren von Koch zurück, nur ein paar Klischees

hatte er mir hiezu geliefert, in liebenswürdigen Worten sein Erstaunen ausdrückend, daß ich ihn so gut verstanden und alles so präzis wiedergegeben hätte.

Nun konnte ich mit Beruhigung den geforderten Bericht an unsere oberste Sanitätsbehörde abgehen lassen.

Die Antwort des Herrn Sanitätschefs war nun sehr liebenswürdig erfolgt, mit der Bitte, ich sollte ihm gestatten, diesen Bericht im Druck zu vervielfältigen, er wolle ihn allen Bezirksärzten in jenen Gegenden Österreichs, die mit Malaria zu tun hätten, zusenden. Ich gab selbstverständlich meine Zustimmung, bat indes, auch mir etwa fünfhundert Exemplare über seinen Bedarf abdrucken und für meine Rechnung zugehen zu lassen.

Es vergingen indes Wochen und Professor Koch hatte auch gewünscht, hundert Exemplare des Abdrucks zu erhalten.

So sprach ich, als ich wieder nach Wien kam, bei Sektionschef Kusy vor. Dieser entschuldigte sich sehr, daß er mir die versprochenen fünfhundert Exemplare noch nicht senden konnte. Seine ärztlichen Kollegen in Wien hätten ihm dringend vorgestellt, daß es nicht angehe, daß der Bericht eines Nichtarztes, also eines Laien, als Belehrung für Ärzte von den staatlichen Behörden propagiert werde. Dies würde das ärztliche Ansehen herabsetzen, und so habe er den Bericht noch gar nicht in Druck gegeben. Es sei ihm doch darum zu tun, den Bericht in vielen Exemplaren zu besitzen, er bitte mich deshalb, den Druck unter meinem Namen besorgen zu lassen und ihm dann tausend Exemplare gegen Vergütung der Kosten zu überlassen, und so ist es auch geschehen.

Dieser Bericht ist dann im Laufe der Jahre von allen Seiten so vielfach begehrt worden, daß ich von den fünfhundert Exemplaren, die ich für mich nahm, nur mehr einige übrig habe, und so glaube ich, diesen Bericht in diesen meinen Erinnerungen wiederbringen und hier einfügen zu sollen.

Sr. Hochwohlgeboren
Herrn Sektionschef Dr. Ritter von Kusy,
Wien.

Hochgeehrter Herr Sektionschef!

Ihrem Wunsche nachkommend, erstatte ich hiemit Bericht über die in Brioni eingeleitete Aktion zur Austilgung der Malaria.

Meine Bitte an Herrn Geheimrat Dr. Koch in Berlin, mir mit seinen Erfahrungen zu helfen, die Malaria in Brioni zu bekämpfen, unter Hinweis darauf, daß Brioni seiner insularen Lage nach, bei seiner geringen Ausdehnung (zirka 1200 Joch) und seiner limitierten Bewohnerzahl (300) sich vielleicht besonders für experimentelle Zwecke eigne, wurde in liebenswürdigster Weise aufgenommen, und schon nach acht Tagen erschien in Brioni Professor Dr. Frosch, Vorstand der wissenschaftlichen Abteilung des Institutes für Infektionskrankheiten in Berlin, mit seinem Assistenzarzte Dr. Elsner, welcher nach Einsichtnahme in die hier vorliegenden Verhältnisse, trotz mancher erschwerender Umstände, es für möglich erachtete, Brioni von Malaria zu sanieren, so daß die regelmäßig anfangs Juli auftretenden und oft bis in den Spätherbst reichenden Malariaerkrankungen nicht mehr erscheinen würden, und bei einiger Aufmerksamkeit Brioni malariafrei gehalten werden könnte.

Das von Herrn Geheimrat Dr. Koch in Brioni aufgenommene Experiment soll erweisen:

1. Daß es möglich sei, ein ringsum von Malarialändern umgebenes und mit denselben vielfach in Kontakt stehendes größeres Terrain malariafrei zu machen;

2. den Weg zu zeigen, wie dieses Ziel erreicht und eventuell auch auf große Territorien ausgedehnt werden könnte.

Die von Professor Dr. Frosch bisher eingeleiteten Maßnahmen konstatierten durch mikroskopische Untersuchung des Blutes möglichst aller auf Brioni beschäftigten Personen nicht nur auf akute, sondern auch auf chronische Erkrankungen, daß von 253 untersuchten Personen

1. 20 Fälle von Tropica
20 Fälle von Tertiana (auch Tertiana duplex)
1 Fall von Quartana vorhanden war.

Von Kindern von einem halben bis zehn Jahren waren vier infiziert.

2. Daß die die Malaria übertragenden Stechmücken, u. zw. Anopheles, in sehr reichlichem Maße, Annularis und Nemorosa in viel geringerer Zahl gefunden wurden;

3. daß in einzelnen, vom Regenwetter zurückgelassenen Wasseransammlungen sowie in einer Tonne mit Regenwasser sich große Mengen von Eiern, Larven, Puppen dieser Stechmücken fanden;

4. daß ein suspekter größerer Teich sowie alle Zisternen in dieser Jahreszeit, mit Ausnahme einer einzigen, welche nicht mit Fischen besetzt war, keine Eier und Larven von Mücken aufwiesen.

Das durchzuführende Experiment baut sich auf folgendem Ideengang auf:

1. Die die Malaria verursachenden Parasiten sind in zwei Formen vorhanden, a) im Blute der malariakranken Menschen, wo sie sich durch ungeschlechtliche Vermehrung vervielfältigen und durch Ausscheidung eines Giftes während derselben die schweren Krankheitserscheinungen hervorrufen;

b) in dem Organismus gewisser Stechmücken, in deren mit Blut von Malariakranken vollgesogenen Magen eine geschlechtliche Vermehrung vor sich geht, deren Produkte sich in den Giftdrüsen der Stechmücken ansammeln und durch Stiche auf bisher malariafreie Menschen übertragen werden.

2. Vermöge ihrer außerordentlichen Lebhaftigkeit und Stechlust ist es vorwaltend die Anopheles, weniger Annularis und Nemorosus, welche diese Übertragung bewirkt.

3. Das Stechen und Vollsaugen der Mücken erfolgt in der Regel in der Nacht während des festen Schlafes.

4. Die geschlechtliche Vermehrung der Parasiten in den Mücken erfolgt nur in einer höheren Temperatur (etwa 20 Grad C und darüber), also in der warmen Jahreszeit, etwa von Mitte Juni angefangen, und unterbleibt in der kühleren Zeit des Winters und des Frühjahrs.

5. Diese kühlere Zeit gewährt deshalb ein Respiro, genügend lang, um alle Malariakranken einer bestimmten Örtlichkeit gründlich und völlig durch richtig gegebene Chinindosen auszuheilen.

6. Die dann mit dem Eintritte der warmen Jahreszeit wieder erscheinenden Mücken können, wenn sie keine Malariakranken finden, die Parasiten nicht mehr in ihren Organismus aufnehmen und vermehren und ihr Stich bleibt unschädlich.

7. Obwohl ein Vertilgen, jedenfalls eine wesentliche Verminderung der Stechmücken in der Örtlichkeit Brioni, nicht unmöglich erscheint, soll dieselbe vorläufig während der Experimente ausgeschlossen sein, weil das durchgeführte Experiment dazu dienen soll, zu erweisen, daß auch an Örtlichkeiten, in welchen die Austilgung

der Stechmücken völlig aussichtslos erscheint (wie in den Tropenländern), dennoch die Malaria ausgetilgt werden kann.

Das Experiment müßte als gelungen und obiger Ideengang als richtig anerkannt, und der Weg, wie einzelne Länder malariafrei zu machen wären, als gefunden betrachtet werden — wenn die bisher ausnahmslos anfangs Juli in Brioni auftretenden und sich bis in den Spätherbst erstreckenden zahlreichen Malariafälle nicht mehr erscheinen würden. Ein oder einige wenige, dennoch auftretenden Malariafälle würden den Erfolg nicht in Frage stellen und die Tatsache, daß der richtige Weg für die Austilgung der Malaria gefunden sei, nicht beseitigen können — wenn man bedenkt, daß Mängel in der Ausführung der beabsichtigten Maßnahmen unvermeidlich sind, daß, wenn es nur gelingt, durch die ersten Maßnahmen acht Zehntel der bisherigen Malariafälle zu vermeiden, die restlichen zwei Zehntel sicher einer Wiederholung dieser Maßnahmen weichen würden.

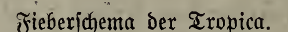
Die bisher durch Blutuntersuchung konstatierten Fälle wurden bezüglich ihrer Zahl und Qualität mit peinlichster Berücksichtigung jedes einzelnen Falles in Evidenz gehalten.

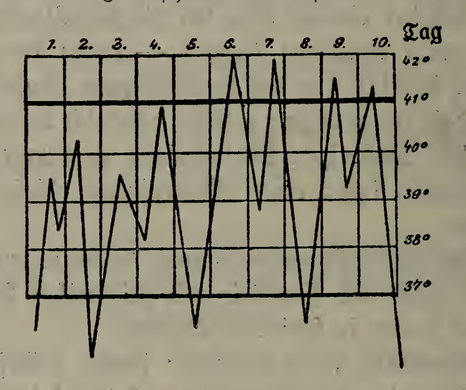
Die Behandlung jedes einzelnen Falles behufs völliger unzweifelhafter Ausheilung erfolgt etwa nach den folgenden Typen:

1. Tropica: charakterisiert im akuten Stadium 1. durch ringförmige, mit Kopf versehene Parasiten von wechselnder Größe, welche in den Blutkörperchen liegen und während des Fiebers am kleinsten sind, 2. durch eine Temperaturkurve von der Art, daß der einzelne Fieberanfall zwei Gipfel ausweist und sich über dreißig bis sechsunddreißig Stunden erstreckt. Erst nach dem zweiten Gipfel tritt völlige Entfieberung bis unter 37 Grad ein und das ist der Augenblick, wo die Behandlung mit zwei Gramm Chinin einsetzen muß, die so fortgeführt wird, daß am nächsten Morgen abermals zwei Gramm Chinin und an den drei nächstfolgenden Tagen morgens je ein Gramm Chinin gegeben wird; also in fünf aufeinanderfolgenden Tagen zusammen sieben Gramm Chinin.

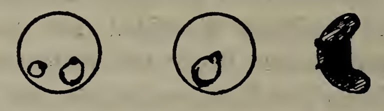
Nachbehandlung: Am 5. und 6. Tage von dem letzten Tage dieser Behandlung ab gerechnet je ein Gramm Chinin morgens und darauf an jedem 7. und 8. Tage im ersten Monat ebenfalls ein Gramm Chinin morgens. Bei der chronischen Form der Tropica finden sich wulstförmige, pigmenthäutige Gebilde, sogenannte Halb=

monde, die dadurch wichtig sind, daß ihnen die oben geschilderte geschlechtliche Vermehrung in der Mücke zukommt. Patienten mit Halbmonden sind daher die eigentlichen Vermittler der Stamminfektion mit Tropica und da in dem chronischen Stadium die Fieberbewegung gering ist, auch völlig, wenigstens zeitweise, fehlen kann, so sind diese für die Bekämpfung der Tropica äußerst wichtigen Kranken nur durch peinliche Blutuntersuchung zu entdecken. Die Be-


Fieberschema der Tropica.



Parasiten der Tropica.

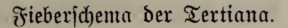


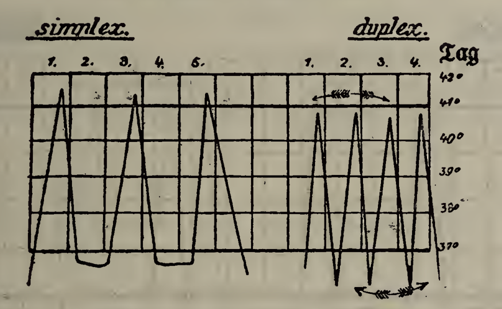
handlung der chronischen Form geschieht nach dem oben gegebenen Schema, ausschließlich der ersten sieben Gramm Chinin.

2. Tertiana: charakterisiert durch Parasiten, die ihre Entwicklung im Laufe von 48 Stunden in den roten Blutkörperchen auf Kosten und unter deutlicher Veränderung (Vergrößerung und geringe Färbbarkeit) derselben vollziehen. Im jüngsten Stadium stellen sich die Parasiten als Ringe, im vermehrungsreifen Zustand als pigmenthaltige, ganz unregelmäßig gestaltete Gebilde dar, welche erheblich größer als die normalen Blutscheiben sind. Die Fieberkurve zeigt jeden dritten Tag eine steile, in ungefähr acht bis zehn Stunden sich abspielende Erhebung, dazwischen normale Temperatur. Bei der Doppel-Tertiana fallen die Fiebererhebungen der zweiten

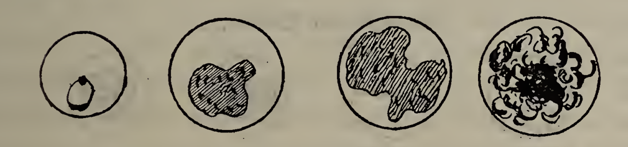
Tertiana auf die fieberfreien Tage der ersten, so daß eine Quotidiana mit täglichen Anfällen entsteht.

Behandlung im akuten Stadium: ein Gramm Chinin, sechs bis acht Stunden vor dem zu erwartenden Anfalle und darauf an den nächsten beiden folgenden Tagen morgens je ein Gramm Chinin. Vom letzten Tage an gerechnet jeden achten und neunten Tag morgens je ein Gramm Chinin durch drei Monate.


Fieberschema der Tertiana.



Die Pfeile verbinden zusammengehörige Anfälle


Parasiten der Tertiana.

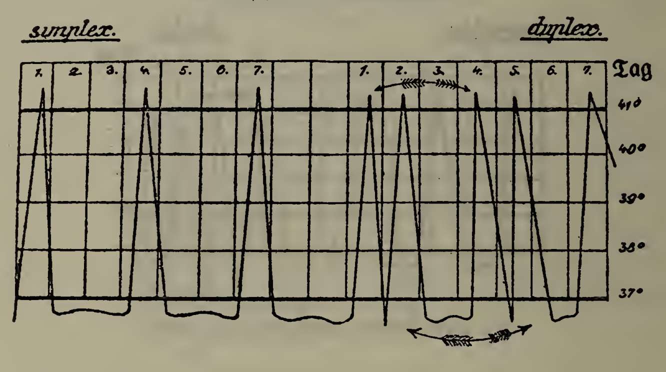
3. Quartana: Parasiten, denen der Tertiana ähnlich, aber durchschnittlich kleiner und niemals größer als die roten Blutkörperchen, welche zum Unterschiede von der Tertiana nicht verändert werden. Besonders charakteristisch für Quartana-Parasiten sind die Formen, welche als Linien oder schmale Bänder über das befallene Blutkörperchen sich lagern.

Behandlung: drei Gramm Chinin an je drei aufeinanderfolgenden Tagen, morgens in achttägigem Abstand drei Monate lang. Das erste Gramm wird 6—8 Stunden vor dem zu erwartenden Anfall gegeben. Auch die Quartana kann als doppelte und dreifache Quartana auftreten, so daß sich obige Fiebertypen ergeben. Bei der Tertiana und Quartana finden sich (wie bei der Tropica)

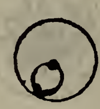
die Halbmonde, im chronischen Zustande vereinzelte große Parasiten, denen die geschlechtliche Vermehrung in der Mücke zufällt, vor.

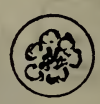
Die damit behafteten Personen lassen sich natürlich auch nur durch mikroskopische Blutuntersuchung ausfindig machen. Es ergibt sich aus dieser Tatsache die Notwendigkeit einer Blutuntersuchung im größten Umfange in Malariagegenden, welche malariafrei gemacht werden sollen. Es genügt nicht, lediglich die wahrnehmbaren

Fieberschema der Quartana.



Parasiten der Quartana.



Kranken zu behandeln, sondern es müssen alle parasitenhaltigen Personen ermittelt und durch gründliche Chininbehandlung parasitenfrei gemacht werden.

Chininum muriaticum wird in Anwendung gebracht meist in Oblaten zu ein und einem halben Gramm, mit Wasser hinabgespült, dem auf ein Trinkglas fünf Tropfen Salzsäure zugefügt wurde. In Fällen schwieriger Aufnahme wird die Chinindose in Wasser mit etwas Salzsäure gelöst, eingegeben. Kinder erhalten je nach Körpergewicht verringerte Dosen, meist in Lösung und mit Himbeersirup versetzt. Diese Dosen haben bisher ausnahmslos das Fieber kupiert und ist noch keine Wiederholung bei den Behandelten eingetreten, dagegen eine auffallende Genesung und Gewichtszunahme bei schweren Fällen von Tropica.

Behufs Orientierung erstreckten sich die Blutuntersuchungen auch auf das Festland, am besten eignen sich dazu ganz junge einhalb- bis dreijährige Kinder, so z. B. wurden die Schulkinder von Fasana untersucht. Wie sehr die Malaria auf Istrien lastet, geht aus dem Umstande hervor, daß in Brioni 22%, in Pola nach Annahme des Herrn Dr. Bolmaniig zirka 30% der Bevölkerung an Malaria leiden. Möchte doch das Experiment in Brioni gelingen und so der Weg gewiesen werden, wie unter Aufwand nicht zu bedeutender Mittel, aber allerdings unter Aufwand einer großen Willensenergie unsere Malarialänder von der schweren, wenn auch seit Jahrhunderten geduldig ertragenen und fast ängstlich verschwiegenen Kalamität befreit werden könnten, eine Landesplage, welche die geistige und materielle Entwicklung der Menschen und Länder so sehr hemmt.

Brioni, Jänner 1901. Paul Kupelwieser.

Professor Koch hatte bald einen dritten Arzt, Dr. Bludan, und später eine große Zahl von deutschen Ärzten, die in die deutschen Kolonien gingen, nach Brioni gesendet, wo sie einen Art Kurs unter Dr. Froschs Anleitung durchmachten, um, schon ausgerüstet mit den notwendigsten Kenntnissen, in den deutschen Kolonien einzutreffen.

Nach Ablauf eines Jahres erwies sich das hier durchgeführte Experiment als völlig gelungen. Während dieses Jahres konnte nur ein Malariafall konstatiert werden, an Stelle der mehr als zweihundert Fälle, welche das vergangene Jahr aufwies, und dieser eine Fall betraf einen weiblichen Dienstboten unseres kleinen Hotels, welcher einige Nächte in Pola verbracht und die Ansteckung sicher dort erworben hatte.

Professor Koch ließ indes seine Ärzte noch ein zweites Jahr in Brioni. Da sie dort eigentlich nichts mehr zu tun hatten, verwendete er dieselben auf vielen, durch Malaria leidenden Örtlichkeiten des Festlandes, so daß zuletzt nur ein von Professor Koch gesendeter amerikanischer Arzt, Dr. Rivas, in Brioni verblieb. Er war ein interessanter und liebenswürdiger junger Mann aus Nikaragua, eine Kreuzung von spanischem und indianischem Blut, das letztere augenscheinlich vorherrschend, sehr lebhaft, völlig selbstlos, jederzeit zur Hilfe bereit wie und wo er konnte.

Die militärärztlichen Kreise blieben skeptisch und hatten den Arbeiten Kochs nur wenig Beachtung geschenkt.

Aber die Genie-Baudirektion, die gegenüber von Brioni ein großes modernes Fort zu errichten hatte, litt bei dem dort verwendeten Personal ganz außerordentlich durch Malaria. Über 60% aller verwendeten Arbeiter und Militärangehörigen hatten Malaria und Dr. Rivas erhielt den Auftrag, Barbariga möglichst fieberfrei zu machen, was ihm auch sehr gut gelang und ein Honorar von 1200 Gulden seitens der Genie-Baudirektion einbrachte.

Aber bei dem stetigen Wechsel, welcher bei entlegenen militärischen Anlagen fast die Regel ist, war, was Dr. Rivas einschärfte, immer bald wieder vergessen, und so habe ich im Laufe der nächsten fünfzehn Jahre dorthin, wie auch an andere entlegene Festungsanlagen, beziehungsweise den dieselben leitenden Offizieren auf ihr Verlangen mehrfach meinen Bericht mit ergänzenden Anleitungen zugesendet.

Die Tätigkeit dieser Offiziere hat auch immer Erfolg gehabt, welchem indes, sobald ein Wechsel derselben eintrat, immer auch bald wieder die Vernachlässigung der Lehren Kochs folgte.

Ein weiteres Beispiel echt österreichischen Wesens glaube ich noch anführen zu sollen.

Robert Koch war im zweiten Jahre nochmals in Brioni gewesen. Ich hatte auch mit ihm Rovigno besucht, wo eben der früh verstorbene deutsche Gelehrte Dr. Schaudinn an dem damals vom Deutschen Reiche mit 36.000 Mark jährlich subventionierten Aquarium, im Besitze des Berliner Aquariums, Studien betrieb. (Dieser hatte damals gerade den von so vielen Gelehrten gesuchten Erreger der Syphilis gefunden.)

Die Studien, welche Robert Koch durch seine Ärzte auf dem Festland betreiben ließ, strebten dahin, möglichst festzustellen, in welcher Weise es ohne Aufwand großer Geldmittel möglich wäre, ganz Istrien und später die zunächst liegenden Inseln Lussin und Cherso fieberfrei zu machen. Aus den wiederholten eingehenden Besprechungen dieses Problems resultierte meinerseits ein Bericht und Vorschlag an Herrn Sanitätschef Dr. Kusy (von welchem Bericht ich leider keine Kopie besitze), welcher den Nachweis liefern sollte, wie und mit welchen verhältnismäßig kleinen Geldmitteln die Befreiung eines immer namhaften Teiles unseres Südens von Malaria bewirkt werden könnte und bewirkt werden sollte.

Eine Antwort auf diesen Bericht habe ich nicht erhalten und als ich gelegentlich bei dem Sanitätschef Dr. Kusy persönlich darüber vorsprach, hatte er angeblich mit vielen anderen Infektionskrankheiten Österreichs so viel zu tun, daß er vorgab, in dieser Angelegenheit derzeit nichts machen zu können.

Der nur wenige Jahre darauf erfolgende Tod dieses liebenswürdigen, aber etwas weichen Mannes hat diese Anregung mit in das Grab genommen und es war ein durchaus möglicher Fortschritt zum Besseren wieder einmal an österreichischer Indolenz gescheitert.

Beiliegender Brief Geheimrat Kochs beweist dessen große und höchst liebenswürdige Bereitwilligkeit, uns in der Überwindung von Schwierigkeiten jede nur mögliche Hilfe zu leisten. Dieser Brief lautet:

Berlin, den 18. Oktober 1902.

Hochgeehrter Herr Generaldirektor!

Für die freundlich anerkennenden Worte in Ihrem Schreiben vom 2. d. M. sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank, ebenso für die Ehrung, welche Sie mir und meinen Mitarbeitern durch Stiftung einer Inschrift zuteil werden lassen wollen.

Der volle Erfolg, zu welchem unser Versuch der Malariabekämpfung geführt, hat auch mir eine große Freude bereitet, da er den unwiderleglichen Beweis dafür liefert, daß die Voraussetzungen, von welchen ich dabei ausgegangen, richtig sind, und daß man nach meinem Verfahren mit voller Sicherheit die Malaria ausrotten kann. Um nun aber noch weiter zu beweisen, daß auch in größeren Orten und mit verhältnismäßig geringen, also auch wenig kostspieligen Hilfskräften sich dasselbe erreichen läßt, haben wir seit einem Jahre unter Leitung des Stabsarztes Dr. Ollwig in Daressalem (Stadt von zehntausend Einwohnern in Ostafrika) einen Versuch in Gang gesetzt, welcher ebenfalls schon zu außerordentlich günstigen Resultaten geführt hat.

Hiernach halte ich es für ausführbar, auch größere Landstriche und Städte, wie z. B. das südliche Istrien, die Stadt Pola, innerhalb einiger Jahre und ohne zu große Geldopfer malariafrei zu machen. Zunächst aber würde ich es für sehr erwünscht oder vielmehr geradezu für notwendig halten, daß das, was wir auf Brioni er-

reicht haben, festgehalten wird. Bei dem vollen Verständnis, welches ich bei Ihnen von Anfang an und auch jetzt wieder in Ihren Briefen an Prof. Frosch und mich gefunden habe, bin ich überzeugt, daß Sie Ihrerseits alles tun werden, um dieser Aufgabe gerecht zu werden. Ich selbst erkläre mich bereit, Sie in jeder Weise und so weit ich nur irgend kann, darin zu unterstützen, und bitte ich Sie dringend, in dieser Beziehung ganz über mich zu verfügen. Ich werde alles das leisten können, wozu Prof. Frosch sich in meinem Auftrage Ihnen gegenüber bereits erboten hat. Also schicken Sie, so lange Sie noch keinen Arzt zur Verfügung haben, alle Blutpräparate von Personen, welche untersucht werden müssen, hieher. Einen Arzt, den Sie zum Unterricht hieher senden, werde ich gründlich unterweisen lassen. Eventuell kann ich auch einen von meinen Assistenten Ihnen auf Brioni selbst in die Malariauntersuchungen einführen.

Wenn die Verhandlungen mit dem k. k. Kriegsministerium, von denen Sie in Ihrem Schreiben an Prof. Frosch Mitteilung machten, zu einem positiven Ergebnis führen sollten, so werde ich auch hiebei mit Rat und Tat behilflich sein.

Ich bin fest davon überzeugt, daß, wenn wir vereint auch ferner zielbewußt und mit allen Kräften an dieser schönen und vielversprechenden Aufgabe arbeiten, es uns gelingen muß, dieselbe vollkommen zu lösen.

Mit größter Hochachtung

R. Koch.

Aber Brioni malariafrei bekommen zu haben und es bei einiger Aufmerksamkeit auch malariafrei zu erhalten, war für Brioni und seinen Besitzer ein Ereignis von allergrößter Wichtigkeit und schon damals nahm ich mir vor, dem Andenken Kochs in Brioni eine seiner würdige Erinnerung zu bewahren und das habe ich auch einige Jahre später durch den hervorragenden Wiener Bildhauer (und Maler) Josef Engelhart ausführen lassen.

Eine Büste dieses großen Wohltäters der Menschheit, von einer jugendlichen Mädchengestalt, Brioni darstellend, mit Lorbeer bekränzt, schmückt die Felswand eines nahe gelegenen Steinbruchs gerade ober einer Wasseransammlung, die vielleicht seit Jahrhunderten die Brutstätte unzählbarer Mücken war, die immer wieder die Übertragung des Fiebers bewirkten.

Nun schien auch mein zweites Ziel, das von mir bearbeitete Terrain gesund zu machen, erreicht und die Erfahrungen von nun schon sechzehn Jahren haben dies bestätigt.

Das bisher Geschaffene, von Jahr zu Jahr augenscheinlich immer schöner Werdende, sollte nun auch zu einer, wenn auch mäßigen Rente gebracht werden. Eine hohe Rente hatte ich ja nie erwartet.

Dieses Ziel konnte, wie ich glaubte, nur auf zwei parallel gehenden Wegen erreicht werden, und für beide war die reichlichere und billigere Beschaffung von Wasser eine Vorbedingung.

Mit dem wachsenden Viehstand, dem sich vermehrenden Besuch Brionis von Gästen und der sich etwas steigernden gärtnerischen Entwicklung mußte auch für reichliches Wasser für Brioni gesorgt werden. Schon von dem ersten Jahre an hatte mich das Problem einer reichlichen Versorgung Brionis mit Wasser lebhaft beschäftigt und 1903 schritt ich an die Verwirklichung dieser Aufgabe. Ein nahe über Fasana liegendes Höhlensystem, welches immer reichlich Wasser besaß, hatte ich schon in den ersten Jahren meiner Tätigkeit für Brioni käuflich erworben. Das technische Problem, das zu lösen war, schien mir einfach. Ein Hebewerk, das das Grundwasser auf eine entsprechende Höhe in ein Reservoir bringt, eine Landleitung von diesem Reservoir bis zum Meeresufer, von dort, auf dem verhältnismäßig seichten Meeresgrund liegend, eine Rohrleitung von etwa 3200 Meter Länge aus Schmiedeeisen oder Stahl, an welche in Brioni die das Wasser dort verteilende gußeiserne Rohrleitung anschließen sollte. Die wesentlichen Schwierigkeiten schienen mir zunächst die Herstellung eines möglichst dauerhaften Überzuges des im Meer liegenden Rohres, um es gegen die korrodierende Wirkung des Seewassers zu schützen, und dann die Arbeit des Verlegens dieses Rohres auf den Grund des Meeres. Ingenieur Zavadil hatte mich in dieser Angelegenheit beraten, auch für die Verlegearbeiten einige tüchtige Leute beigestellt und dies gelang trotz zeitweise unruhigen Meeres verhältnismäßig rasch und ohne großen Kostenaufwand. Weniger gelungen erscheint uns heute nach fünfzehnjährigem Gebrauch dieser Rohre die Isolierung derselben gegen das sie umgebende Seewasser. Jutebänder in Asphalt getränkt, die Rohre umwickelnd, so daß jede Stelle mindestens mit drei Lagern von Asphalt und Jute bedeckt war, haben im Laufe der nun schon fünfzehn Jahre,

welche wir diese Wasserleitung benützen, sich doch als nicht genügend erwiesen. Es mehren sich aber in den letzten Jahren auch die Fälle, in welchen ein Durchreiben der Umhüllung und dann ein Durchlöchern des Rohres durch die lösende Wirkung des Seewassers größere Wasserverluste verursachen, deren Behebung Zeit und Geldauslagen erfordert. Dies wird uns wohl in nicht allzu langer Zeit veranlassen, ein neues Rohr zu legen, mit dem wir eine wesentlich haltbarere Isolierung zu erzielen hoffen. Die erst herangezogene Quelle in Fasana erwies sich dem Meer zu nahe gelegen und deshalb durch den beständigen Wechsel von Ebbe und Flut ein wenig beeinflußt, so daß sich in Zeiten langer Trockenheit das von dort kommende Wasser ein wenig salzig erwies. Das Suchen nach anderen, dem Meer etwas ferner gelegenen Höhlensystemen führte zu dem Ankauf eines solchen etwas nördlich von Galisano. Schon mit den Arbeiten beschäftigt, dieses Höhlensystem nutzbar zu machen, trat die Gemeinde Pola an uns heran mit dem Vorschlag, wir sollten die weitere Aufschließung unseres eigenen Höhlensystems unterlassen. Sie hätte nicht ferne von uns von der Gemeinde Galisano einen schon in der römischen Zeit benutzten Brunnen übernommen mit der Verpflichtung, der Gemeinde Galisano täglich fünfzig Kubikmeter Wasser beizustellen. Brioni sollte die Geldmittel für das benötigte Hebwerk und das zu diesem gehörige Reservoir leihweise vorstrecken, selbstverständlich auch die Leitung von diesem Reservoir bis zum Anschluß an dessen Leitung in Brioni auf Kosten Brionis herstellen. Die Gemeinde Pola würde dann das gehobene Wasser Brioni prinzipiell für die Kosten der Hebung liefern und die vorgeschossenen Gelder allmählich zurückstellen. Die Kosten der Hebung wurden mit 4,6 Heller per Kubikmeter berechnet und der Preis zu Gunsten der Gemeinde Pola auf fünf Heller abgerundet. Es ist ein vorzügliches Wasser, welches Brioni auf diese Weise erhielt, und der Preis ein doch verhältnismäßig so billiger, daß in Zukunft an eine ausgedehnte Verwendung auch für Zwecke der Gärtnerei gedacht werden kann — deren sich allmählich ausdehnender Betrieb mir durchaus rentabel erscheint und Brioni sehr verschönern kann.

Unser kleines Hotel mit seinen vierzehn Zimmern hatte damals schon eine Erweiterung erfahren und durch Heranziehung einer Dependance, welche ursprünglich Wohnstätten für mein sich vermehrendes Personal geben sollte, weitere zwanzig Zimmer erhalten.

Diese geringe Zahl von Zimmern, welche den Besuchern Brionis schon zur Verfügung standen, mußte allmählich auf eine Zahl gebracht werden, bei welcher ein moderner Hotelbetrieb nicht nur gut, sondern auch rentabel geführt werden konnte.

Ein junger Architekt Eduard Kramer, im Dienste der Nordbahn, half damals der Eisenbetonfirma Ast & Comp. bei der Überbauung unserer Bootshütte, um das Dach derselben gleichzeitig als Dach der über der Bootshütte errichteten Wohnstätten zu benützen.

Eisenbeton war damals eine neue Sache und fand zunächst in Brioni die Anwendung bei einer Art Wandelhalle, welche die beiden Flügel unseres Hafens verbinden sollte, um den Verkehr zwischen diesen unter Schutz vor Wind und Regen bewerkstelligen zu können. Auch hierin und bei allen ferneren Arbeiten leistete mir Architekt Eduard Kramer sehr gute Dienste, bis er etwa ein Jahr vor dem Krieg aus dem Dienste der Nordbahn schied und in den Dienst Brionis trat, um sich ausschließlich der dort voraussichtlich noch lange wachsenden Bautätigkeit zu widmen.

Zunächst aber wurde unser Weinkeller herangezogen. Die über demselben befindlichen Gärräume waren sehr groß; es konnte ohne wesentliche Schädigung die gegen das Meer zugehende Seite für Gastzimmer verwendet werden.

Ein zweites Geschoß, das sich nun über den ganzen Weinkeller erstreckte, ergab weitere Zimmer und sein flaches Dach gestattete einige Jahre später, ein Mansardedach über demselben zu errichten, welches eine große Zahl einfacher, aber doch erwünschter Mansardezimmer ermöglichte.

Ein geräumiges Mittelzimmer mit großer Terrasse, zu beiden Seiten je vier Zimmer anschließend, wurde, kaum fertig geworden, schon die Wohnung Ihrer kaiserlichen Hoheit Erzherzogin Maria Josefa und ihres kleinen Hofstaates.

Über dem großen Mittelzimmer des ersten Stockwerkes ein gleich großes im zweiten Stock mit großer Terrasse diente als Frühstückszimmer, bei seiner ersten Gebrauchnahme von einer elektrisch betriebenen Kaffeeküche und einem besonders hübschen Kärntner Mädchen bedient.

Eine kleine Kapelle, in welcher die ganze Zeit über der liebenswürdige alte Pfarrer von Fasana gelegentlich eine Messe las, wurde restauriert. Der Gottesdienst fand statt, sobald des Priesters Geld-

tasche völlig leer, was in seiner armen, nur von Fischern bewohnten Pfarre Fasana öfters der Fall war. Er wußte ja, daß er in Brioni nach jeder Messe fünf Gulden und einen guten Kaffee mit Obers erhielt. Von diesen Ressourcen machte er indessen doch einen diskreten Gebrauch. Die nächste Veranlassung für diese Restaurierung war, daß meine älteste Schwester Marie ein sehr hübsches Ölbild gemalt hatte, eine Madonna, zu deren Füßen der heilige Rochus seine Andacht verrichtet, als Ersatz des häßlichen Bildes, das ich hier vorfand. Aus dem heiligen Lande kommend, bringt er unter vielen Gefahren einen der vielen Splitter des Kreuzes Christi, in eine offene Wunde eingelegt, sicher durch die Länder der Ungläubigen, die er passiert, welche darauf lauern, ihm diesen Schatz zu entreißen. Ein ihn begleitender Hund hält mit seiner Zunge die Wunde offen und rein. So erzählt es die mittelalterliche Legende.

Acht Kirchenbänke aus Eichenholz ergänzten diese Stätte des Kultus und fast ähnlich wie die von mir in Witkowitz erbaute Kirche, die mit der Hochzeit meiner ältesten Nichte Frieda in Funktion trat, war es diesmal die jüngste meiner Nichten, Marizza, welche einem technischen Offizier der Marine, Ingenieur v. Obereigner, von dem uns allen so lieben Pfarrer von Witkowitz angetraut, hier den vielen hohen Besuchern der folgenden Jahre vorausging.

Über Empfehlung Dr. Svetlins und Professor Obersteiners, beide Herren schon seit Jahren immer wieder sehr liebe Gäste der Insel, fiel meine Wahl eines Arztes auf Dr. Otto Lenz, welchen ich vorerst persönlich nach Berlin zu Geheimrat Koch brachte, in dessen Institut er sich vierzehn Tage aufhielt, damit er sicher imstande wäre, die Traditionen der Belehrungen Geheimrat Kochs fortzusetzen.

Der Zweck meiner Reise galt jedoch auch, Herrn Geheimrat Koch noch förmlich für seine Brioni so nützliche Hilfe zu danken und in einem kleinen Modell jenes Zeichen der Erinnerung zu überbringen, welches wir ihm in Brioni aufrichten wollten.

Herr Dr. Lenz hat seither Brioni und auch meiner Frau während ihrer letzten Erkrankung vortreffliche Dienste geleistet, wofür ich ihm sehr dankbar bin. Aber zur Fortsetzung der Traditionen Kochs mit ihrer gewissenhaften Untersuchung des Blutes und präzisen Behandlung jedes einzelnen Falles konnte er nicht kommen.

aus dem einfachen Grunde, weil seither und auch später keine Fälle von Malaria in Brioni mehr vorkamen.

Und als im Kriege 1914 unter den 2600 Soldaten, die mit ihren Offizieren auf Brioni lebten, gewiß auch Malariakranke dorthin kamen, hat man sich jener bequemeren, aber nicht so völlig sicheren und den Aufwand von Chinin sehr steigernden Methode der Behandlung der Malaria fügen müssen, die für alle Angehörigen des Heeres geübt wird und, wie Dr. Lenz behauptet, auch ausreichend sei.

Erst nachdem das Gelingen des von Geheimrat Koch durchgeführten Experimentes unzweifelhaft schien, durften wir an die Vernichtung der gefährlichen Anophelesmücke schreiten, was wir nach dessen Anleitungen eifrig betrieben. Bald konnten wir erkennen, daß wir mit der Vernichtung der Brut der Anopheles auch die Brut der anderen Mücken vernichtet hatten, wodurch Brioni mit einem Male von dieser im Hochsommer sehr lästigen Plage nahezu völlig befreit war. Es stellte sich bald heraus, daß die heiße Sommerszeit, früher durch Mückenstiche so unangenehm, nun zu jener Saison des Jahres wurde, in welcher Brioni besonders eifrig von Gästen besucht wurde.

Unser schönes Seebad, zwar ohne Sanddüne, wie Grado sie besitzt, aber mit einem weichen Sandboden, der vom Ufer beginnend, sich allmählich senkend, weit in das Meer hineinreicht, bot hiefür allerdings eine außergewöhnliche Attraktion.

Das kristallklare Wasser des Meeres mit seinen schönen wechselnden Färbungen ist sicher durchaus etwas anderes, wie es die Seebäder der Nord- und Ostsee bieten, deren eigenartige Reize ich gewiß zu würdigen weiß. Aber dies völlig andere, welches die Seebäder in Brioni bieten, ist nicht minder schön, nicht minder behaglich und auch nicht minder der Gesundheit zuträglich.

Ob diese besondere Bekömmlichkeit des Seebades in Brioni nicht in einem Zusammenhang steht mit dem von Professor Dr. Mache wiederholt konstatierten überraschend hohen Gehalt des Adria-Seewassers an dem dem Radium so nahestehenden Metalle Thorium (in jedem Liter 0,38 Milligramm), ist wohl ebenso wenig nachzuweisen wie der Zusammenhang des Radiumgehaltes der Gasteiner Quelle mit der erwiesenen hohen Heilkraft dieser und ähnlicher Quellen. Aber die Erkenntnis, daß ein bisher in wenigen

seltenen Mineralien von Berzelius 1828 entdecktes chemisches Element Thorium in so unbeschränkten Quantitäten im Wasser des Meeres vorhanden ist, das scheint mir von Bedeutung.

Diese Anschauung der besonderen Bekömmlichkeit fand immer mehr Anhänger und so scheint sich Brioni als eine besonders glückliche Örtlichkeit zu erweisen, in welcher jede Zeit des Jahres ihre besonderen Reize besitzt, was einem gesteigerten Fremdenverkehr und hiedurch auch einer Steigerung der Rentabilität der Hotelanlagen sehr zustatten kommen würde.

Die nächste Erweiterung, welche die Hotelanlagen in Brioni erfuhren, war der Bau eines neuen Speisesaales und über demselben einer Reihe von Zimmern und dringende Erweiterungen der Küchenanlagen. Neben diesem Speisesaal standen noch immer, dem Meeresufer entlang, vier häßliche Arbeiterbaracken. Bei Beginn der Kulturarbeit in aller Eile als ein Provisorium errichtet, welches nur wenige Jahre dienen sollte, waren sie doch schon zehn Jahre noch immer nicht entbehrlich gefunden worden. Nun war doch schon anderwärtig Ersatz gefunden und wenigstens drei derselben konnten verschwinden, um Platz zu machen für jenen Trakt, der bald nach dem Namen des dahinter befindlichen Berges Hotel „Carmen" genannt wurde. Der gegenüber diesem Bau auf dem anderen Flügel des Hafens über unserem Weinkeller entstandene Hoteltrakt mußte nun auch irgend einen Namen erhalten und wurde Hotel „Neptun" genannt. Diese Bezeichnung wurde dann auf beide Flügel des Hafens von Brioni angewendet, und seither gilt der Name „Carmen" für alle Hotelanlagen auf dem nördlichen, der Name „Neptun" für alle Hotelbaulichkeiten auf dem südlichen Flügel des Hafens.

In diese Zeit fällt auch eine wesentliche Verbesserung unserer Hafenanlagen.

An der Südwestspitze von Brioni war mit Aufwand von sechs Millionen Kronen ein neues modernes Fort entstanden. Die dort errichtete Anlegestelle für kleine Schiffe erwies sich bei gewissen Richtungen des Windes unbrauchbar. Ein etwa sechs Kilometer langer Anschluß nach dem Hafen in Brioni mußte gesucht werden und ein Beitrag von zwölftausend Kronen wurde angeboten, und nun erklärte sich auch die Seebehörde bereit, den Hafen wesentlich zu verbessern und von nun an als öffentlichen Hafen in ihre Obsorge zu übernehmen.

Aber diese Verbesserung würde, so hieß es, auch Brioni zugute kommen; deshalb mußte auch ich mich verpflichten, einen gleichen Geldbetrag, die nötigen Steine und den nötigen Schutt zur Verfügung zu stellen. Diese Mittel erwiesen sich indes nicht völlig ausreichend und es blieb an dem nördlichen Flügel an der Innenseite des Hafens ein Stück des Ufers etwa von zweihundert Meter Länge nicht reguliert. Als etwa drei Jahre vor dem Weltkriege die Seebehörde diese Regulierung vornehmen wollte, war es der damalige Hafenadmiral Ripper, der dies verhinderte, aus Gründen, die ich später zu erzählen Gelegenheit haben werde.

Damit erhielt der Hafen schon jene Vollendung, wie sie heute besteht, abgesehen von einigen Beschädigungen desselben während der intensiven Benützung durch militärische Organe in der Zeit des Krieges, die voraussichtlich erst nach dessen Ablauf durch die k. k. Seebehörde wieder beseitigt werden sollen.

Die nun schon auf zirka zweihundert gewachsene Zahl der dem Fremdenverkehr dienenden Zimmer genügte, den Bedürfnissen eines zwar kleinen, aber durchaus vornehmen Publikums Rechnung zu tragen.

Erzherzogin Maria Josefa war das erste Mitglied unseres Hofes, welche von nun an, bis der Weltkrieg dies unterbrach, alljährlich im Frühjahr einige Wochen in Brioni verbrachte, und bald hatten wir uns gewöhnt, diese liebenswürdige, einfache und gütige Dame als unsere Schutzpatronin zu verehren.

Ihrem Beispiel folgten schon bald viele Mitglieder der österreichischen und ungarischen Aristokratie.

Aber schon früher war Brioni eine von gelehrten Autoritäten der österreichischen Universitäten wiederholt aufgesuchte Stätte der Erholung und Kräftigung, und wenn Brioni schon damals eine Kurliste gehabt hätte, würde diese die Namen der allerbesten Gesellschaft Österreich-Ungarns, aber auch Deutschlands aufweisen. Von allen Seiten wurde ich animiert, Brioni zu vergrößern, wozu mir indes schon damals verfügbare eigene Geldmittel kaum mehr zur Verfügung standen.

Ich hatte bisher einen Teil meines Aktienbesitzes schon zu Geld gemacht, einen Teil desselben, von welchem es mir aus vielen Gründen schwer fiel, mich zu trennen, bei Rothschild und Gutmann und vorher schon bei der Niederösterreichischen Eskomptegesellschaft

deponiert und à conto dieses Depots einen Kontokorrentkredit dieser Bank in Anspruch genommen. Dieser mußte naturgemäß wachsen, wenn meine Auslagen durch Erweiterungen und Verbesserungen in Brioni die sehr kleine Einnahme, die Brioni erst liefern konnte, und jene, welche ich als Verwaltungsrat verschiedener Aktiengesellschaften bezog, überstieg.

Es waren daher nur kleinere Investitionen, welche Brioni in den Jahren von 1903 bis 1908 erfuhr. Dazu gehörte die Einführung eines regelmäßigen Personenverkehres mit einem neuen Postschiff für den Post- und Reiseverkehr mit Pola. Diesmal war es aber kein Dampfschiff.

Meine Neigung, mir immer die neuesten Errungenschaften dienlich zu machen, veranlaßte mich, für den Betrieb dieses Schiffes einen Dieselmotor zu wählen. Ich hatte schon zwei Jahre früher mit einer sechzigpferdigen Dieselmaschine dem Bedürfnisse unserer erweiterten Hotelanlagen an elektrischem Licht Rechnung getragen.

Die hiefür errichtete Maschinenhalle war schon so dimensioniert, daß sie durch Neuaufstellung weiterer Maschinen auf die vierfache Leistung und darüber hinaus gebracht werden konnte.

Der Betrieb der Dieselmaschine, von der Grazer Waggonfabrik geliefert, erwies sich sehr ökonomisch und bequem in der Wartung. Ein ausgezeichneter Ingenieur dieser Fabrik schien mir die Gelegenheit zu bieten, den damals sehr schwierig erscheinenden Versuch der Verwendung der Dieselmaschine für Schiffe zu wagen. Dieser immerhin gewagte Schritt gelang etwas langsam, aber schließlich doch befriedigend und seither ist dieses erste Schiff mit Dieselmaschine im beständigen Betrieb und wird, wie ich glaube, durch Jahrzehnte die seiner mäßigen Dimensionierung entsprechenden Dienste leisten können.

Diesem ersten Postschiff folgte für Brioni nach einigen Jahren ein zweites mit einer etwas kräftigeren Dieselmaschine, diesmal von der Augsburg-Nürnberger Fabrik gebaut.

Wie ich es so oft beobachten konnte, folgte auch hier in Österreich dem ingeniösen und vielversprechenden Beginn eine Erlahmung. Die Grazer Fabrik, die in dem Bau stabiler Dieselmaschinen sich einen großen Ruf erworben hatte, wollte oder konnte, von Bestellungen überhäuft, den Schiffsmaschinen nur wenig Aufmerksamkeit zuwenden. Sie hat in der Tat infolge meiner Bestellung die

erste Dieselschiffsmaschine der Welt, und zwar für Brioni gebaut. Aber dann nahmen deutsche Fabriken die Führung und haben diese Type so entwickelt, wie wir sie heute in den großartigen Leistungen der Unterseeboote kennen, die nach dem gegenwärtigen Stand der Technik nur durch die Dieselschiffsmaschine möglich wurden.

Dies waren ja alles die Entwicklung Brionis fördernde Dinge, aber so lange die Zahl der den Gästen Brionis zur Verfügung stehenden Wohnräume nicht die Zahl von dreihundert überstieg, konnte auf eine etwas bedeutendere Rente durch die Hotelanlagen nicht gerechnet werden. Ich befand mich also bezüglich meiner finanziellen Situation in einer eher abwärts als aufwärts gehenden Bewegung. Hiezu kam, daß sich meiner immer regen Unternehmungslust ein neues Objekt bot, das mich in den nächsten Jahren beschäftigte und dessen angestrebte Verwirklichung auch einige, wenn auch nicht sehr große Geldmittel in Anspruch nahm.

Regierungsrat Doktor Svetlin hatte mich gebeten, an der Küste Istriens irgend einen, nicht zu teuer verkäuflichen Grundbesitz zu suchen, auf welchem er die Vorzüge des dortigen Klimas irgendwelchen humanitären Heilzwecken zuwenden konnte.

Mein Sohn Karl besaß ein ausgezeichnetes kleines Automobil und stellte sich selbst als dessen Lenker mir zur Verfügung. Es begann mit Hilfe dieses trefflichen Werkzeuges ein Absuchen der südöstlichen und der südwestlichen Küste Istriens. Hiebei stieß ich an der Küste südöstlich von Pola auf einen fast sechs Kilometer in das Land einschneidenden Hafen, dessen vorzügliche Qualitäten bisher nicht nur mir, sondern, wie ich bald erkennen mußte, auch unserer Kriegsmarine und unserer Seebehörde fast völlig entgangen waren.

Es war dies der Hafen von Medolino. Die natürlichen Vorzüge desselben konnten mit verhältnismäßig kleinen Mitteln den öffentlichen Interessen Österreichs dienstbar gemacht und für das südöstliche Istrien eine Entwicklung eingeleitet und begonnen werden, welche diese fruchtbaren Landstriche aus ihrem nun wohl schon mehr als tausendjährigen Schlafe zu neuem, kräftigem und tätigem Leben erwecken konnte.

Die Hauptstadt der Provinz Dalmatien, Zara, bisher so entlegen und nicht einmal eine einzige sichere und tägliche Post- und Reiseverbindung mit dem Zentrum des Reiches besitzend, konnte

ohne Aufwand großer Geldmittel unter Benützung des Hafens von Medolino bei Verwendung des schon bestehenden Eilzuges, welcher 7 Uhr 20 Minuten abends von Wien abgeht, schon nächsten Mittag erreicht werden, Post und Reisende, welche Mittags von Zara abfuhren, schon am nächsten Morgen um neun Uhr in Wien eintreffen.

Medolino—Zara entspricht der Distanz Ostende—Dover, diese kann hier, ebenso wie dort, unter Berührung Lussins leicht in drei bis vier Stunden durchmessen werden, mit einem täglichen Hin- und Herfahren in einer im ganzen nur acht Stunden täglich in Anspruch nehmenden Fahrzeit des Schiffes.

Eine zweiundzwanzig Kilometer lange Bahnstrecke von Zara nach Sebenico könnte dort die schon bestehende Bahn Sebenico—Spalato treffen. Nun würde auch schon Spalato die Vorteile einer regelmäßigen und sicheren Verbindung mit dem Zentrum des Reiches gewinnen. Es würde dann nur mehr des Ausbaues einer fünfzig Kilometer langen Bahnstrecke von Spalato nach Metkovitz bedürfen, um auch schon das bestehende südliche dalmatinische und bosnische Eisenbahnnetz zu erreichen und damit auch den Anschluß an Bosnien. Hiedurch würden diese schönen, bisher so entlegenen und in einem so lockeren Zusammenhang mit dem Zentrum des Reiches stehenden Landstriche erst tatsächlich für Österreich gewonnen sein. Ich meinte, jeder vernünftige Mensch müßte dies einsehen, vor allem die staatlichen Organe, zumal die militärischen.

Alle Vertreter der Interessen von Istrien, Lussin, vor allem Dalmatien, ja auch Bosnien, könnten sich, meinte ich, der Erkenntnis nicht verschließen, daß hier mit verhältnismäßig kleinen Mitteln für alle diese Faktoren ganz außerordentlich Nützliches geschaffen werden könnte. Nur Ungarn konnte finden, daß ein Teil des dalmatinischen Handels von Fiume abgelenkt werden würde, aber es konnte, da ja alle diese Verkehrswege sich auf österreichischem Terrain bewegten, nicht hindernd eintreten.

Ich war und bin auch heute noch von der Richtigkeit meines Ideenganges überzeugt und wollte, soweit es mir möglich wäre, dazu beitragen, die Verwirklichung dieser Idee tunlichst zu erleichtern. Es bot sich damals gerade die Gelegenheit, jene felsige und mit

Wald bewachsene Landzunge käuflich zu erwerben, welche den Hafen von Medolino gegen Wind und Wellen deckt, hiedurch so besonders ruhig und sicher gestaltet und nur eine Einfahrt von zweihundert Meter, genügend tief auch für die größten Schiffe, frei läßt.

Eine in den sich nach einwärts ausbreitenden Hafen vorspringende Halbinsel Isola, dem Bistum von Parenzo gehörig, konnte ich zunächst auch billig erwerben.

Mit weiteren kleinen Erwerbungen konnte ich diese Gebiete aneinanderschließen, so daß der Rand des gesamten östlichen Flügels des etwa sechs Kilometer tiefen Hafens in meinen Besitz kam. So war ich in der Lage, bei meiner Anregung dem österreichischen Handelsministerium gegenüber mich zu erbieten, im Falle, daß dasselbe die Verwirklichung meiner Anregung in Angriff nehmen würde, alle Grundstücke, welche der Staat auf dieser Seite des Hafens für seine Zwecke benötigt, zu dem sehr billigen Ankaufspreise, mit welchem ich sie in der Hand hatte, zu überlassen.

Alle jene, vom Staat nicht benötigten und mir übrig bleibenden Reste würden im Laufe weniger Jahre wesentlich größeren Wert erhalten und ich konnte mich hiedurch für meine bisherigen Bemühungen und Geldauslagen entschädigt erachten.

Meine Vorsorge erstreckte sich auch dahin, für die Bauten des Hafens leicht und billig zuzuführendes Steinmaterial zu sichern und einige Süßwasserquellen, welche in Medolino am Rande des von mir erworbenen Gebietes dem Meere zufließen, weiter rückwärts fassen zu können.

Alle diese Erwerbungen haben einen Geldbetrag von zirka siebenhunderttausend Kronen in Anspruch genommen.

Die Bemühungen, meinen Besitz um den Hafen herum noch weiter auszudehnen, um eine mir wertvoll erscheinende Süßwasserquelle zu sichern, bot schon etwas Schwierigkeit. Direktor Zuffar glaubte, daß eine solche Erwerbung leichter im Wege des Tausches auszuführen wäre, und empfahl zu diesem Zwecke den Ankauf eines zufällig billig angebotenen Grundbesitzes von 245 Hektaren in Altura, um für die am Hafen von Medolino angestrebten Gründe nicht Geld, sondern etwa ein größeres Ausmaß fruchtbaren Bodens als Tauschwert bieten zu können. Der verhältnismäßig rasch ver-

laufende Tod Direktor Zuffars beraubte mich des Mannes, welcher eine solche Transaktion erfolgreich durchführen konnte. Aber der Kauf von Altura war mit hundertzwanzigtausend Kronen erfolgt. Es war ein schönes, zum Teil tiefgründiges Stück Erde, ein Drittel desselben mit dem istrianischen Niederwald bestockt. Es war die Hälfte eines ursprünglich doppelt so großen Besitzes, Dezennien vorher, gelegentlich einer Vererbung in zwei sehr lange, an einzelnen Stellen verhältnismäßig schmale Streifen zerlegt. Auch die zweite Hälfte dieses einmal großen Grundbesitzes war von seinen Besitzern schon längst angeboten. Auf diesen beiden Landstreifen stand je eine ziemlich verfallene Baulichkeit, viel zu klein, um so vielen Menschen und Tiern Raum zu geben, als für eine einigermaßen moderne Bewirtschaftung dieser weitläufigen Gründe notwendig sein würde. Aber beide Grundstücke zusammen konnten doch schon die Grundlage einer größeren Landwirtschaft bieten und so entschloß ich mich zu schon wesentlich höheren Preisen auch zum Ankauf der zweiten Hälfte. Einen weiteren Zuwachs erfuhr dieser Grundbesitz durch ein anschließendes Grundstück von zwanzig Hektaren, welches Direktor Zuffar einige Jahre vor seinem Tode von einem seiner Freunde übernommen hatte. Nach dem Tode Zuffars bat mich dessen Witwe, auch diesen Besitz, dessen Bewirtschaftung ihr mangels jeder darauf befindlichen Baulichkeit schwer fallen würde, käuflich zu übernehmen. So wurde ich Eigentümer von zirka fünfhundert Hektaren völlig vernachlässigten, kaum irgend bewirtschafteten Bodens auf dem istrianischen Festlande, auf welchem allerdings wieder, nur unter Aufwand von Geld, eine moderne und rentable Landwirtschaft entstehen konnte, aber dann viel großartiger, als es die kleinen für Landwirtschaft geeigneten Flächen in Brioni möglich erscheinen ließen. Dort konnte ein großer Viehstand erhalten werden und dann von dort die zu melkenden Kühe nach Brioni kommen, um daselbst den immer wachsenden Bedarf an Milch zu befriedigen. Auch für Weinbau standen in Altura zehnfach größere Flächen zur Verfügung und es war der augenscheinlichen Lust und Begabung meines Sohnes Karl für Landwirtschaft ein ziemlich weites Feld dieser Tätigkeit eröffnet. Die Anfänge dieser Tätigkeit, durchaus vielversprechend, waren kaum in die Wege geleitet, als der Krieg die Evakuierung der Bevölkerung Alturas verursachte und ein Abwarten des Eintrittes friedlicherer Zeiten die weitere Entwicklung vorläufig hemmte.

Der damalige Eisenbahnminister Dr. Derschata, die Richtigkeit meiner Ideengänge erkennend, empfahl mir in Gegenwart seines Sektionschefs Dr. Weber (nun seit Jahren Generaldirektor der Südbahn), die Trassierung des Bahnanschlusses, welcher den Hafen von Medolino mit der Istrianer Bahn in Verbindung setzen würde, vorläufig auf meine Kosten, technisch einwandfrei, herzustellen, wobei darauf Rücksicht zu nehmen wäre, nicht die billigste, sondern die beste Trasse zu wählen und durchaus die großen Mängel, welche die Istrianer Hauptlinie mit ihren hundert wechselnden Gefällen und Steigungen besitzt, zu vermeiden. Eine solche Trassierung ließ ich durch einen vorzüglichen Ingenieur der nun schon in den Besitz des Staates übergegangenen Nordbahn vornehmen und die Pläne ausarbeiten, welche für die Konzessionierung dieser Bahnstrecke erforderlich waren. Die Wahl des trassierenden Ingenieurs war dem Eisenbahnministerium genehm und wurde mir von dem Herrn Minister und dessen Sektionschef mündlich die Zusicherung erteilt, daß mir die Kosten dieser Trassierungsarbeiten gegen Übernahme der Pläne ersetzt werden würden, sobald der Staat an den Bau dieser Bahn schreiten könnte. Diese Arbeiten erforderten wieder einen Betrag von mehr als zwanzigtausend Kronen.

Zum Hafen führende Wege mußten gebessert, Gelegenheiten, diesen nun doch schon wertvollen Besitz zu überwachen, geschaffen werden, so daß ich wohl nicht zu hoch greife, wenn ich die Summe des für die Erwerbung von Medolino aufgewendeten Kapitales mit siebenhunderttausend Kronen beziffere.

Eine wesentliche Verminderung dieses Kapitalaufwandes erfuhr ich indes bald durch folgende Umstände:

Der Präsident der größten österreichischen Schiffsbaugesellschaft, des Stabilimento Technico in Triest, Hütterot, erschien eines Tages in Brioni, sagte mir, er halte die von mir angeregte Idee bezüglich Medolinos für völlig richtig. Er habe einmal auf einer Fahrt mit seiner Yacht, von einer stärkeren Bora überrascht, im Hafen von Medolino Zuflucht gefunden und sich drei Tage dort aufgehalten. Er sei höchst erstaunt, daß ihm nicht schon damals die von mir angeregten Ideen klar geworden wären. Er würde nun Wert darauf legen, die in den Hafen einspringende Insel Isola mit den beiderseits anschließenden Buchten zu erwerben. Diese letzteren würden sich auch außerordentlich für die Anlage von Trockendocks eignen.

Er würde hiefür Käufer sein, wenn ich ihm dieses Terrain ablassen wollte. Es war eine kaum eine Viertelstunde währende Besprechung, die zu einem Abschluß führte. Ich schlug ihm vor, meinen gesamten derzeitigen Besitz in Medolino mit den erworbenen Häusern, Quellen und Steinbrüchen für die runde Summe von einer Million Kronen zu übernehmen. Er machte mir den Gegenvorschlag, vorläufig nicht das Ganze, sondern einen Teil, speziell die den Namen Isola führende Halbinsel zu überlassen, von der Seebehörde die Überlassung der beiderseits von Isola befindlichen weiten und flachen Seebuchten für seine Rechnung zu betreiben, und bot mir für die Überlassung dieses Terrains als Anzahlung zweihunderttausend Kronen. Weitere zweihunderttausend Kronen sollte ich erhalten, sobald es mir gelungen wäre, die Bahnverbindung des Hafens mit der Istrianer Bahn zustande zu bringen.

Ich akzeptierte seinen Vorschlag, eine Stenographin brachte denselben nach Hütterots Diktat zu Papier und ich hatte wenigstens einen Teil des bisher aufgewendeten Kapitales wieder zurückerhalten. Ein darauffolgender Besuch Medolinos seitens Hütterots, das von Brioni unter Benützung eines Autos nur dreiviertel Stunden entfernt ist, gab mir Gelegenheit, zu erkennen, mit welchem Verständnis und mit welcher Weitsichtigkeit dieser die Errichtung neuer Etablissements für das Stabilimento Technico in Aussicht nahm, wobei er mich bat, daß ich, mit den Lokalverhältnissen gut vertraut, ihm jede mir mögliche Hilfe leisten sollte, was ich versprach. Bald folgten neue Anträge.

Eine Petroleumraffinerei wollte zehn Hektar geeigneten Grundes erwerben zu mir sehr konvenierenden Preisen. Ich sollte indes die Garantie übernehmen, daß binnen zwei Jahren die Bahnverbindung des Hafens mit der Istrianer Bahn hergestellt sei.

Eine große österreichische Kalkindustrie wollte ein besonders geeignetes Terrain übernehmen und außerordentlich große Halden schon gebrochenen, sehr reinen Kalksteines heranziehend, den ersten Kalkringofen in der Provinz Istrien errichten und zunächst auch den für den Bahnbau gebrauchten, mit der Maschine gebrochenen Schotter und Bausand herstellen. Alles dies ließ sich sehr vielversprechend an und es hatte den Anschein, als würde in der Tat ein neues Kulturzentrum für das südöstliche Istrien erstehen.

Ich muß auch noch erwähnen, daß östlich von dem Felsrücken, der als eine natürliche Diga dem Hafen von Medolino so große Sicherheit gegen Wind und Wellengang gewährt, sich eine seichte und sandige Meeresbucht befindet, völlig geeignet, vielleicht einmal einem regeren Fremdenverkehr zu dienen, welchem landschaftliche Reize und klimatische Verhältnisse fast ähnliche Chancen bieten würden wie jene, auf welchen sich die erhoffte und erstrebte Entwicklung Brionis zu gestalten schien. Daß alles dies Große, Schöne, Nützliche mit sehr bescheidenen Mitteln hier entstehen und aus eigener Kraft wachsen konnte, aber dennoch nicht erstand, scheint mir die Eigenart meines Vaterlandes so deutlich zu illustrieren, daß ich glaube, es gewissermaßen als ein Schulbeispiel eingehender behandeln zu sollen.

Das Erkennen der Bedeutung Medolinos wurde markiert durch eine eingehende lokale Besichtigung der Örtlichkeit seitens des Herrn Handelsministers Dr. Forst in Begleitung fast aller Chefs, die dem Handelsministerium unterstanden, also auch des Präsidenten der Seebehörde. Der Eindruck dieses Augenscheins war ein so günstiger, daß der Handelsminister scherzend fragte, ob ich bereit sei, ihm in Medolino als werktätigem Schöpfer desselben ein Denkmal zu setzen.

Einer seiner hochstehenden Begleiter, auch heute in einer hohen staatlichen Stellung, bedauerte meiner Schwiegertochter gegenüber, daß ich mit der ganzen Sache nicht zuerst an ihn herangetreten sei, er wäre imstande gewesen, die Sache in kürzester Zeit in Sicherheit zu bringen. Der damals oberste Chef der Marine sagte mir, daß seitens der k. k. Marine und der Festung Pola keine Einwendungen gegen die Nutzbarmachung des Hafens bestünden. Außerdem sei dieser schon heute durch zwei ihn beherrschende Mörserbatterien des Festungssystems Pola völlig geschützt. Aber bald konnte ich merken, daß meine Pläne durchaus nicht die Sympathie jener militärischen Kreise besaßen, welche der k. k. Marine nicht angehörten.

Es ist ja eine häufig beobachtete Übung bürokratisch geleiteter Ämter auch außerhalb Österreichs, von vornherein allem etwa Neuentstehenden grundsätzlich Schwierigkeiten zu bereiten, wobei oft die kurzsichtigsten Vorwände herhalten müssen, um eine Nichtbetätigung als pflichtgemäße staatliche Fürsorge erscheinen zu lassen.

Schon bei der behördlichen Beurteilung der vorgelegten Trasse begehrten die militärischen Vertreter, die Trasse müsse so geführt werden, daß sie gleichzeitig eine Art Gürtelbahn sei, welche eine größere Anzahl von Forts von Pola miteinander verbinde. Dies war eine Forderung, welche den mir vom Eisenbahnminister gestellten Ansprüchen durchaus widersprach und die Kosten dieses Bahnflügels mehr als verdoppelt haben würde. Meine Bemühungen, den Chef des Generalstabes zu bewegen, von diesen Forderungen dann Abstand zu nehmen, wenn schon beim Bau der Linie überall dort Weichen eingelegt würden, wo das k. k. Festungskommando ein Interesse daran hätte, einzelne Forts durch Geleise an die Hauptbahn anzuschließen, hatten keinen Erfolg. Dieser Vorschlag wurde gar nicht in Erwägung gezogen. Nach zweitägigem stundenlangem Warten im Vorzimmer des Herrn Generalstabschefs, obschon ich durch seinen Stellvertreter verständigt war, daß und wann man mir Gehör schenken wollte, wurde ich endlich vorgelassen. Bisher konnte ich nur täglich eine unglaublich große Zahl in Gala vorsprechender Offiziere beobachten. Es waren augenscheinlich die üblichen formellen Meldungen und Etikettbesuche, welche eigentlich mit dem militärischen Dienste kaum etwas zu tun hatten. Endlich am dritten Tage vorgelassen, fand ich den Akt, welcher die Trassierungslinie enthielt, auf dem Schreibtisch liegen, wohl kaum geöffnet und angesehen. Der Generalstabschef schnitt alle meine Erläuterungen damit ab, er wolle keine Schwierigkeiten bezüglich der Führung der Trasse machen, wenn ich ihm für den Bau gewisser notwendiger Forts bei Pola sechs Millionen Kronen zur Verfügung stellen würde. Alle meine Vorstellungen, daß ich, um etwas Nützliches zu schaffen, schon einige hunderttausend Kronen meiner schmalen Geldmittel aufgewendet hätte, selbst jedoch das geforderte Geld nicht besitze und sicher auch in Österreich niemanden finden würde, der auch nur so viel, wie ich, gewissermaßen à fond perdu verwenden wollte, um etwas Nützliches zu schaffen, hatten nur den Erfolg, daß Exzellenz die Forderung von sechs Millionen auf sechshunderttausend Kronen und schließlich auf dreihunderttausend Kronen ermäßigte, und da ich auch dies nicht zusagen wollte, mich entließ. Bevor ich wegging, bat ich seinen Stellvertreter, mir gütigst den von mir seit Wochen vorgelegten Akt, der auf dem Schreibtisch Seiner Exzellenz lag, auszufolgen. Derselbe schien Kenntnis von demselben zu haben, sprach

sehr verständig, ja mit Interesse von demselben, bedauerte indes, daß alles vom Herrn Generalstabschef abhänge; ich solle indes den Akt noch dort lassen, vielleicht habe er Gelegenheit, diesbezügliche Mißverständnisse zu klären.

Acht Tage später wieder vorsprechend, nahm ich den zurückgelassenen Akt selbst von dem Schreibtisch des Herrn Generalstabschefs, wo er sicher diese acht Tage völlig ungestört, höchstens vom Kanzleidiener abgestaubt, gelegen war, ohne daß sich irgend jemand um denselben gekümmert hätte.

Nun, im Jahre 1916 mußte ich von vielen hohen Offizieren immer wieder hören, wie bedauerlich es sei, daß der kurze Bahnflügel nach Medolino nicht hergestellt worden sei, er hätte den militärischen Interessen Polas und dem ungestörten Verkehr mit Dalmatien und Fiume ganz außerordentliche Dienste leisten können.

Aber auch die in Aussicht gestandene Errichtung einer Petroleumraffinerie mit ihren Vorräten an Rohmaterial hätte, in der Kriegszeit ausschließlich militärischen Interessen dienstbar gemacht, in dem Hafen von Medolino eine unendlich viel bessere und sicherere Situation gehabt, wie die seither zu errichten nötig befundenen an der Westküste im Hafen von Pola befindlichen großen Reservoire von Blauöl und Benzin. Auch für den Bau von Unterseebooten und zumal für die von diesen benötigten Trockendocks konnte man sicher keine Örtlichkeit finden, welche bezüglich der Sicherheit und der Billigkeit auch nur annähernd jene Vorteile bieten würde, wie sie der Besitz des Stabilimento Technico mit den rechts und links anliegenden Buchten bietet. Es hat den Anschein, daß das Talent, allgemein Nützliches zu schaffen, noch lange in Österreich-Ungarn nicht gewertet wird — und dies ist die Quelle der überall augenscheinlichen Rückständigkeit. Und die Persönlichkeiten, welche im Grunde genommen diese Rückständigkeit verschulden, geben sich noch der kurzsichtigen Täuschung hin, sich besonders patriotisch für ihr Vaterland betätigt zu haben.

Der Hafen von Medolino und dessen Umgebung besitzt indes nach vielen Richtungen hin so wertvolle Eigenschaften, daß mein dort vorläufig passiv festgelegtes Kapital meinen Erben wohl eine Last sein konnte, anderseits aber doch die Aussicht offen läßt, der dritten Generation einigermaßen vielleicht zu ersetzen, was der

Großvater eigentlich zu Lasten seiner Erben auf diese interessante Lokalität aufgewendet hat.

Alle Grundkäufe von Medolino hat Direktor Zuffar mit so großem Geschick trotz seinem schon sehr Besorgnis erregenden Gesundheitszustande ausgeführt, daß ich ihm als Zeichen meiner Anerkennung von den mir seitens des Stabilimento Technico zugekommenen zweihunderttausend Kronen zwanzigtausend Kronen überwies und dies auch von den zweiten zweihunderttausend Kronen zu tun beabsichtigte, wenn diese Summe durch das Zustandekommen des Bahnanschlusses flüssig werden würde. Leider verschlechterte sich der Gesundheitszustand des Mannes sehr rasch und mit Mühe nur konnte man ihn dazu bewegen, den von den Ärzten empfohlenen Aufenthalt in Höhenluft aufzusuchen. Eine kleine, in Mittenwald bei Villach eingetretene Besserung ließ ihn einen Ausflug in etwas größere Höhe unternehmen. Dort befielen ihn Herzkrämpfe, welche nach fast zweitägigem schweren Leiden seinen Tod verursachten. Dies war ein schwerer Verlust für mich und für Brioni. Meine beiden Söhne waren eifrig bemüht, mir und Brioni diesen Verlust einer so fähigen und pflichttreuen Arbeitskraft zu ersetzen. Hiebei ergab sich eine Teilung der Arbeit. Karl wollte und sollte die Verwaltung Brionis, Leopold die Pflege der schon ziemlich entwickelten Einrichtungen für Fremdenverkehr und das Weingeschäft, dessen Niederlage in Wien er mit Fleiß und Geschick organisiert hatte, übernehmen. Ihren natürlichen Veranlagungen nach waren beide für die ihnen zufallende Tätigkeit besonders befähigt und beide haben auch in der Tat in den darauffolgenden Jahren mir und Brioni nach vielen Richtungen hin ganz ausgezeichnete Dienste geleistet.

Mitte Juli 1908 erhielt Brioni den Besuch des Thronfolgers, Seiner kaiserlichen Hoheit Franz Ferdinand und seiner Gattin, der Herzogin von Hohenberg.

. . . .

. . . .

. . . .

Brioni 1917.

6282/61



26/67 N

[...]OSS LIBRARY
UNIVERSITY OF CONNECTICUT

